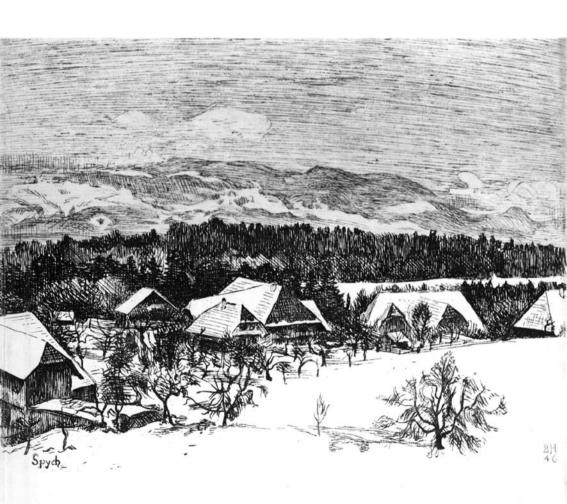
JAHRBUCH DES OBERAARGAUS

1969



JAHRBUCH DES OBERAARGAUS 1969

Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde

Zwölfter Jahrgang Herausgeber: Jahrbuch-Vereinigung Oberaargau Druck und Gestaltung: Fritz Kuert AG, Langenthal

Clichés: Henzi AG, Bern

Umschlagzeichnung von Bruno Hesse, Oschwand: Spych Vierfarbendruck: Schwarzhäusern. Ölgemälde von Ernst Morgenthaler, 1955

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	7
Gerold und Gesima an der Aare	9
Ein neues Naturschutzgebiet: Das Erlimoos bei Oberbipp	1
Tagfalter des Oberaargaus	9
Zur Landschaftsgeschichte des Oberaargaus	5
Gedichte	6
Zwei Bernerinnen fahren nach Livland und begegnen Albert Bitzius 6 (Hans Henzi, Sekundarlehrer, Herzogenbuchsee)	2
Der Zeitglockenturm von Wangen an der Aare	9
Jakob Käser (1884—1969)	3
Der Oberaargau und die Burgerfrage	2
Wissenswertes über Gondiswil	9
Gesundheitsfürsorge und ärztlicher Dienst im Oberaargau	2
Schwarzhäusern und die Familie Burkhard	0
Tätigkeitsbericht 1968 der Heimatschutzgruppe Oberaargau	6

VORWORT

Alljährlich freut sich die Schriftleitung, einer treuen Leserschaft den neuen Band des Jahrbuches auf den Weihnachtstisch zu legen. Die Spanne im Erscheinen unserer Bücher scheint immer kürzer, der Lebensrhythmus schneller zu werden. Doch arbeiten wir ja nicht nur für den Tag: manches wird seinen wahren Wert erst nach Jahren und Jahrzehnten erhalten.

Gemäss bewährter Übung haben wir uns wiederum bemüht, ein ausgewogenes Werk zu gestalten, das jedermann etwas bieten kann. Wieviel Einsatz dahinter steckt, vermögen nur die Beteiligten zu ermessen; allein — trotz zunehmender Belastung — geht die Arbeit im Freundeskreis freudig und leicht von der Hand. Auch über unsere engere Heimat hinaus geniesst das Jahrbuch einen guten Ruf — das Echo des Lesers ist uns Dank und Verpflichtung. Diesen Dank geben wir gerne weiter an unsere einsatzfreudigen Autoren, an alle unser Unternehmen stützenden Subvenienten und nicht zuletzt an die Druckerei, die stets ihr Bestes gibt.

Leider hat sich aus verschiedenen Gründen die Drucklegung des angekündigten Sonderbandes «Die Errichtung der bernischen Landeshoheit über den Oberaargau» verzögert. Der Versand erfolgt nun endgültig ab 1. März 1970; die Subskription läuft bis zu diesem Termin weiter (vgl. beiliegende Bestellkarte). Wir bitten die Besteller um Nachsicht.

Die Jahrbuchvereinigung Oberaargau erfreut sich im übrigen einer langsamen, aber stetigen Entwicklung und kann auf unzählige ehrenamtliche Helfer im Lande zählen. Die Redaktion schätzt sich glücklich, ihre Reihen durch die Herren Hans Henzi, Herzogenbuchsee, und Hans Huber, Bleienbach, ergänzt zu sehen.

Auch im nun endenden Jahr hat Freund Hein unsere Reihen nicht verschont: im hohen Alter von 85 Jahren ist im Juni unser Heimatdichter, der Madiswiler Dorfschmied Jakob Käser, gestorben. Er, der unsere Mundart literaturfähig gemacht hat, findet im vorliegenden Buch eine Würdigung durch Karl Stettler.

Endlich beweist der 12. Band unserer Reihe, wie sehr der Oberaargau auch mit der Weltkunst in Beziehung stand und steht: Carl Spitteler lauscht dem Wellenspiel unserer Aare, während Maria Waser aus Herzogenbuchsee das Jahr im Vers zu fassen sucht. Der Ursenbacher Ernst Morgenthaler malt das Bild von Schwarzhäusern, und Hermann Hesses Sohn schmückt den Umschlag mit feinem Strich aus den Buchsibergen. Möge dies Symbol unserer Arbeit sein: im Heimatlichen verwurzelt zwar, geht unser Blick dennoch in alle Weiten und Höhen.

Solothurn/Wangen a. d. A., im November 1969

Karl H. Flatt

Redaktionskommission

Dr. Robert Obrecht, Wiedlisbach, Präsident
Dr. Valentin Binggeli, Langenthal
Dr. Karl H. Flatt, Solothurn/Wangen a. d. A., Sekretär
Hans Henzi, Herzogenbuchsee
Otto Holenweg, Ursenbach
Hans Huber, Bleienbach
Hans Indermühle, Herzogenbuchsee
Werner Staub, Herzogenbuchsee
Karl Stettler, Lotzwil

Geschäftsstelle: Hans Indermühle, Herzogenbuchsee



Aarelandschaft mit Schwarzhäusern. Ölgemälde von Ernst Morgenthaler, 1955

GEROLD UND GESIMA AN DER AARE

CARL SPITTELER

«Ist dirs nicht ebenfalls verboten, allein an die Aar zu gehen?» fragte Gesima.

«Nur von der Mama. Mein Papa ist selber beim Militär und begreift, dass Gefahr eine Ehre ist. Er tut zwar, als wäre er ungehalten, wenn wir etwas Waghalsiges unternehmen, aber es freut ihn heimlich doch; er lacht mit den Augen dazu. — Du aber rührst dich nicht! Gelt? ich kann mich darauf verlassen? Du versprichst es mir? Du weisst, ich habe die Verantwortlichkeit für dich.»

«Ich, wenn mir etwas verboten ist, so brauche ich keine Ermahnungen; ich tu es einfach nicht.»

Also lief er den Hügel hinab zur Aar. Dort streifte er auf der Suche nach einem Schützenplatz und glatten Steinchen der Strömung entlang hinter dem Weidensaum. Jetzt, so nahe am Ufer, war der Fluss nicht mehr stumm, sondern gab einen unheimlichen dröhnenden Metallruf von sich, immer den nämlichen.

«Geh nicht zu nah zum Wasser! und entferne dich nicht zu weit!» warnte Gesimas Ruf von oben.

«Ich kann sechs Züge schwimmen», meldete er stolz zurück.

Ein tief in den Schatten getauchter schwarzer Waldgraben, wo der Strom in pfeilschnellen Wirbelringen vor einer Felswand umbog, zog ihn an; erstens wegen des fürchterlichen Anblicks, zweitens weil sich an dieser grausigen Stelle eine Halbinsel von Schiefergeschütt wie ein Dreieck weit in den Fluss vorschob, die Spitze des Dreiecks im Wasser; dort mussten sich geeignete Wurfgeschosse in Mengen vorfinden. Langsam, Fuss vor Fuss setzend, wagte er sich auf dem Geschütt vor, bange und bebend, mit verhaltenem Atem und klopfendem Herzen, denn ihm war, als wollte ihn der reissende Wogenschuss von dreien Seiten zugleich angreifen, umwälzen und fortschwemmen; und das einförmige Dröhnen des Stromes hatte sich in ein heulendes Brausen verwandelt. Nachdem er ein glattes Scheiblein aufgelesen, pflanzte er sich in schräger Schützenstellung fest auf die Beingestelle und schickte es waagrecht über die

Fläche. Ein-, zwei-, dreimal berührte der Stein streifend das Wasser, milchweisse Spritzer zischten empor, die von dem finstern Wasserrachen sofort verschluckt wurden; schnapp, wie von einem Krokodil. Doch Krokodile gibt es nicht in der Aar. Allerdings, wenn man abergläubisch wäre, könnte man meinen, dort in jener meergrünen Wirbelmühle glotzten zwei Krokodilaugen und dort von oben kämen mehrere hintereinander mit der Strömung geschwommen, tückisch unterm Spiegel verborgen, bewegungslos anreisend, sich tot stellend. Unsinn! — Ha! da segelte er mitsamt der Insel, worauf er stand, den Fluss hinunter, dass er schwindelnd mit den Armen nach einem Halt fischte, während gleichzeitig eine ungeheure Riesenschlange, um die Waldecke schiessend, ihn blitzschnell verfolgte. Lächerlichkeit! Augentäuschung! es schien nur so. — Aber wenn doch nur Gesima mit ihrem läppischen Geschrei aufhören wollte! sie verwirrt einem vollends den Kopf damit. «Stille schweigen!» herrschte er ihr zu. Solch eine Dummheit! Sie könnte einen schliesslich noch anstecken mit ihrer einfältigen Angst.

Und bückte sich, um ein zweites Tellerchen auszuwählen... Allein nun war es auf einmal zuviel. Das unaufhörliche Heulen des brausenden Flusses, der haltlose Zug der reissenden Strömung, das schwindelhafte Kreiseln der Geschwindwirbel mit ihren Ungeheueraugen und schmatzenden Lippen, das verräterische Gebaren seines Standbodens, der jeden Augenblick Miene machte, plötzlich bachab zu reisen, hinterlistig, ohne Warnung und Vorzeichen, das alles, vereint gegen seinen Mut unablässig anstürmend, ohne eine Sekunde Waffenstillstand, übermochte auf die Länge endlich seine Kraft, und jählings packte ihn das Grausen. «Fort aus dieser flüssigen Hölle!» schrie sein Herz. Noch gelang es seiner Tapferkeit, ehrenhalber ruhig nach dem rettenden Ufer zu schreiten, stolz, in aufrechter Haltung; kaum jedoch spürte er sich auf sicherem Erdboden, so rannte er in toller Flucht den Wald hinauf.

Dort sprang ihm die vor Angst weinende Gesima mit Vorwürfen entgegen, fasste ihn am Ärmel und zerrte ihn mit sich, irgendwohin, einerlei, nur weg von der gefährlichen Flut, fort aus dem unheimlichen Wald! Und beiden dünkte es, als ob das schillernde Stromungeheuer hinter ihnen die Anhöhe heraufgestiegen käme, um sie zu verfolgen, so dass sie anfingen, flüchtlings zu laufen. Bis von dem schauerlichen Singen des Wassers nicht mehr der leiseste Ton zu vernehmen war; da erst atmeten sie auf.

Zwei Stellen aus «Die Mädchenfeinde», deren Handlungsort zwischen Balsthaler Klus und Wiedlisbach liegt.

EIN NEUES NATURSCHUTZGEBIET: DAS ERLIMOOS BEI OBERBIPP

KARL LUDWIG SCHMALZ¹

In einer Senke der flachwelligen Endmoränenlandschaft, die der Rhonegletscher in der letzten Eiszeit geprägt hat, liegt zwischen Oberbipp und Wangen an der Aare das etwa 7 Jucharten grosse Erlimoos. Wegen seiner Muldenlage ist es Sumpf- und Moosgebiet geblieben und nicht — wie die fruchtbaren Gebreiten seiner weiteren Umgebung — unter den Pflug genommen worden. Diese Sonderstellung ist ihm erhalten geblieben bis in unsere Zeit hinein, wo solchen natürlichen Überbleibseln aus Gründen des Natur- und Landschaftsschutzes eine neue Wertschätzung widerfährt. Darum ist das Erlimoos beim Bau der Nationalstrasse N1 und der damit zusammenhängenden Melioration Oberbipp vor Aufschüttung und vor dem Verschwinden bewahrt worden, und am 4. September 1969 hat es der Regierungsrat des Kantons Bern mit dem Ankauf und der Erklärung zum Naturschutzgebiet endgültig gesichert. Damit ist ein alter Wunsch erfüllt worden.

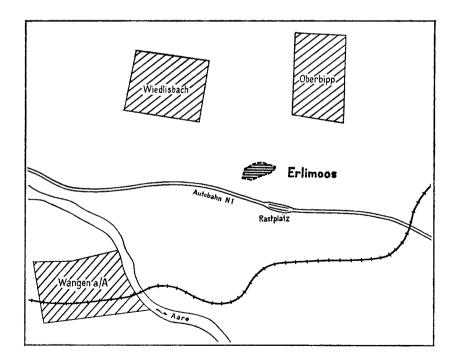
Frühere, erfolglose Schutzbestrebungen

Im Jahre 1945 hat Walter Tschumi, Präsident des ornithologischen Vereins und des Naturschutzvereins Wiedlisbach, dem Schweiz. Bund für Naturschutz die Anregung unterbreitet, es sei das Erlimoos unter Naturschutz zu stellen. Die Eingabe wurde der Naturschutzkommission des Kantons Bern überwiesen und von dieser zur Begutachtung an die regionale Naturschutzkommission Oberaargau weitergeleitet. Deren Mitglied und späterer Präsident, Dr. E. Bütikofer in Wiedlisbach, erstattete am 24. Sept. 1945 den nachfolgenden Bericht:

«Das Erlenmoos, früher auch genannt der «Bipperweiher», liegt zwischen Oberbipp-Wiedlisbach und Wangen a. d. A. Es umfasst 13 Jucharten Land in einer Terrain-Senkung. Früher hatte es als Zufluss den Dorfbach von Oberbipp und wurde im Winter als Eisbahn, ferner zum Gewinnen von Eis für das Bierdepot Wangen benützt.

Im Sommer beherbergte es eine reiche Avifauna: Storch, Reiher, verschiedene Enten und Wasserhühner, Rallen und Bekassinen. Durch Ableitung des Zuflusses in die Kanalisation von Wiedlisbach wurde vor einigen Jahren dem Erlenmoos der wesentliche Bestandteil, das Wasser, entzogen, so dass sich heute in ihm nur noch das Schmelz- und Niederschlagswasser sammelt. In trockenen Sommern fehlt ihm das Wasser ganz. Die überaus reiche Flora und Fauna ist daher weitgehend verarmt. Immerhin blüht noch die gelbe Iris und nisten einige standortstreue Enten und Rallenpaare alljährlich zwischen den hohen Rasenbülten.

Ich habe vor ca. 10 Jahren alle Anstrengungen gemacht, das Erlenmoos unter Schutz zu stellen, einerseits um der Jugend des Bipperamtes die einzige ausgedehnte Eisbahn zu erhalten, andererseits um der reichen Vogelwelt das Nähr- und Brutgebiet zu erhalten. Bereits hatte ich mit dem Pächter einen Mietvertrag auf 10 Jahre abgeschlossen, doch wurde dann die ganze Sache



durch die Landanstösser, prominente Bauern von Oberbipp, die die Versumpfung ihres Landes befürchteten, hintertrieben und in der Folge auch der Wasserzufluss aus dem Dorfbach unterbunden.

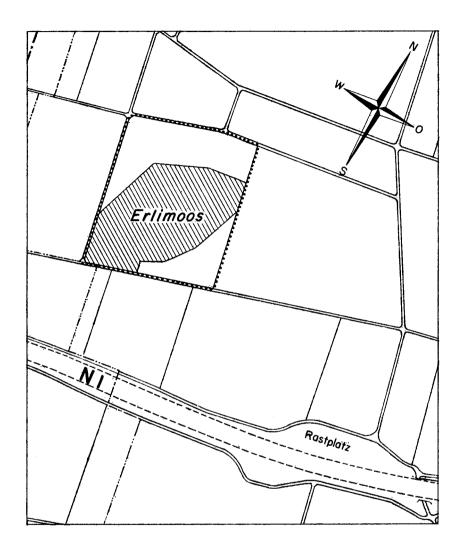
Das Land gehört der Burgergemeinde Oberbipp und wird jeweils einem Bauern verpachtet, der daselbst Streue erntet. Einen Teil der eigenartigen hohen Rasenbülten, zwischen welchem das Wild und die Vögel günstige Verstecke finden, hat der derzeitige Pächter bereits gerodet. Im Frühling finden sich stets Graugänse und Wildenten auf dem Moose ein, ebenso Graureiher, Kibitze und gelegentlich ein Storch. Als Brutvögel kommen wohl nur noch Stock- und Krickente, Rallen und Bekassinen in Betracht. Eine Trockenlegung kommt der hohen Kosten wegen anlässlich der zurzeit durchgeführten Güterzusammenlegung nicht in Betracht. Dennoch wäre eine Unterschutzstellung zu empfehlen, um wenigstens die typische Sumpf- und Riedflora sowie die Avifauna zu retten.»

Am 18. November 1945 fand im Beisein des Antragstellers eine Besichtigung durch die Naturschutzkommission Oberaargau statt, wobei deren Mitglieder zur Ansicht gelangten, dass das Erlimoos für ein Reservat zu klein sei. Vermutlich wurde auch seine Bedeutung angezweifelt, nachdem ihm die Wasserzufuhr bereits entzogen war. Jedenfalls unterblieben weitere Schritte für eine Unterschutzstellung.

Der Verein liess sich dadurch nicht entmutigen und suchte in den Jahren 1956—60 mit Einverständnis der Burgergemeinde Oberbipp durch Pflanzen von Bäumen und Sträuchern das geplante Reservat schöner und wertvoller zu machen — was wohl gut gemeint aber naturschützerisch kaum richtig war.

Schonung bei Autobahnbau und Melioration

Als im Frühjahr 1962 der Bau der Nationalstrasse und die Melioration Oberbipp bevorstanden, wurde aus den Kreisen des Natur- und Vogelschutzes eine besondere Erlimooskommission ins Leben gerufen, die sich unter dem Präsidium von Oberförster W. Haudenschild für eine natürliche Erhaltung des Sumpfgebietes einsetzte, um dieses vor der naheliegenden Auffüllung mit Überschussmaterial und anschliessender Kulturlandgewinnung zu retten. Die kantonale Naturschutzverwaltung unterstützte diese Forderung, und das Erlimoos konnte dank vielseitigem Verständnis aus der doppelten Bedrohung herausgehalten werden. Die Autobahn führt heute in einem Abstand von



Planskizze 1:5000. Siehe Landeskarte 1:25 000, Blatt 1107 (Balsthal). Koordinaten ca. 616.800/233.300

150 m am Erlimoos vorbei, und sie hat dieses nicht geschädigt. Vielmehr ist beobachtet worden, dass seit dem Strassenbau der Wasserstand im Moos höher ist, so dass die Anregung der Naturschutzverwaltung in deren Bericht vom 1.6.1962, es sei für eine Wasserzufuhr zu sorgen, hinfällig wurde. Mit umso besseren Gründen ist daher seitens der Burgergemeinde Oberbipp und der Naturschutzkreise auch eine Ableitung von Autobahn-Oberflächenwasser ins Erlimoos abgelehnt worden. Es wäre ja auch sinnwidrig, wenn man beim Bau der Autobahn und bei der Durchführung der Melioration einen Lebensraum für Pflanzen und Tiere geschont hätte — um ihn kurz darauf durch eine unnatürliche Wasserzufuhr zu gefährden (man denke an das Salzen im Winter, an Ölunfälle ...). Vielmehr galt es, der bisherigen Rücksichtnahme durch Schaffung eines Naturschutzgebietes dauernde Geltung zugeben.

Der Kauf durch den Staat

Am 7. Dezember 1966 ist durch den Verband bernischer Ornithologen eine Eingabe des Landesteils Oberaargau in empfehlendem Sinne der Forstdirektion überwiesen worden. Darin wurde beantragt, es sei das Erlimoos unter Naturschutz zu stellen als Teilersatz für die durch den Kraftwerkbau Neu-Bannwil zum Verschwinden gebrachten Aareinseln. Und am 8. Dezember 1966 traf zudem ein Schreiben von W. Tschumi, dem unermüdlichen Präsidenten des Naturschutzvereins Wiedlisbach ein, der mit Hinweis auf die langjährigen Bestrebungen den neuen Vorstoss warm unterstützte.

Nun hatte bereits am 29. September 1966 die kant. Naturschutzkommission im Beisein von Forstdirektor Dewet Buri anlässlich einer Besichtigung von Neu-Bannwil auch das Erlimoos besichtigt und in die Prüfung des von den BKW zu leistenden Ersatzes für die beiden abgehenden Naturschutzgebiete «in der Breite» und «Vogelraupfi» einbezogen.²

Im Verlaufe der weiteren Verhandlungen mit den BKW erfuhr das Projekt eines neuen Naturschutzgebietes gegenüber der Oenzmündung eine derartige Ausgestaltung, dass mit seiner Verwirklichung der konzessionsbedingte Realersatz vollgültig geleistet wird. Wir beabsichtigen, im nächsten Jahrbuch darüber ausführlich zu berichten.

Die Anerkennung dieses neuen Naturschutzgebietes als Ersatz für die beiden heute verschwundenen Aareinselchen bedeutete indessen nicht den Verzicht auf den Schutz des Erlimooses. Vielmehr wurden durch die Naturschutz-

verwaltung unverzüglich die Verhandlungen mit der Burgergemeinde Oberbipp aufgenommen. Diese brachte der natürlichen Erhaltung des Erlimooses erfreuliches Verständnis entgegen. Auf die zuerst vorgeschlagene Verpachtung konnte freilich die Forstdirektion nicht eintreten, weil damit die dauernde Sicherung nicht gewährleistet erschien. Am 20. Dezember 1968 hat dann die Versammlung der Burgergemeinde Oberbipp mit 47 gegen 5 Stimmen beschlossen, das Erlimoos — soweit Sumpfgebiet — zum Preise von Fr. 1.— pro m² dem Staat zu verkaufen. Die am 10. April 1969 vorgenommene Absteckung des neuen Naturschutzgebietes ergab eine Fläche von 27 240 m² (siehe Planskizze). Der Kaufvertrag wurde am 20. August 1969 verurkundet und am 4. September 1969 vom Regierungsrat genehmigt.

Der Naturschutzbeschluss

Gleichzeitig mit der Genehmigung des Kaufvertrages und der Kreditbewilligung hat der Regierungsrat den dauernden Schutz des Erlimooses beschlossen.

I. Geltungsbereich

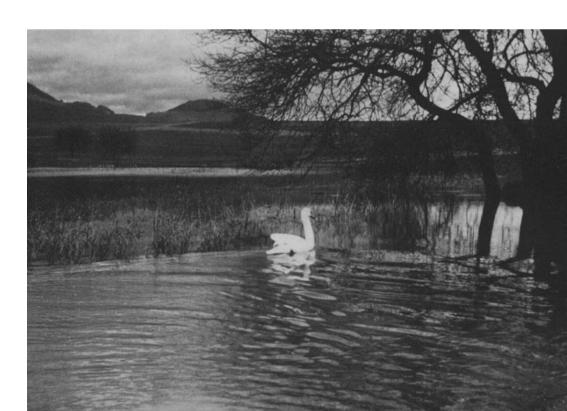
- Das Erlimoos samt seiner n\u00e4hern Umgebung werden dauernd unter den Schutz des Staates gestellt und mit der Bezeichnung «N 100 R 66, Naturschutzgebiet Erlimoos» in das Verzeichnis der Naturdenkm\u00e4ler aufgenommen.
- 2. Das Schutzgebiet umfasst:
 - a) die vom Staate Bern erworbene Meliorationsparzelle Nr. 35 c I bzw. das später zu errichtende entsprechende Grundbuchblatt als innere Zone;
 - b) die beiden der Burgergemeinde Oberbipp verbleibenden Abschnitte der ehemaligen Meliorationsparzelle Nr. 248 als äussere Zone.
- Der Plan 1:1000, angefertigt von Geometer Henauer am 5. Juni 1969 wird als Bestandteil dieses Beschlusses erklärt.

II. Schutzbestimmungen

- 4. Im ganzen Schutzgebiet sind verboten:
 - a) das Wegwerfen, Liegenlassen oder Ablagern von Abfällen und Materialien aller
 - b) das Campieren, insbesondere das Aufschlagen von Zelten oder das Aufstellen von Wohnwagen.



Das Erlimoos bei Oberbipp. Aufnahmen A. Schmalz und U. Obrecht



Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 12 (1969)

- Die innere Zone bildet das eigentliche Naturschutzgebiet, das in seiner Eigenart erhalten bleiben und vor allen künstlichen Eingriffen bewahrt werden soll. Untersagt sind u.a.:
 - a) das Pflücken, Abreissen oder Ausgraben von Pflanzen;
 - b) jede Störung oder Beeinträchtigung der Tiere, ihrer Nester und Gelege;
 - c) die Verunreinigung oder die Entnahme von Wasser.
- Die äussere Zone gilt als Grüngürtel, der einzig landwirtschaftlich genutzt werden darf.

Untersagt ist u.a.:

- jede Veränderung durch Bauten oder Anlagen, die nicht durch die landwirtschaftliche Nutzung bedingt sind.
- Die Forstdirektion kann Ausnahmen von den Schutzbestimmungen in begründeten Fällen bewilligen.

III. Verschiedene Bestimmungen

- 8. Für die Ausübung der Jagd und der Fischerei gelten die gesetzlichen Bestimmungen.
- Aufsicht und Kennzeichnung des Schutzgebietes werden durch die Forstdirektion geordnet.
- 10. Die Beschränkungen, die sich aus diesem Beschluss ergeben, sind unter der Bezeichnung «Naturschutzgebiet Erlimoos, N 100 R 66» auf den unter Ziffer 2 hiervor erwähnten Parzellen bzw. auf den noch zu errichtenden Grundbuchblättern anzumerken.
- 11. Widerhandlungen gegen die Schutzbestimmungen werden mit Busse oder Haft bestraft.
- 12. Dieser Beschluss ist im Amtsblatt des Kantons Bern und im Anzeiger des Amtes Wangen zu veröffentlichen. Er tritt mit der Veröffentlichung im Amtsblatt in Kraft.

Betreuung und Erforschung

Wie aus dem Regierungsratsbeschluss hervorgeht, untersteht die Aufsicht über das Erlimoos der Forstdirektion, deren Naturschutzinspektorat eine kleine Kommission ins Leben gerufen hat, die das neue Naturschutzgebiet betreuen wird. Ihr gehören an:

- Oberförster Haudenschild, Niederbipp, als Präsident (gleichzeitig Mitglied der regionalen Naturschutzkommission Oberaargau)
- F. Christen, Lehrer, Oberbipp
- W. Tschumi, Präsident des Naturschutzvereins Wiedlisbach
- Wildhüter Schlup, Herzogenbuchsee (von Amtes wegen)

Die Kommission wird in Zusammenarbeit mit dem Naturschutzinspektorat das Erlimoos überwachen und allfällige Anträge stellen. Im Gegensatz zu früheren Bestrebungen wird sie keine Einpflanzungen vornehmen; denn abgesehen davon, dass ein Naturschutzgebiet nicht ohne Not künstlich verändert werden soll, lieben die Sumpfvögel die freie Zu- und Abflugmöglichkeit. Einzig in der südwestlichen Ecke des Naturschutzgebietes soll neben den bestehenden schönen Eichen ein kleines Feldgehölz angelegt werden. Dieses wird eine bescheidene Kompensation für die zahlreichen Bäume darstellen, die zufolge der Melioration in der weiteren Umgebung verschwunden sind.

Wir hoffen, dass das neue Naturschutzgebiet künftig auch vermehrte wissenschaftliche Beachtung finden werde, denn heute fehlen uns noch Aufnahmen und Beschreibungen in botanischer und zoologischer Hinsicht. Wie wichtig es ist, dass sich Fachleute mit einem Gebiet beschäftigen, zeigen die Beobachtungen bei einem kurzen Besuch des Berichterstatters mit Dr. A. Schifferli und Dr. U. Glutz von der Vogelwarte Sempach am 26. April 1967. Dr. Schifferli berichtete darüber:

«Auf diesem Teich mit seichtem Wasser hielten sich einige Krickenten und mehrere Knäkenten auf. Auch Stockenten lagen versteckt in der niedrigen und nicht sehr üppigen Sumpfflora. Auf den ganz flachen Uferflächen befanden sich 1 Rotschenkel, 2 Bruchwasserläufer und 5 Kampfläufer. Blässhühner und Teichhühner waren ebenfalls anwesend. Ganz in der Nähe zog ein Fischadler vorüber.»

Im Aufsatz «Von den Vögeln im Oberaargau», den Walter Bieri im Jahrbuch des Oberaargaus 1968, Seiten 127—175, erscheinen liess, bilden diese Beobachtungen eines einzigen kurzen Besuches das Hauptmaterial für das Erlimoos. Es sind von dort sonst nur Stockente, Knäkente, Pfeifente und Teichhuhn (die letztgenannten drei Arten vom gleichen Beobachter im Jahre 1937) bezeugt, während z.B. vom Burgäschisee, vom Inkwilersee und von verschiedenen kleineren Weihern bedeutend mehr Meldungen vorliegen — weil diese Gebiete eben mehr aufgesucht worden sind als das Erlimoos, das wohl von der Bevölkerung und den Schulen der näheren Umgebung geschätzt, aber sonst wenig bekannt war. Dieser Wertschätzung ist indessen zu verdanken, dass das Erlimoos erhalten geblieben ist, was der Burgergemeinde Oberbipp zur besondern Ehre gereicht.

- ¹ Naturschutzinspektor des Kantons Bern
- ² Vgl. über diese Naturschutzgebiete die Arbeit von Valentin Binggeli über die geschützten Naturdenkmäler im Jahrbuch des Oberaargaus 1965, Seite 30 f.

TAGFALTER DES OBERAARGAUS

WILLY STRAUB

Unsere Urgrossväter nahmen sich noch Zeit und Müsse, gewisse Zusammenhänge in der Natur zu studieren, zu schauen und daraus etwas zu lernen. Es war für sie ein tiefes Erlebnis, die Schönheit und Farbenpracht eines «Pfyfolters» zu bewundern. Die nachfolgende Generation liess sich mehr und mehr von den Errungenschaften der Technik faszinieren und verlor in gleichem Masse das Interesse an der Natur. Doch für uns «Druckknopfmenschen» von heute sind die technischen «Wunder» keine mehr! Wir drücken auf so viele Hunderte von Knöpfen, um Mixer, Maschinen, Fernseher, Autos, Flugzeuge usw. in Gang zu setzen, dass es da nichts mehr zu bewundern gibt. Es sind Selbstverständlichkeiten geworden, die manchmal sogar lästig sind. Wenn wir wirklich etwas bewundern wollen, gehen wir wieder hinaus in die Natur. Wir empfinden Freude an einer schönen Feldblume oder an einem prachtvoll farbigen Schmetterling. Wir haben dazu vielleicht etwas weniger Zeit und Musse als unsere Urgrossväter, aber dafür die Erholung nötiger. Kaum etwas bietet uns aber auf die Dauer mehr Erholung und Freude, als das vielfältige Geschehen in der freien Natur.

Wenden wir uns deshalb einem kleinen Teilgebiet dieser Natur unserer engeren Heimat, den Schmetterlingen, zu. Wenn Sie einmal wissen, wann und wo diese Kleinodien unter den Tieren zu finden sind, werden Sie erstaunt sein, wieviel Schönes Sie bis jetzt übersehen haben.

Spazieren wir einmal an einem schon etwas warmen Frühlingsvormittag einem nach Süden oder Südosten gelegenen Waldrand entlang:

Da fliegen die ersten Frühlingsboten, der *kleine Fuchs*, das *Tagpfauenauge* und der *C-Falter*. Sie sitzen gerne, ungefähr auf Augenhöhe, auf den sonnigsten Zweigen. Ihre Flügel haben sie so ausgebreitet, dass die Sonnenstrahlen, von den Flügeln abgewinkelt, voll auf ihren Körper fallen, ihn so wärmend. Ganz reizend ist es, ihren Spielen zuzusehen. Sie haschen und jagen sich, mitunter in rasantestem Fluge, und zwar alle drei Arten untereinander. Oft auch produzieren sie einen richtigen Kreiselflug, indem zwei oder mehrere Falter in einem

ganz engen Kreis sich umflatternd, höher und höher schrauben, zehn, zwanzig oder mehr Meter hoch. Plötzlich gleiten sie einzeln wieder herunter, setzen sich vielfach auf den gleichen Zweig, um sich auszuruhen. Kommt dann neuerdings ein «Kamerad» geflogen, ist man gerne dabei, das Spielchen zu wiederholen. Es sind dies nicht etwa Liebes- oder Paarungsspiele, denn alle drei Arten sind «alte» Tiere, sie wurden schon im vorigen Herbst geboren. Sie haben an geschützten Orten (auch manchmal in unseren Estrichen) als Falter in einer Art Starre überwintert. Die Weibchen aller drei Arten, schon im vorigen Herbst begattet, legen ihre Eier im Frühjahr an Nesseln. Im Spätsommer entsteht eine neue Generation. Zur gleichen Zeit und an gleichen Orten fliegt jetzt auch der schön gelbe Zitronenfalter. Auch er hat überwintert und bildet zwei Generationen. Sein Weibchen ist mehr blassgrünlich. Etwas später können wir auch ein kleines, weisses Falterchen durch die Büsche flattern sehen. Männchen mit orangeroter, Weibchen mit nur schwarzer Flügelspitze. Es ist der Aurorafalter. Im April/Mai bricht dann die Zeit der Weisslinge an. Der seltenere Senfweissling, klein, mit schwarzer Flügelspitze, und die bekannten, sehr häufigen kleinen und grossen Kohlweisslinge und der Rapsweissling. Es sind die Raupen dieser Weisslinge, die in unseren Gärten die Kohlarten so schön «perforieren». Im benachbarten Jura fliegt jetzt auch der schwarz geäderte, sonst reinweisse Baumweissling, gleichzeitig mit dem majestätisch segelnden Segelfalter, dessen Hinterflügel lange Schwänze aufweisen. Der im Frühling eher seltene Schwalbenschwanz fliegt jetzt überall. Er bildet zwei Generationen, und seine Raupen finden wir oft auf dem «Rüeblilaub». Die beiden Heufalter, der gemeine und der Postillon schliessen sich an und bilden mehrere Generationen. Auf einem Rotkleefeld im Herbst kann es geradezu wimmeln von diesen Faltern. Mitte bis Ende Mai fliegt das Landkärtchen. Es ist ein ganz besonderes Vögelchen, selten zu sehen, liebt lichten Wald. Seine Raupen leben auf Nesseln. Die Frühjahrsgeneration ist orangegelb, mit schwarzen Binden und Flecken. Daraus entwickelt sich dann die Herbstgeneration, welche nun plötzlich schwarz ist und weisse und lichtgelbe Streifen hat (Saisondimorphismus). Aus dieser schwarzen Herbstform entsteht dann im Frühjahr wieder die orangegelbe Form usw. Dieser Verwandlungskünstler war lange Jahre im Oberaargau verschwunden.

Wir Entomologen haben dann vor ca. 20 Jahren einige hundert Raupen vom Seeland an verschiedenen Orten unserer Gegend ausgesetzt, mit dem prächtigen Erfolg, dass dieses Falterchen bei uns nun wieder verbreitet und ziemlich häufig ist.

Sowohl der *grosse Fuchs* wie der *Trauermantel* finden sich im Jura nur noch vereinzelt, während sie, als Folge des Spritzens unserer Kirschbäume, in unserer Gegend ausgestorben sind.

Wegen Meliorationen und anderer Durchforstung unserer Wälder ist unser schönster und grösster einheimischer Tagfalter, der grosse Eisvogel, ebenfalls ausgestorben. Er wurde vor ca. 30 Jahren das letzte Mal im Oberaargau gesehen. Ähnlich wird es nächstens unserem Schillerfalter ergehen. Je nach Lichteinfall leuchten seine braunweiss gefleckten Flügel (nur die des Männchens) lebhaft blau auf. Seine Raupen leben auf Sahlweiden, welche aus unerfindlichen Gründen bei unseren Forstleuten verhasst sein müssen, werden sie doch rücksichtslos ausgeholzt.

Es fliegen im Juni/Juli vereinzelt: der kleine, sehr seltene Eisvogel, der kleine Silberfalter, der kleine Perlmutterfalter, der grosse Perlmutterfalter und der Kaisermantel. Die letzten vier Arten weisen auf ihren Flügelunterseiten mehr oder weniger grosse Silber- oder perlmutterglänzende Flecken auf.

Früher hatten wir, überall verbreitet, viele *Scheckenfalterarten*. Auch diese sind vollständig den Meliorationen zum Opfer gefallen und ausgestorben. Keine Sumpfflora mehr — keine Sumpffalter mehr.

Ein häufig im Hochwald angetroffener Falter ist das Waldbrett, braunorange gescheckt mit schwarzen Augen.

Sehr häufige Falter, überall im Juli bis August: das kleine, gelbe Wiesen-vögelchen, die braunen Ochsenaugen, die Mohrenfalter. Die Flügel der ersteren in verwaschenem Braun mit schwarzen Augen, letztere dunkelbraun bis schwarz mit weissgekernten Augen. Das Schachbrett, weiss-schwarz gescheckt, tummelt sich zu dieser Zeit auf jeder Naturwiese zu Hunderten.

Ein nimmermüder Wandergeselle ist jetzt bei uns auf dem Durchflug in den Norden zu Gast, der *Distelfalter*. In manchen Jahren «kriegt» er — genau wie wir Grippe kriegen — sein Wanderfieber. Dann stürmt er in ungestümem Fluge, aus den Mittelmeerländern kommend, ganz Europa traversierend bis hinauf nach Norddeutschland, Norwegen, Schweden, ja sogar Lappland! Der Flug wird nur nachts unterbrochen und am Tag für jeweils einige Minuten, um hier etwas Nektar zu trinken, oder dort ein paar Eier abzulegen. Dann jagt er ungesäumt wieder davon, genau nach Nord- oder Nordost, seinem Triebe gehorchend. In unserer Gegend wurden schon zweihundert bis vierhundert solcher «Zugvögel» an einem einzigen Tage gezählt. Dabei kann ein solcher Zug, mehr oder minder stark, einige Wochen dauern. Die Wissenschaft hat bis heute noch keine Erklärung für dieses Phänomen.

Auf feuchten Wiesen (Sängeliweiher zwischen Langenthal und Bleienbach, Mumenthaler Weiher, Moos bei Roggwil) fliegen jetzt die unserer Gegend noch erhalten gebliebenen Bläulinge, klein von Gestalt, aber sehr farbenprächtig. Da ist zuerst das Feuervögelchen und der braune Feuerfalter. Beide glänzen wirklich wie Feuer und Gold. Dann die Bläulinge Silberfleckbläuling, Haubechelbläuling, himmelblauer Bläuling, Zwergbläuling, Moorbläuling, schwarzblauer Bläuling. Von den meisten dieser Bläulinge sind die Flügel der Männchen schön blau, die der Weibchen eher unscheinbar braun bis schwarz.

Die spätesten der Sommervögel sind die *Dickköpfe*. Wie ihr Name sagt, ist das dickste an ihnen der Kopf, der Rest ist Stromlinie. Dadurch können sie fliegen wie der Teufel. Wenn so ein Dickkopf von einer Blume wegfliegt, sieht man wohl seinen Start, aber dann nichts mehr. Im August/September an Waldrändern oder in lichtem Wald fliegen sechs Arten: *Glanzstrichdickkopf*, *Braunstrichdickkopf*, *ockergelber Dickkopf*, *mattscheckiger Dickkopf*, *Halbwürfelfalter*, *Malvenwürfelfalter*.

Inzwischen ist es Herbst und auch kälter geworden. Das ist nicht mehr die Zeit für Sommervögel! Die Zahl hat denn auch ziemlich abgenommen. Es fliegen jetzt noch hauptsächlich die Falter der zweiten Generation oben genannter Arten.

An Waldrändern auf Schwarzdorn, an unseren Zwetschgen-, Pflaumen-und Aprikosenbäumen ist jetzt in den Nachmittagsstunden das Weibchen des *Birkenzipfelfalters* bei der Eiablage zu beobachten. Es legt seine weissen, runden Eilein in die Astgabeln der äussersten Zweige.

Speziell zu erwähnen ist noch unser schönster und farbenprächtigster Falter, der *Admiral*. Er ist zwar schon im Frühjahr geflogen, hatte teils als Puppe, teils als Falter überwintert, und war deshalb im Frühjahr eher selten zu sehen. Im Herbst trifft man ihn überall, aber namentlich unter Birnbäumen. Er trinkt dort gerne «vom Saft vo nere schön teigge Bire». Die leuchtend roten und weissen Binden auf seinen samtbraunen Flügeln bieten uns ein herrliches Farbenspiel. Die Unterseite der Flügel ist womöglich noch schöner, aber so an das welke Birnbaumlaub angepasst (Mimikry), dass es schon ein sehr geübtes Auge braucht, um ihn bei zugeklappten Flügeln überhaupt noch zu entdecken.

Damit habe ich alle im Oberaargau noch vorkommenden Tagfalter erwähnt. Trockenlegung von Sumpfwiesen und sumpfigen Waldpartien, intensivere Nutzung und namentlich starke Düngung unserer Wiesen haben in den letzten Jahren unsere Flora so verändert, dass die Existenzgrundlage für sehr

viele Falter vernichtet wurde. In den letzten 25 Jahren starben im Oberaargau allein ca. 20 Arten Tagfalter völlig aus.

Ich behandelte hier absichtlich nur die Tagfalter und ihre Fundorte. Wir haben bei uns aber noch die grossen Familien der Spinner, Schwärmer, Bären, Eulen und Spanner, von denen allein die beiden letzteren je mit hunderten von Arten vertreten sind.

Schenken wir in unserer vielfältigen Natur den kleinen Dingen bessere Beachtung; die Freude und das Erleben wird gross sein.

Verzeichnis aller Tagfalter des Oberaargaus

* = Falter mit 2, evtl. mehr Generationen

Deutsche Namen	Lateinische Namen	
1. Kleiner Fuchs	Vanessa urticae L	*
2. Tagpfauenauge	Vanessa io L	*
3. C-Falter	Polygonia c - album L	*
4. Zitronenfalter	Gonepterix rhamni L	*
5. Aurorafalter	Euchloë cardamines L	
6. Senfweissling	Leptidia sinapis L	*
7. Kleiner Kohlweissling	Pieris rapae L	*
8. Grosser Kohlweissling	Pieris brassicae L	*
9. Rapsweissling	Pieris napi L	*
10. Baumweissling	Aporia crataegi L	
11. Segelfalter	Papilio podalirius L ssp.	
12. Schwalbenschwanz	Papilio machaon L	*
13. Gemeiner Heufalter	Colias hyale L	*
14. Postillon	Colias edusa L	*
15. Landkärtchen	Araschnia levana + ssp. prorsa L	*
16. Grosser Fuchs	Vanessa polychloros L	
17. Trauermantel	Vanessa antiopa L	
18. Grosser Eisvogel	Limenitis populi L	
19. Schillerfalter	Apatura iris L	
20. Kleiner Eisvogel	Limenitis sibylla L	
21. Kleiner Silberfalter	Argynnis ino Rott.	
22. Perlmutterfalter	Argynnis lathonia L	
23. Grosser Perlmutterfalter	Argynnis aglaja L	
24. Kaisermantel	Argynnis paphia L	
25. Scheckenfalter	Melitaea	
26. Ochsenaugen	Pararge & Epinephele	
27. Mohrenfalter	Erebia	
28. Waldbrett	Pararge egerides Stgr.	
29. Wiesenvögelchen	Coenonympha pamphilus L	

30. Schachbrett	Melahargia galathea L	
31. Distelfalter	Pyrameis cardui L	
32. Feuervögelchen	Chrysophanus phlaeas L	*
33. Brauner Feuerfalter	Chrysophanus dorilis L	*
34. Silberneckbläuling	Lycaena argus L	
35. Hauhechelbläuling	Lycaena icarus Rott.	
36. Himmelblauer Bläuling	Lycaena bellargus Rott.	
Zwergbläuling	Lycaena minimus Füess.	
38. Moorbläuling	Lycaena euphemus Huebn.	
39. Schwarzblauer Bläuling	Lycaena arcas Rott.	*
40. Glanzstrichdickkopf	Augiades comma L	
41. Braunstrichdickkopf	Augiades sylvanus Esp.	
42. Ockergelber Dickkopf	Adopaea thaumas Hufn.	
43. Mattscheckiger Dickkopf	Adopaea acteon Rott.	
44. Halbwürfelfalter	Hesperia alveus Huebn.	
45. Malvenwürfelfalter	Hesperia malvae L	
46. Admiral	Pyrameis atalanta L	*
47. Birkenzipfelfalter	Zephyrus betulae L	



Schwalbenschwanz. Aufnahme U. Obrecht

Tagpfauenauge. Aufnahme U. Obrecht



Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 12 (1969)

ZUR LANDSCHAFTSGESCHICHTE DES OBER AARGAUS

HANS W. ZIMMERMANN

Einleitung

Eine Landschaft ist ein sehr komplexes Gebilde; macht sie auch einen ganzheitlichen Eindruck, so ist sie doch das Ergebnis eines Zusammenspiels vieler Einzelheiten, des Gesteins, der in ihm angelegten Geländeformen, des hier herrschenden Klimas und der dadurch bedingten Pflanzendecke mit ihren tierischen Nutzniessern; schliesslich kommt der Mensch, passt sich teilweise der Landschaft an, formt sie anderseits immer kräftiger nach seinen Bedürfnissen um.

Im folgenden wollen wir nun die Entstehung der Geländeformen etwas verfolgen. Diese bilden das Objekt eines Wissenschaftszweiges, der sich Geomorphologie nennt, die Lehre von den Formen der Erdoberfläche.

Die Geomorphologie hat manche Berührungspunkte mit andern Naturwissenschaften, besonders aber mit Geologie und Klimatologie: Einerseits sind manche Geländeformen mit bestimmten Gesteinen verknüpft, andrerseits sind jene oft an ein bestimmtes Klima gebunden und können somit auch Klimaänderungen anzeigen. Damit ist die Geomorphologie zur Wissenschaft für die Erforschung der jüngsten geologischen Vergangenheit geworden.

Die Formung der Erdoberfläche

Wir betrachten viele alltägliche Dinge nicht besonders genau, auch unsere nächste Umgebung, die heimische Landschaft, manchmal nicht. Dabei ist sie unglaublich reich an grossen und kleinen Einzelheiten, die uns über vergangenes Geschehen, etwa der letzten hunderttausend Jahre, unterrichten können.

Nur ein Beispiel: Bei uns gibt es mancherorts topfebene Gebiete mit prächtigen Feldern und grossen Ortschaften; aber diese Flächen stürzen oft unvermittelt auf eine tieferliegende Ebene oder zu einem Fluss hin ab. Kiesgruben

zeigen uns allenthalben, dass diese Ebenen auf die aufschüttende Arbeit eines Flusses zurückzuführen sind. Warum aber gibt es oft mehrere solcher Ebenen untereinander? Woher kommt es, dass ein Fluss so unkonsequent arbeitet, einmal aufschüttet, dann wieder zerschneidet, zerstört?

Solchen und andern Fragen werden wir nun ein bisschen nachgehen, indem wir das Geschehen in unserer Landschaft während der jüngsten geologischen Vergangenheit zu rekonstruieren versuchen.

Dabei müssen wir, um zu einem Verständnis zu gelangen, kurz zusammenfassend das Material, welches die Formen im Gelände aufbaut, betrachten.

Das formbildende Material

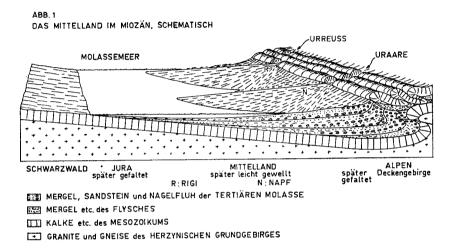
Der Oberaargau ist zum grössten Teil durch Abtrag oder Erosion aus der Molasse geformt worden; der abgetragene Fels aber ist nicht auf einmal und vollständig rheinabwärts nach Holland verschwunden, sondern beträchtliche Reste davon liegen noch an den tiefern Stellen des Geländes herum, verweilen einige Zeit (unter Umständen einige Jahrhunderttausende), bis sie wieder aufgenommen und weiterverfrachtet werden. So finden wir bei uns in den höhergelegenen Gebieten durchwegs Formen, die durch Abtrag entstanden sind (Erosionsformen), in den Tiefen aber oft solche, die auf (vorübergehende) Anhäufung von Schutt zurückgehen (Akkumulationsformen).

Die Molasse ist nichts anderes als eine grosse Schuttmasse von sehr unterschiedlicher Körnung, gebildet in der Tertiärzeit. Dieser Schutt kam von den damals entstehenden Alpen (genau genommen wachsen sie auch heute noch weiter); an ihrem Nordfuss lag damals ein grosser Meeresarm, der sogenannte Molassetrog, welcher nun nach und nach aufgefüllt wurde. Naturgemäss ist der gröbere Schutt, die Nagelfluh, alpenwärts häufiger, während am Jurafuss Mergel vorherrscht. Sandsteine kommen als mehr oder weniger dicke Zwischenlagen überall vor. Diese drei genannten Gesteine wollen wir noch kurz charakterisieren:

Nagelfluh:

Mit Kalk verkitteter Flussschutt; der verfestigte Sand zwischen den einzelnen Geröllen lässt sich manchmal in bizarren Formen herauslösen. Grössere Gerölle aus Kalk sind oft mit kleinen Eindrücken übersät, die ihnen ihre Nachbarsteine im Laufe der Jahrmillionen unter dem riesigen Druck der über-

lagernden Schichten beigebracht haben. Nagelfluh ist ein relativ hartes, dem Abtrag beträchtlichen Widerstand bietendes Gestein. Wegen der häufigen Spalten versickert Regenwasser relativ leicht darin, so dass aufliegende Böden verhältnismässig trocken sind, während am Fuss der Nagelfluhbänke oft Quellen austreten.



Sandstein:

Mit Kalk verfestigter Sand, der von Flüssen in Totarmen, Seen und am Rande des Molassemeeres abgelagert worden ist; entsprechend kann man darin hin und wieder Versteinerungen von Muscheln und Schnecken und sogar ganze Haifischzähne finden. Das Gestein ist von stark schwankender Härte; gute Schichten ergaben früher Bausteine und sogar Mühlsteine, während man schlechte mit Pickel und Schaufel mühelos abbauen kann.

Mergel:

Mit Kalk verkitteter Lehm aus ehemaligen Meeren und Seen, weich. Legt man das frische Gestein bloss, so saugt der Lehm Wasser auf, quillt und sprengt damit das Gefüge des Kalkzementes auf, der Mergel zerfällt zu einer lehmigen Masse, die rasch von Pflanzen überwuchert wird. Daher ist das Gestein trotz seiner Häufigkeit sehr selten sichtbar. Wegen des Quellens schliesst er entstandene Spalten immer wieder zu und ist deswegen wasserdicht. In

Nagelfluh und Sandstein versickertes Wasser folgt daher der Mergeloberfläche, bis es irgendwo als sog. Schichtquelle zutagetritt. Böden auf Mergel sind oft durchnässt.

In den tiefern Lagen sind nun in diese Gesteine Lockermaterialien eingelagert, die selbst schon stellenweise wieder verfestigt worden sind und daher Anlass zur Verwechslung mit Molasse geben können. Dazu gehören vor allem Flussschotter aus den Eiszeiten. Daneben breiten sich über weite Strecken Grundmoränendecken aus Lehm aus, die eine schwankende Menge von grössern Steinen enthalten, zum Teil sogar gekritzt und poliert (Kalke).

Am Nordrand des Oberaargaus steigen wie eine Wand harte Kalkschichten der Jurazeit aus der Tiefe heraus. Ihre Eigenschaften entsprechen etwa jenen ganz besonders harter Nagelfluhbänke, doch bilden sie wegen ihrer Steilstellung ganz andere Geländeformen.

Die Formung unserer Landschaft

Die Kräfte, welche nun beginnen, das gegebene Material zu formen, sind verschiedener Art und geben Anlass zu einer eingehenden Betrachtung. In dieser soll aber der zeitlichen Abfolge der Geschehnisse der Vorrang vor andern Erörterungen eingeräumt werden.

a) Die Molassezeit

Solange bei uns die Bildung neuer Gesteine andauerte, d.h. in der mittleren Tertiärzeit, war das Land recht eintönig. Zweitausend Meter hohe Bergketten ohne markante Gipfel schlossen es nach Süden hin ab; vergleichbar dem heutigen Jura mündete hin und wieder auch ein Fluss aus einer Art Klus heraus. Gegen Norden stieg das Gelände ganz unmerklich vom Molassemeerufer in den Schwarzwald hinüber an, vom Jura war noch nichts zu erkennen. Das Mittelland war ein grosses Schwemmgebiet. Beträchtliche Flächen, besonders am Nordrand, standen ständig unter Wasser, das allerdings nur selten den Salzgehalt des offenen Meeres erreichte. Da hinein tauchten gewaltige Schwemmfächer, über welche verwilderte Flüsse irrten, welche sich während

der Hochwasser des Winterhalbjahres ständig neue Wege bahnten, Altwasser hinterliessen und durch Schuttwälle ganze Gebiete abschnürten und zu Sumpf und See machten (Abb. 1).

Einer dieser Flüsse war die Uraare, die vom Simplon her über das Grimselund Brüniggebiet floss und in der Gegend des Entlebuchs ausmündete, einen besonders grossen Schwemmkegel aufschüttend.

Von dieser Landschaft sind heute kaum mehr Spuren zu erkennen. Schuld daran ist die seitherige gewaltige Hebung Zentraleuropas, die im Kern der

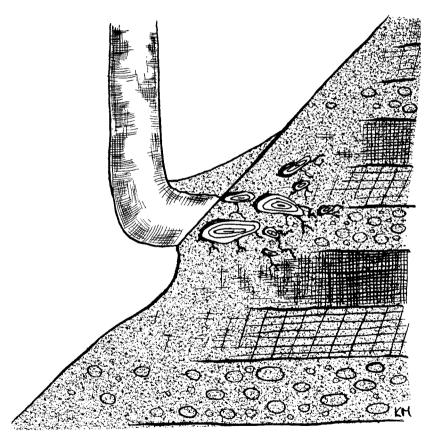


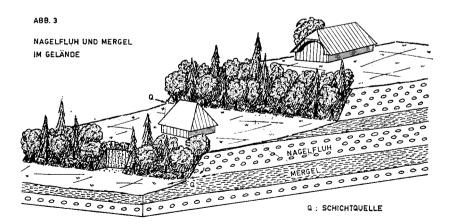
Abb. 2: Die an einem Hang abwärtskriechende Bodendecke wird von den Bäumen festgehalten. Zeichnung Kurt Mäder.

Alpen einige Kilometer ausmacht, beim Napf noch mehr als tausend Meter und im Aaretal am Jurafuss vielleicht noch 700 Meter. Und diese Aufwärtsbewegung dauert heute noch an! Im Jura lässt sich die Hebung nicht bestimmen, da das Gebiet gleichzeitig gefaltet wurde (im späten Tertiär).

Mit der Hebung setzte eine ebenso kräftige Zerschneidung ein. Der Abtrag geschah um so rascher, je weicher das Gestein war. Die nagelfluhreichen Spitzen der grossen Schwemmkegel wurden daher relativ geschont und treten somit heute stärker hervor als ursprünglich. Sie bilden die höchsten Erhebungen im Mittelland, den Napf, aber auch Rigi, Rossberg, Speer, Hörnli, Gibloux usw.

Bei der Eintiefung in die Schuttflächen schnitten die Flüsse wechselweise Lagen von Mergel, Sandstein und Nagelfluh durch, und so entstanden typische Landschaftsformen, die sich bis heute immer wieder neu bilden, weiterentwickeln, verstärken.

Wenn sich ein Bach einschneidet, sollte theoretisch ein Tal mit fast senkrechten Seiten entstehen, wegen der Unterspülung vielleicht sogar mit überhängenden Stellen. Solche Schluchten und Klammen kommen aber nur in härtesten Gesteinen vor. Bei uns aber vermag eine zweite Kraft, die mit der Einschneidung des Baches in keinem direkten Zusammenhang steht, einem entstehenden Tal sofort die uns bekannte Form zu geben: die Abschwemmung. Die Molasse verwittert überall, wo sie zutage tritt, meist sogar recht rasch. An den Hängen aber beginnt das gelockerte Material langsam abwärts zu kriechen. Jede Volumenänderung führt hier zur Bewegung: Das Quellen des Tones



bei Regen, das Schrumpfen beim Trocknen, das Wachsen und Schmelzen von Eiskristallen im Winter, das Werden und Vergehen von Pflanzenwurzeln, das Einstürzen von Wurmgängen und Mäuselöchern lassen die Verwitterungsschicht nicht zur Ruhe kommen. Diese ständige Bewegung lässt sich bei genauerem Zusehen an jedem Baum erkennen; wegen der tiefen Verwurzelung kann er sich nicht mitbewegen und wird daher während der ersten Lebensjahre immer wieder schief gedrückt. Die Korrektur durch das Wachstum führt nun dazu, dass das unterste Stammstück für immer eine gebogene Form erhält (Abb. 2) und manchmal buchstäblich in den eigenen Wurzeln aufgehängt erscheint. Nach einiger Zeit ist der Baum stark genug, und nun staut er den rutschenden Boden hinter seinem Stamm auf, während unterhalb mangels Nachschub eine richtige Höhlung entsteht. In den vielen Höhlungen des Bodens aber fliesst das Regenwasser unsichtbar in die Tiefe und trägt die feinsten Verwitterungsprodukte mit in die Tiefe. Am Fuss des Hanges aber wird dieser Lehm wegen der verminderten Fliessgeschwindigkeit abgesetzt und bildet im Verlaufe der Jahrtausende mehrere Meter dicke Schwemmkegel, die den Hangfuss verschleiern und den Hang selbst langsam auslaufen lassen. Die typische Hochwasserfarbe eines Baches entsteht durch das Wegräumen solchen Abschwemmaterials.

Durch die wechselnde Widerstandsfähigkeit der Gesteine beginnt ein Hang sich nun zu differenzieren. Härtere Schichten treten bald als Geländekanten hervor, es bilden sich eine Art Leisten, welche der Schichtlage entsprechend den Hängen nachziehen. Gräbt man diese Steilabfälle an, so findet man darin im südlichen Teil des Oberaargaus meistens Nagelfluh, was vielerorts zur Anlage kleiner Kiesgruben Anlass gegeben hat (Abb. 3).

Ausser im südlichen Oberaargau treten solch rasche Wechsel von Steilhängen und Verflachungen im Emmental und im Entlebuch oft auf. Dies hat sich auch auf die Besiedlung ausgewirkt: Wegen der Höhendifferenzen drang der Mensch erst spät ein, und wegen der Kleinheit der ebenen Abschnitte legte er vor allem Einzelhöfe und etwa noch einen kleinen Weiler an. Stellenweise bildet die Nagelfluh und etwa auch Sandstein richtige Plateaus, etwa den Huttwiler Berg, die Höhen westlich und östlich des Rohrbachgrabens und andere mehr; gewissermassen Miniaturplateaus dieser Art sind die Knubel am Napf.

Diese Geländeformen gehören also zum fliessenden Wasser und auch zu unserem Klima.

Neben Bach und Fluss, die nur eine lineare Wirkung haben, tritt als formende Kraft die flächenhaft wirkende Abspülung in den Vordergrund.

b) Die Eiszeit

Das Eiszeitalter im Überblick

Schon bald zwei Jahrhunderte sind vergangen, seit Minister B. F. Kuhn 1787 die ersten Eiszeitspuren entdeckte. Dennoch sind unsere seither gewonnenen Kenntnisse des Eiszeitalters noch lange nicht genügend, um einen dauernd gültigen Überblick geben zu können. Während man ursprünglich alle Spuren einer kälteren Periode einer einzigen Eiszeit zuschrieb, gelangen später immer mehr Entdeckungen, die das Bild komplizierten. Wie man zu den heutigen Erkenntnissen kam, kann hier nicht dargestellt werden. Deshalb sei nur kurz der neueste Stand der Forschung vorgelegt. Mit Hilfe von radioaktiven Stoffen in Pflanzenresten und in Ablagerungen auf dem Meeresgrund konnten in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Altersbestimmungen gemacht werden; diese Jahrzahlen sind zwar noch nicht genau, aber sie dürften grössenordnungsmässig einigermassen stimmen:

Postglazial (Nacheiszeit)	ca.	8000 v. Chr.
Würmeiszeit (letzte Eiszeit), Höhepunkt	ca.	20 000 v. Chr.
Paudorfer Interstadial (relat. warme Zeit)	ca.	46 000 / 31 000 v. Chr.
Frühwürmeiszeit, Höhepunkt (relat. schwach)	ca.	65 000 v. Chr.
Riss-Würm-Interglazial (letzte Zwischeneiszeit)	ca.	100000/75000 v. Chr.
Spätrisseiszeit, Höhepunkt	ca.	120 000 v. Chr.
Grosses Riss-Interstadial (relat. warme Zeit)	ca.	140 000 v. Chr.
Risseiszeit (grösste Vergletscherung)	ca.	170 000 v. Chr.
Mindel-Riss-Interglazial (Warmzeit)		
Mindeleiszeit (ev. Doppeleiszeit)		
Günz-Mindel-Interglazial (Warmzeit)		
Günzeiszeit (ev. Doppeleiszeit)	ca.	400 000 v. Chr.
ev. noch frühere Eiszeiten (Biber-, Donau-)		

Von all den vielen Eiszeiten (vielleicht deren 10) kennen wir in unserem Gebiet nur die letzten vier, zwei davon in mageren Anzeichen; Spätriss- und Würmeiszeit dagegen hinterliessen im Landschaftsbild ganz kräftige Spuren: Das Aussehen ganzer Gegenden wurde völlig umgekrempelt, Täler verlegt, neue geschaffen, alte stillgelegt oder gar zugeschüttet. Diesen Umwandlungen wollen wir nun anhand von Kartenskizzen folgen.



Abb. 4: Nagelfluhterrassen südöstlich von Eriswil. Die Terrassenhänge sind in der Risseiszeit etwas flacher geschliffen worden und daher auch kultiviert.



Abb. 10: Toteisspuren in der Niederterrasse. Kieswerk: Ruefhusen bei Schwarzhäusern an der Aare. Der Schotter wurde auf Toteis abgelagert und sackte, als dieses abschmolz, in die Tiefe; auf der linken Seite war die Eisdicke grösser, daher tieferes Absinken.

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 12 (1969)

Das Mindel-Riss-Interglazial und der Ausbruch der Risseiszeit

Zur Kartei (Seite 35)

Das Talnetz, welches unser Gebiet vor der Risseiszeit durchzog, lässt sich nur noch in groben Zügen rekonstruieren, denn es lag oft beträchtlich über den heutigen Talsohlen. Dennoch wollen wir ihm in Gedanken einmal folgen.

Von Aarburg her zog sich ein sehr breites Tal, vielleicht eher ein Becken des mindeleiszeitlichen Gletschers, gegen Südwesten hin, fast parallel zum Jura. Bei Rothrist nahm es, wie heute, Wigger- und Pfaffnerntal auf; dieses war aber beträchtlich grösser als heute: Die Luthern floss damals wahrscheinlich vom Napfgipfel her hoch über Zell, Fischbach, Grossdietwil und Altbüron hinweg gegen Roggliswil, wo heute erst das Quellgebiet der Pfaffnern liegt.

Bei Murgenthal wurden das Roth- und das Langetental aufgenommen; auch hier boten sich Überraschungen: Folgte man nämlich damals dem ersten der beiden Täler, so kam man in das Gebiet von Melchnau, Reisiswil, Fribach, Brüggenweid, Schultheissenwald (östlich Huttwil) und Üech nach Eriswil! Der Quellfluss der heutigen Langeten nahm also damals den Weg über das Rothtal.

Das alte Langetental lag — von der Aare her betrachtet — bis Gutenburg an der gleichen Stelle wie heute; dann aber zog es östlich von Madiswil durch. Über das heutige Wyssbachtal gelangte man zwischen Rohrbach und Auswil hindurch über den westlichen Teil von Huttwil hin nach Wyssachen. Die Wyssachen war also der ursprüngliche Quellfluss der Langeten. Bei Madiswil zweigten drei Täler nach Süden und Südwesten hin ab, jene vom Rohrbachgraben, Walterswilbach und Oeschenbach. Das obere Ende aller drei Täler liegt heute auf einem hoch über dem Tal des Rothbaches gelegenen Pass. Blickt man von hier nach Süden, so findet man jenseits des Rothtales in gleicher Richtung eine Art Fortsetzung der erstgenannten Täler: auf einer guten Karte fällt sofort auf, dass die Bäche, welche aus dem Gebiet Oberhorn-Ahorn herkommen, plötzlich rechtwinklig nach Osten umbiegen, während sich nördlich davon im alten Sinne neue Bäche bilden, eben Rohrbach (statt Flüebach), Walterswilbach und Oeschenbach (statt des obersten Abschnittes des Rothbaches). Der letzte dieser Bäche nahm zudem damals seinen Weg über Leimiswil und ist erst seither nach Ursenbach abgelenkt worden.

Das breite Haupttal am Jurafuss wurde merklich schmäler, sobald sich bei Bannwil-Schwarzhäusern das Emmental loslöste. Dieses zog vermutlich über den Äschisee, Wynistorf und Ersigen nach Burgdorf hinauf. Zwei Seitentäler von Ochlenberg und Wynigen her sind heute noch festlegbar. Die Altstadt von Burgdorf liegt im Gebiet des damaligen rechten (östlichen) Talhanges.

Im Luterbacher Becken vereinigten sich die Saane vom Seeland her und die Aare, welche ursprünglich von Bern her über Zollikofen direkt nach Norden gegen den Jurafuss floss.

Die Entdeckung dieses alten Talsystems hängt mit den Vorgängen beim Ausbruch der Risseiszeit zusammen. Diese wollen wir daher etwas genauer verfolgen.

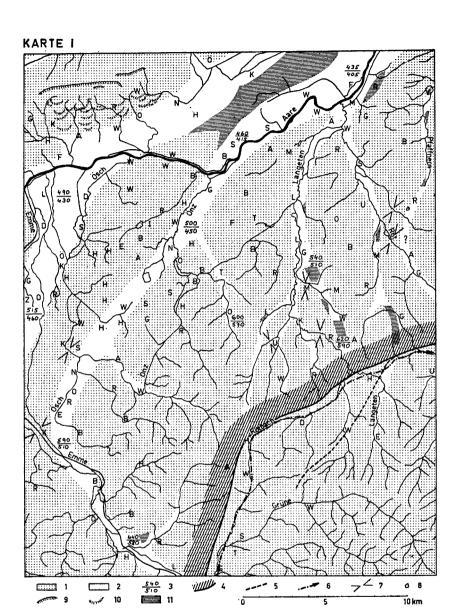
In jeder Periode mit genügend Wärme und Feuchtigkeit, also in einer Warmzeit (Interglazial), verwittert der Felsgrund tief. Wurzel- und auch etwas Frostsprengung erweitern ein Spaltennetz, das schon von Natur aus den härtern Fels durchzieht. Darin zirkuliert Wasser, das Spuren von Säuren enthält, so dass solche Spalten noch ausgeweitet werden und anfällige Mineralien in gesundem Fels sich zersetzen. Der Felsgrund wird daher oft mehrere Meter tief

Zu nebenstehender Karte I:

Der Oberaargau zur Zeit des Mindel-Riss-Interglazials und der Spätrisseiszeit.

Die Ortschaften sind nur mit dem Anfangsbuchstaben eingetragen; man vergleiche dazu Karte III.

- 1 Hügelland und Berge im Mindel-Riss-Interglazial
- 2 Vermutete Talböden des Mindel-Riss-Interglazials
- 3 Obere Zahl: Höhe des Talbodens im Mindel-Riss-Interglazial Untere Zahl: Höhe des heutigen Talbodens Die Differenz ergibt die seitherige Eintiefung
- 4 Eisrand des spätrisseiszeitlichen Rhonegletschers zur Zeit der Bildung des randglazialen Tales Sumiswald-Gettnau
- 5 Vermutete grösste Eisausdehnung in der Spätrisseiszeit
- 6 Weg der Bäche und Schmelzwasser der Spätrisseiszeit, das randglaziale Tal Sumiswald-Gettnau schaffend; dabei werden die bisherigen Täler oft quer durchtrennt
- 7 Von Eis und Schmelzwasser geschaffene Durchbrüche durch die Wasserscheiden benachbarter Täler; die Ablenkung der Bäche erfolgt meist nach Westen
- 8 Findling von Roggliswil aus der Spätrisseiszeit
- 9 Abrissstelle der Sackung von Wiedlisbach während des grossen Riss-Interstadials
- 10 Sackungsterrassen
- 11 Zu Beginn der Risseiszeit entstandene Hochterrassenschotter, welche bis heute übriggeblieben sind; sie verschütteten die Täler des Mindel-Riss-Interglazials und machten so deren Verlauf erst feststellbar



völlig zermürbt. Von all dem bemerkt man aber an der Erdoberfläche nichts, da die Pflanzendecke — bei uns von Natur aus Wald — die ganze so entstandene Verwitterungsdecke wohl zusammenhält und weitgehend vor dem Abtrag schützt.

Wenn steilere Gebiete gerodet werden, kann man beobachten, dass Hänge bis in ziemliche Tiefe den Halt verlieren und sich in Bewegung setzen. Nicht anders ist nun das Geschehen beim Ausbruch einer Eiszeit: Die Pflanzendecke wird wegen der Abkühlung kärglich, der Wald verschwindet und wird durch Tundra ersetzt wie in Lappland oder durch alpine Matten und Polsterpflanzen wie zwischen Baum- und Schneegrenze in den Bergen. Die neuen oberflächlich wurzelnden Pflanzen vermögen den Boden nicht mehr zu halten, so dass er im Verlaufe der Zeit talwärts rutscht. Der häufiger gewordene Wechsel zwischen Gefrieren und Tauen sorgt mit der Frostsprengung noch für verstärkten Schuttnachschub, und nicht abreissende wandernde Schuttdecken streben über alle Hänge talwärts. Sobald im Frühling der Boden oberflächlich auftaut, setzt dieses sogenannte Bodenfliessen ein, das auch heute in der Arktis und in den Hochalpen wohlbekannt ist und grosse technische Probleme stellt.

Solches geschah also beim Ausbruch der Risseiszeit. Riesige Mengen an Schutt wurden so allen Flüssen und Bächen zugeführt. Der Transportkraft fliessender Gewässer sind aber recht enge Grenzen gesetzt, und so wurde der Schutt teilweise aussortiert: Der Lehm und ein Teil des Sandes wurden weggeschwemmt und erreichten in grossen Mengen die Nordsee, die Steine dagegen blieben zurück, gröbere näher an den Quellen, feinere weiter talwärts. Unsere Täler ertranken damit buchstäblich im Schotter der Flüsse, stellenweise, etwa im Gäu, bis 60 Meter tief. Diese grossen Schuttmassen bezeichnet man im Alpenvorland als Hochterrassenschotter; sie erfüllten alle Talböden bis gegen das Quellgebiet der Bäche hinauf. Die heute noch vorhandenen Reste dieser Schotter sind auf der Karte eingetragen, aber diese lassen sich, da man das Gefälle der Flüsse einigermassen abschätzen kann, relativ leicht wieder zusammenfügen. Und mit der Auflagerungsfläche dieser Schotter erhalten wir auch die vorhin besprochenen alten Talböden, welche auf der Karte weiss zu erkennen sind.

Die Hochterrassenschotter können heute in verschiedenen Kiesgruben studiert werden, die allerdings wegen der relativ geringen Qualität von der Aufhebung bedroht sind:

- 1. Südwestlich des Dorfes Leimiswil
- 2. Bei Langenthal am Westhang des Moosrains

- 3. Nordöstlich Madiswil zwischen Müliberg und Fiechtimoos
- 4. Nördlich der Strasse Rohrbach-Ober-Auswil beim Übergang ins Wyssbachtal
- 5. Nordöstlich Melchnau auf Bodmen
- Südöstlich Brüggenweid bei Gondiswil in einer Kiesgrube und an der grossen Quelle, die einen ganzen Bach gegen die Strasse Huttwil-Hüswil hinunter sendet.
- 7. Im Dickban beim Oberen Schweissacher westlich Wolfwil

Die Risseiszeit

Das Klima hatte sich schon längst so verschlechtert, dass man von einer Eiszeit sprechen muss, ehe die Gletscher genügend angewachsen waren, um das Mittelland zu erreichen. Zuerst war es wohl mehrheitlich Eis von Aareund Emmegletscher, das unser Gebiet bedeckte, später aber immer mehr solches des Rhonegletschers. Das Eis reichte im Jura am Rüttelhorn auf 1100 m hinauf und floss an manchen Stellen in die Juratäler hinüber. Die höchsten Moränenüberreste finden sich an der Nesselbodenröti bereits in 1250 Metern Höhe, auf der andern Seite des Mittellandes am Napf auf 1200 Metern. Dabei ist zu bedenken, dass die Findlinge, welche diesen Nachweis erbringen, in den nachfolgenden drei Eiszeiten durch erneutes Bodenfliessen erfasst und in tiefere Lage gebracht worden sein könnten; im Napf gebiet gerade liegen fast alle erratischen Blöcke aus jener Zeit heute in Gräben unten.

Die Eisoberfläche lag damit merklich über der Schneegrenze (ca. 1000 m), und das Mittelland sah aus wie ein verkleinertes Grönland; ein riesiger firnbedeckter Eiskuchen wurde von wenigen Gipfeln im Jura und am Alpenrand (Napf) durchstochen. Die Eisdicke erreichte gegen Ende der grössten Eisausdehnung bei der Emmemündung um 1000 m, bei Langenthal fast 700 m; sobald sich das Eis bewegte, wurde der Untergrund mit einem Druck von Dutzenden von Atmosphären bearbeitet. Der solide Jurafels litt darunter nicht sonderlich, auch die Nagelfluhbänke hielten halbwegs stand; Mergel und weicherer Sandstein hingegen wurden weggepflügt und pulverisiert, so dass wahre Schlammströme die Gletschertore in der Gegend von Möhlin oberhalb Basel verliessen.

Da die Fliessrichtung des Eises durch den Jura vorgezeichnet war, wurde das Mittelland vor allem in den tieferen Lagen buchstäblich gestriegelt:

Stromlinienförmige Hügel parallel zum Jura sind vom Boowald nach Westen bis an den Genfersee die Regel. Ihre Grösse schwankt zwischen wenigen hundert Metern und vielen Kilometern (Bucheggberg). Da die Täler aber im allgemeinen dem Jurafuss zustrebten, nahmen die trennenden Wasserscheiden stellenweise so stark Schaden, dass später, nach dem Abschmelzen des Eises, mehrere Gewässer ins nachbarliche Tal hinüberwechselten:

Die Emme bei Kirchberg ins ehemalige Aaretal

Die Oesch bei Koppigen ins ehemalige Aaretal

Der Oeschenbach bei Ursenbach zum Walterswilerbach/Moosbach

Die Wyssachen bei Rohrbach zum Rohrbach

Die «Urlangeten» bei Madiswil aus dem Wyssbachtal ins heutige Langetental (damals Wyssachental!)

Die Roth zum Melchnauer Dorfbach

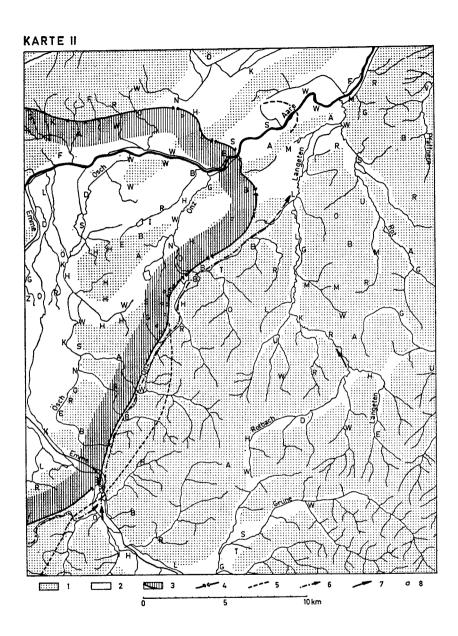
Die Mehrzahl der Ablenkungen erfolgte übrigens gegen Westen, d.h. gegen die Fliessrichtung des Eises. Dieses hängt wohl damit zusammen, dass der Gletscher auf der Luvseite der Wasserscheide kräftiger aushobelte als auf der Leeseite, das Tal im Westen also mehr vertiefte.

Beim Abschmelzen des risseiszeitlichen Gletschers kam es am Jurafuss zu einem Zwischenfall: Zwischen Günsberg und Niederbipp hatte der Gletscher

Zu nebenstehender Karte II:

Der Oberaargau zur Zeit des Riss-Würm-Interglazials und des Höhepunkts der Würm-

- 1 Hügelland und Berge in der letzten Warmzeit (Riss-Würm-Interglazial)
- 2 Talböden des letzten Interglazials; gleichzeitig die Gebiete mit Niederterrassenschotrern
- 3 Sogenanntes Maximum der Würmeiszeit (älteres Wangener Stadium): Eisrand des Rhonegletschers
- 4 Vermutete Gletschertore
- 5 Vermutete grösste Eisausdehnung, welche aber nur geringe Spuren hinterliess
- 6 Weg der aufgestauten B\u00e4che und von Schmelzwasser, das randglaziale Tal Krauchthal-Burgdorf-Wynigen-Bollodingen-Langenthal schaffend
- 7 Hochglazialer Langetendurchbruch zwischen Huttwil und Rohrbach
- 8 Findlinge vom Eishöchststand



die besonders weiche untere Süsswassermolasse weitgehend abgetragen; sie hatte aber dem Jurasüdhang als Stütze gedient. Das Eis selbst war vorerst noch ein voller Ersatz gewesen; wegen der zunehmenden Erwärmung aber schrumpfte es zusammen, und der ganze Abhang sackte nun nach bis zum Stillstand in seiner heutigen Lage. Die Abrissnischen sieht man als lange Felsbänder schon aus grosser Ferne über Günsberg, Farnern, Rumisberg und Wolfisberg durchziehen. Die abgesackten Gesteinsmassen aber formen den darunter liegenden Hang unverkennbar: lauter unregelmässige Terrassen, von Steilhängen begrenzt und von Tobeln zerrissen, erzeugen ein unruhiges Landschaftsbild. Der abgesackte Fels ist vollständig zerrüttet und daher tief verwittert und fast vollständig überwachsen; in einem Steinbruch westlich Buchli-Niederbipp kann er heute gut beobachtet werden.

Die Spätrisseiszeit

Das Grosse Riss-Interstadial hat im Oberaargau keine Spuren hinterlassen, oder wenigstens sind deren noch keine erkannt worden. Nun drang in einem weitern Anlauf das Eis wieder bis weit ins Mittelland vor, wahrscheinlich vom Genfersee her noch das ganze Wiggertal zwischen Aarburg und Nebikon bedeckend. Am Jurafuss stieg es noch bis Farnern und Rumisberg hinauf, so den Schutt der grossen Sackung mit einer dünnen Moränendecke überkleisternd.

Besonders interessant aber waren die Vorgänge am Südrand des Eises: Der mächtige Gletscher staute alle Bäche vom Napf und aus dem Emmental auf, verstärkte sie durch eigene Schmelzwasser, so dass an heissen Sommertagen ein gewaltig tobendes Wildwasser sich dem Eise entlang einen neuen Weg bahnen musste. Dem Gletscherrand entlang entstand eine Kette von Stauseen, die über die Wasserscheide in den nächsten überliefen. Mit der Zeit wurden die Hügelketten aber durchgeschnitten, die Seen schrumpften (Abb. 5) und verschwanden später ganz; übrig blieb ein streckenweise schluchtartiges Tal, das sich von Lützelflüh über Sumiswald, Dürrenroth, Huttwil, Zell und Gettnau ins Becken von Wauwil hinüberzog: Es entstand ein sogenanntes randglaziales Tal (oder Urstromtal). Seine Eintiefung ging so weit, dass nach dem Abschmelzen des Eises nur noch die Emme ihren alten Weg ins Mittelland wiederfand, die andern Bäche hielten alle ihren neuen Weg nach Osten bei.

Nach der Entstehung des Tales schwoll das Eis noch etwas an, man weiss nicht recht, ob da eher der Aare- oder Emmegletscher schuld ist, und formte

den obern Teil des randglazialen Tales völlig neu; eine kräftige Ausweitung ergab das weite, anmutig geformte Becken Affoltern-Sumiswald-Dürrenroth, das in auffallendem Gegensatz zur Umgebung, etwa dem Napfbergland, steht. Die Einschneidung des randglazialen Tales hatte noch eine Folge: Seine Sohle lag nämlich stellenweise 60 und mehr Meter tiefer als der Boden der quer durchgeschnittenen Täler (Luthern bei Zell). Also nahm das Gefälle aller Quellflüsse vom Napf her ganz kräftig zu; sie schnitten sich tief ein und zerfurchten das Gelände mit einer Unzahl von Gräben, zwischen denen nur noch Gräte mit einzelnen flachen Stellen übrig blieben. Auf den Karten I—III fällt dieses Gebiet wegen seines Gewässernetzes (Gebiet rechts unten) sofort auf.

Das Riss-Würm-Interglazial

Zur Karte II (Seite 39)

Unter dem Risseis kam, wie schon besprochen, eine völlig umgestaltete Landschaft zum Vorschein. Am Jurafuss waren eine Reihe von Becken ausgeschürft worden, die etwas tiefer lagen als die heutige Aare. Die auf den eisfreien Flächen neuentstehenden Bäche kamen damit zu einem relativ grossen Gefälle und schnitten sich kräftig ein: Alle Täler nördlich der randglazialen Rinne Sumiswald—Gettnau erreichten und unterschritten ihre heutige Tiefe.

Im eben erst entstandenen Gletscherrandtal dagegen kam es zu grossen Aufschüttungen: Die Formung der Gräben und Eggen am Napf oben ging ungestört weiter, unten aber fehlte zwischen Sumiswald und Gettnau der kräftige Fluss, welcher vorher den zugeführten Schutt beseitigt hatte. Daher entstand eine grössere Zahl von Schuttkegeln, zum Beispiel jener der Luthern (Zeller Allmend) und der Langeten (Pass-Plateau östlich Huttwil). Im Verlauf der Jahrtausende wuchsen sie langsam immer höher und schlossen zwischen sich Sümpfe und Tümpel ein. In ihnen entstanden Torfe von wechselnder Dicke, die später zu sogenannter Schieferkohle wurden. Bekannt geworden sind die mehrere Meter mächtigen Lager von Gondiswil und Zell, welche in Notzeiten abgebaut werden. Das risseiszeitliche randglaziale Tal wurde so zu einer sumpfigen Talung, die sich südwestlich Weier bei Affoltern nach der Emme entwässerte, nordöstlich davon aber Richtung Wauwilermoos-Suhrental.

Das Talnetz dieses sogenannten letzten Interglazials war südlich der Linie Burgdorf-Langenthal praktisch dasselbe wie heute; einzig der Durchbruch der Langeten zwischen Huttwil und Rohrbach existierte noch nicht. Doch bestand an jener Stelle ein ca. 670 Meter hoher Pass, das mit Schotter und Moräne verstopfte Wyssachental, von dem schon die Rede war.

Nördlich der genannten Linie können die alten Täler noch nicht sicher festgelegt werden, denn sie wurden seither so tief verschüttet (bis 60 Meter), dass auch verbindende Senken zwischen zwei Tälern im Kies drin verschwanden. Immerhin glaubt man heute mit Sicherheit annehmen zu können, dass Aare und Emme gemeinsam sich im Gebiet von Wangen a. d. A. mit der Saane vereinigten und dann den Weg übers Gäu nach Olten nahmen. Nur die kleinen Flüsse von der Önz bis zur Pfaffnern behielten den Weg durch die Klus von Aarburg bei.

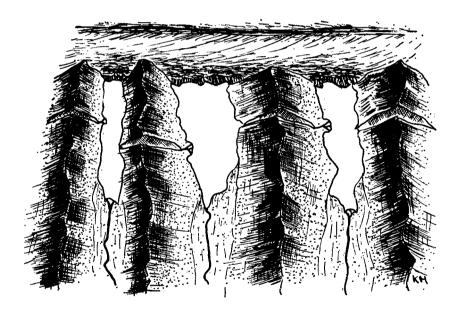


Abb. 5: Der Rhonegletscher staute die vom Napf herkommenden Bäche auf. Die so entstandenen Stauseen flossen über die Wasserscheiden ineinander über. Mit fortschreitender Eintiefung der Verbindungsstücke aber schrumpften die Seen, und die verbindenden Schluchtstücke wuchsen zum randglazialen Tal zusammen. Im Hintergrund der in die Seen abbrechende Gletscher mit einer Mittelmoräne. Zeichnung Kurt Mäder.

Der Ausbruch der Würmeiszeit, das Frühwürm

Vor etwa 70 000 Jahren verschlechterte sich das Klima wieder zusehends, und es spielten sich dieselben Vorgänge ab, welche schon beim Ausbruch der Risseiszeit beschrieben worden sind. Ungeheure Schuttmengen ertränkten alle tiefer gelegenen Gebiete; auf der Karte II ziehen sie als weisse Streifen zwischen den schuttliefernden punktierten Hügelgebieten durch. Dabei sind nur die grössern Schotterströme eingezeichnet; soweit sich aber heute in einem Tälchen noch eine kleine Talsohle findet, darf sie dazugezählt werden. Die Gesamtheit dieses Flussschuttes wird als Niederterrassenschotter bezeichnet.

Im tiefern Mittelland kam es bald dazu, dass einige Hügelzüge nur noch als Inseln aus dem Schuttmeer ragten, so der Gensberg bei Wangen, die Hügel zwischen Gäu und Aare, das Gebiet zwischen Inkwiler- und Burgäschisee, und südlich der Aare ein Streifen von Graben bei Bützberg bis Aegerten bei Murgenthal.

Im randglazialen Tal Sumiswald-Gettnau erreichte die Verschüttung ihren Höhepunkt damit, dass der Schuttkegel der Wyssachen und der Langeten über 60 Meter dick wurde und so bis an die Passhöhe gegen Rohrbach hinaufreichte; und eines Tages, wohl bei einem frühsommerlichen Schneeschmelzhochwasser, kam es zur Katastrophe: Eine Wasser- und Schuttflut ergoss sich in das kleinere steile Tal auf der Passnordseite, riss die ganze Schwelle ein und stellte bald den Zustand her, den wir heute kennen: Das relativ schmale Talstück zwischen Huttwil und Rohrbach hebt sich bis heute deutlich vom oberhalb wie unterhalb breiten übrigen Langetental ab. Vom Schuttkegel der Langeten ist aber östlich von Huttwil ein besonders grosser Rest stehen geblieben, jenes Plateau, das von der Bahn nach Willisau in einem 400 Meter langen Einschnitt durchquert wird. Auf der Westseite wird der Schuttkegel der Wyssachen in einem Kieswerk bei Schwarzenbach abgebaut. — Ein ähnlicher Durchbruch gelang übrigens der Enziwigger bei Dagmersellen ins heutige untere Wiggertal.

Im übrigen wissen wir über die frühe Würmzeit fast nichts. Einzig im Schieferkohlelager zu Gondiswil konnte Dr. W. Lüdi (1953) durch Pollenanalyse nachweisen, dass nach der letzten Warmzeit eine starke Abkühlung fast eiszeitliche Verhältnisse schuf, so dass — ähnlich dem nördlichsten Schweden heute — ein Birken-Föhrenwald unser Gebiet überzog.

Etwa 46 000 v. Chr. setzte eine massige Erwärmung ein, die man heute auf etwa 15 000 Jahre schätzt, das Paudorfer Interstadial; es liess wieder die Aus-

breitung wärmebedürftigerer Bäume zu, doch reichte die Besserung nicht ganz an die Wärme unserer Zeit heran. Erst jetzt folgte die eigentliche Würmeiszeit mit dem Verschwinden praktisch aller Bäume.

Das Vorrücken des Würm-Eises

Das Wachstum der würmeiszeitlichen Gletscher dauerte, wahrscheinlich mit Unterbrüchen, etwa von 31 000 bis 22 000 v. Chr., als das Maximum erreicht war. In dieser Zeit sank bei uns die Schneegrenze auf etwa 1200 Meter ab. Erhebungen wie der Napf und die höhern Juragipfel trugen daher, wenigstens auf der Schattenseite, ständig Firnfelder, doch waren diese zu klein, als dass sie richtige Gletscher hätten bilden können.

Die Flüsse vom Emmental und vom Napf her wurden wie schon in der Spätrisseiszeit durch Stauung in neue Bahnen gelenkt, manchmal sogar mehrmals. Da der Rhonegletscher aber nicht mehr so gross wurde wie in der Spätrisseiszeit, liegt dieses neue System von Randglazialtälern etwas weiter nördlich. Am besten ist die letzte, definitive Rinne zu erkennen, die von Krauchthai her über Oberburg-Burgdorf nach Bollodingen zieht und von hier zwei Fortsetzungen nach Langenthal und, jünger, nach Herzogenbuchsee hat. Nordwestlich dieser Linie aber liegen eine grosse Zahl isolierter gerundeter Hügel, die alle von den gestauten Wassermassen herausgesägt worden sind

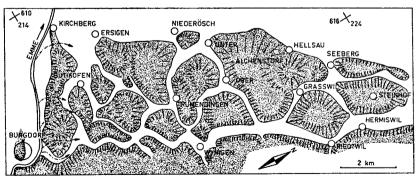


ABB. 6 : DIE RANDGLAZIALTÄLER DER WÜRMEISZEIT ZWISCHEN BURGDORF UND HERZOGENBUCHSEE

(Karte III). Wenn man genau zählt, kann man stellenweise fünf angefangene, aber bald wieder verlassene Rinnen feststellen (Abb. 6); denn kaum war eine Rinne geschaffen, rückte das Eis wieder etwas mehr vor, überdeckte sie und gab damit Anlass zur Schaffung der nächsten.

Die Wassermassen in diesem Tal müssen zur Zeit der Schnee- und Gletscherschmelze ganz beträchtlich gewesen sein. Von verschiedenen Stellen her liess nämlich der Aaregletscher Schmelzwasser in die Zuflüsse der Emme gelangen (von Zäziwil, Biglen, Boll und Bolligen her); dann lieferten die Emme mit einem eigenen Gletscher im Hintergrund und kleinere Bäche von der Lueg her Wasser; aber auch der Rhonegletscher scheint bei Burgdorf ein Gletschertor gehabt zu haben. So war dafür gesorgt, dass wohl der ganze Talboden von einem reissenden Fluss eingenommen war. An einigen wenigen Stellen hinterliess er auch einige Schotterreste, doch meistens sind seither grössere Mengen Feinmaterial über die alte Flusssohle gebreitet worden.

Das Würm-Maximum

Während der kältesten Zeit lagen die Temperaturen bei uns im Durchschnitt gut 8° Celsius tiefer als heute. Diese Bestimmung war zwar nur indirekt möglich, einerseits durch Pflanzenüberreste (Blütenstaub), andererseits durch den weniger einfachen Versuch, die Höhe der Schneegrenze mit Hilfe von kleinen Lokalgletschern, etwa im Jura, festzulegen.

Das Mittelland lag knapp höher als die Waldgrenze, nur am Jurasüdfuss mochten sich vielleicht einige Birken oder Legföhren an geschützten Stellen halten. Dennoch war nicht viel von einer saftigen Alpweide an der Aare zu erkennen, da das Klima etwas zu trocken war. Fast ständig wehte ein föhnartig trockener, aber dennoch eisiger Wind vom Rhonegletscher herunter und jagte Schnee- und Staubwolken vor sich her. Dieser Staub lagerte sich übrigens an geschützten Stellen weiter im Nordosten bei Boningen, Olten und besonders bei Aarau als sogenannter Löss ab. Die vor der Winterkälte schützende Schneedecke war oft sehr dürftig, so dass nur eine Auswahl von besonders unempfindlichen Pflanzen wuchs: Gräser, Moose, Flechten, Polarweiden, in Mooren Wollgras, d.h. alles, was wir in den Alpen heute an exponierten Stellen finden, versuchte bei uns der Unbill des Wetters standzuhalten. Dennoch entstand an geschützten Stellen im Juli-August doch eine Blumenpracht, die kaum hinter den schönsten Beispielen alpiner Matten zurückstand.

Auch die Tierwelt war, wenn man so sagen darf, alpin; doch wurde sie durch Vertreter der arktischen Steppen ergänzt. Zwar sind die Mammute und Rentiere heute ausgestorben, aber Murmeltiere, Schneehasen, Schneemäuse und andere Nager lockten sicher auch kleine Raubtiere wie kleines Wiesel, Hermelin und Eisfuchs an. Etwas weniger bekannt ist, dass auch anderes Grosswild sich bei uns herumtrieb, so Wollnashorn, Bison, Moschusochse, eine Wildpferdart, Gemse, Steinbock, Saigaantilope und Höhlenbär. Knochen

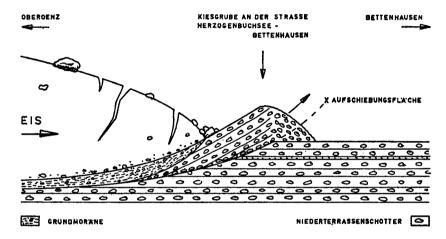


ABB. 7: STAUCHENDMORÄNE des RHONEGLETSCHERS bei BETTENHAUSEN

und Zähne sind schon verschiedenenorts in Niederterrassenschottern gefunden worden, aber auch im Löss, der besonders gute Erhaltungsbedingungen bietet. Im Ortsmuseum Langenthal finden sich einige tierische Überreste aus der Umgebung, nämlich von Mammut, Wildpferd, Wollnashorn, Ren und Höhlenbär.

Der Pflanzenteppich bedeckte das tiefere Land aber gar nicht vollständig, denn mit den langen Wintern hing eine Eigenheit der Flüsse zusammen: Die im Verlaufe eines Jahres gefallenen Niederschläge, etwa halb so viel wie heute, flossen zur Zeit der Schneeschmelze, d.h. in den etwa drei Monate dauernden Sommern, ab; wegen der grossen Kälte war aber der Boden immer gefroren, so dass nichts versickern konnte, und in der kühlen Luft war auch die Verdunstung nicht gerade gross. Die Schneeschmelze liess daher Bäche und

Flüsse in einem Masse anschwellen, dass alle heutigen Hochwasser daneben harmlos sind. Dies waren die Zeiten des grossen Schutttransportes, da Millionen von Tonnen in Bewegung gerieten und alle Talböden verheert wurden. Damit wurden die gesamten Talsohlen zu trostlosen pflanzenleeren Kieswüsten.

Der gefrorene Boden bereitete aber auch der Vegetation an den Hängen Schwierigkeiten. Im Sommer taute die oberste Schicht des gefrorenen Bodens auf; geriet nun Schmelzwasser oder Regen dazu, konnte der Auftauboden zu einem richtigen Brei werden und mehr oder weniger rasch talwärts fliessen. Durch die Bewegung aber wurden die Pflanzenwurzeln zum Teil so stark geschädigt, dass kein Pflanzenwuchs mehr aufkam.

Die Hochwürm-Gletscherstände

Sowohl beim Vorrücken wie beim Rückschmelzen gibt es keine Kontinuität, ein Gletscher oszilliert ständig. Bleibt die Gletscherstirn einmal während längerer Zeit am selben Ort, d.h. halten sich Eisnachschub und Abschmelzung die Waage, so ist das direkt als Zufall zu betrachten; praktisch gibt es nur Vorstoss- und Rückschmelzphasen, doch können sich diese Schwankungen auf einen relativ kleinen Bereich beschränken.

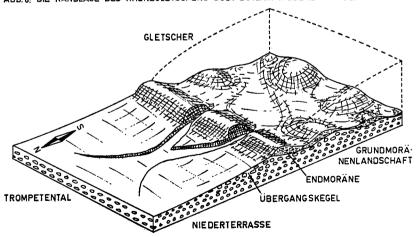


ABB.8: DIE RANDLAGE DES RHONEGLETSCHERS SÜDWESTLICH NIEDERBIPP (schematisch)

Zeiten, zu welchen sich die Schwankungen auf ein geringes Gebiet beschränken, bezeichnen wir als Stadien einer Eiszeit. Am Rhonegletscher können wir im Oberaargau deren drei unterscheiden:

Älteres Wangener Stadium Jüngeres Wangener Stadium Brestenberg-Stadium

Die Festlegung dieser Eisstände in der Landschaft ist nicht leicht. Kleine Gletscher, etwa die vielen Arme des Reussgletschers in den Aargauer Tälern, bilden oft schönste Endmoränenkränze, grosse Eismassen wie jene des Rhonegletschers merkwürdigerweise nicht. Nur mit Mühe kann man ein grosses Gewirr von Hügeln und Schmelzwasserterrassen einander zuordnen. Zum Teil ist dies auf die grossen Schmelzwassermengen und die vielen eisgestauten Bäche zurückzuführen, die die End- und Seitenmoränen gleich wieder abbauten oder gar nicht erst entstehen liessen.

Die klassischen Endmoränenhügel entstehen meist durch Stauchung: Grundmoräne (die Schmierschicht aus Schleifmehl und Steinen unter dem Gletscher), Obermoräne (Steine, die in den Bergen auf den Gletscher fielen und später als Findlinge liegen bleiben) und ganze Stücke aus dem Untergrund werden im Verlaufe von einem oder wenigen Jahren zu kranzartig angeordneten Wällen zusammengeschoben.

Der Untergrund, auf welchem das Eis vorrückte, bestand aber an vielen Stellen aus Niederterrassenschottern. Diese sind aber reich an Grundwasser, welches in der Eiszeit gefror und so den ganzen Schotter verfestigte, wenig-

Zu nebenstehender Karte:

dick gestrichelt = vermuteter Gletscherrand mit Gletschertoren und Schmelz-

wasserrinnen im jüngeren Wangener Stadium.

Schraffen = Terrassenränder, die Talböden des jüngeren Wangener

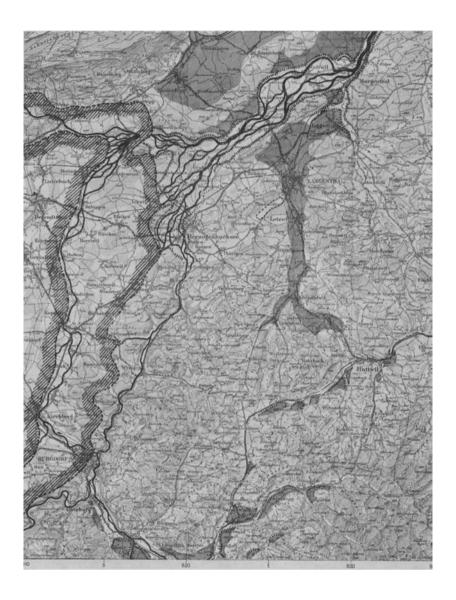
Stadiums begrenzten.

fein waagrecht schraffiert = Akkumulationsniveau der Niederterrasse.

fein gestrichelt = Stauseelein bei Langenthal.

dick strichpunktiert = vermuteter Gletscherrand und Schmelzwasserrinnen

im Brestenbergstadium.



Karte III: Der Oberaargau im spätem Hochglazial

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 12 (1969)

stens in den obersten Metern. Dem Rhonegletscher gelang es nun an einigen Stellen, ganze Schotterpakete wegzuschieben und in der Nähe schiefgestellt liegen zu lassen, ohne dass die Schichtung im Kies verlorengegangen wäre; Beispiele dafür sind der Fink und der südlich anschliessende Hügel westlich Burgdorf sowie (Abb. 7) die Hügel zwischen Herzogenbuchsee und Bettenhausen

Der Eisrand des älteren Wangener Stadiums ist am leichtesten zu erkennen, denn plötzlich hören die grossen Schotterflächen der Niederterrassen auf und machen einer welligen Grundmoränenlandschaft Platz. Am besten lässt sich dieser Wechsel auf einer Fahrt von Niederbipp nach Wiedlisbach oder von Langenthal nach Bützberg feststellen. Die Eisrandzone weist an einigen Stellen noch etwas Interessantes auf: Die Schotterflächen versteilen sich gegen die Endmoränen zu einem sogenannten Übergangskegel. Dieser ist bei Niederbipp von sogenannten Trompetentälchen durchschnitten, welche mit ihrer oberen Spitze die Lage ehemaliger Gletschertore bezeichnen; nach unten erweitern sie sich trichterförmig und laufen auf der Schotterfläche aus (Abb. 8). Eines dieser Tälchen wird von der Bahnlinie Niederbipp—Wangen a. d. A. zur Querung der Endmoränen benutzt.

An verschiedenen Stellen ist der Eisrand durch eine grosse Zahl zum Teil ganz beträchtlicher Findlinge markiert, so auf Steinenberg und Steinhof bei Riedtwil (vgl. Val. Binggeli 1965, Karl Ludwig Schmalz 1966), im Längwald bei Bannwil und oberhalb Attiswil (Karte II).

In den letzten Jahren liess sich nachweisen, dass am Anfang des älteren Wangener Stadiums ein kurz dauernder Eisvorstoss lag, der noch beträchtlich weiter reichte. Östlich Schwarzhäusern liegt hinter dem Weiler Ruefshusen eine Kiesgrube, in der die Schotterschichten oft ganz merkwürdig verbogen sind (Abbildung 10). Sie ziehen zuerst schön waagrecht an der Grubenwand durch, biegen plötzlich einen Meter nach unten, steigen ebensoviel wieder an und nehmen die alte Höhe wieder ein: Es sieht aus, als ob die Schicht als Ganzes in ein Loch gefallen wäre. Das Loch bestand aber zur Zeit der Aufschüttung sicher noch nicht. Heute nimmt man an, dass an solchen Stellen ein Stück Eis vom Schutt eingedeckt worden ist; beim langsamen Abschmelzen sanken dann die Schotterschichten in die Tiefe. Da sich diese Toteissackungen aber auf grösserer Fläche immer wiederholen, muss hier eine recht bedeutende Eismenge vorhanden gewesen sein, eben die Spitze des Rhonegletschers. Der so nachgewiesene Eisstand ist gut drei Kilometer weiter im Osten als das üblicherweise angegebene Maximum der Würmeiszeit.

Die Ereignisse während des Hochglazials — der Zeit des Eishöchststandes — können heute mit Hilfe von Aufschüttungen und Eintiefungen an der Aare verfolgt werden. Von den unvergletscherten Tälern wie vom Eis her kamen grosse Mengen an Schutt ins Aaretal und füllten es immer weiter auf. An der Aare selbst aber kam es zu einem plötzlichen Wechsel: Als das Eis ein bisschen zurückschmolz, blieb aller Schutt im freigewordenen Zungenbecken liegen, und die Aare floss unbelastet davon, ihre Transportkraft war ungenutzt. Die Folge stellte sich sofort ein: Sie begann, die eben erst gebildeten grossen Schotterfelder der Niederterrasse zu zerschneiden; der Lauf des Flusses fixierte sich damit halbwegs und hat sich seither nur noch unwesentlich verändert

Die Einschneidung der Aare wurde aber nach einiger Zeit wieder unterbrochen: Die Eismassen begannen wieder zu wachsen und rückten zum jüngeren Wangener Stadium vor (Karte III). Dieses hinterliess ausser bei Wiedlisbach keine gut sichtbare Wallmoränen, doch kann man einige Gletschertore ungefähr festlegen. Von ihnen führen nämlich tiefere Terrassen weg; sie entstanden durch Einschüttung von neuem grobem Kies in den entstandenen Einschnitt, als der Gletscher das schutterfüllte Zungenbecken teilweise wieder auspflügte und so die Flüsse mit Schutt überlastete. Das Spiel wird sich später

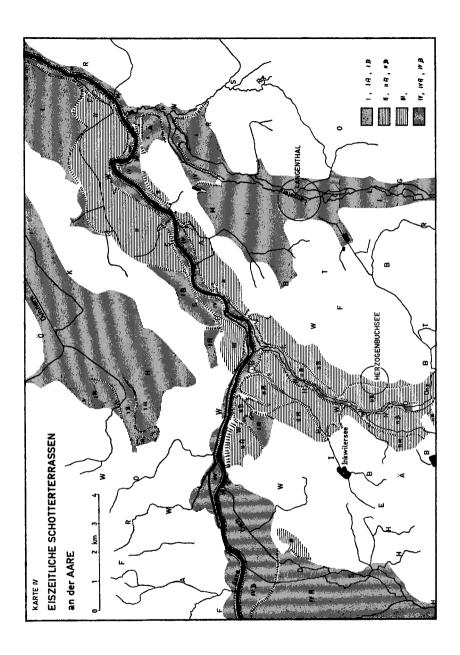
Zu nebenstehender Karte IV:

Waagrecht schraffiert: Schotter und Terrassen aus dem Hochglazial (innerhalb der Endmoränen sog. ältere Seelandschotter).

- I Älteres Wangener Stadium: Akkumulationsniveau der Niederterrassen.
 - I A Übergangskegelniveau
 - I B Trompetentalniveau
- II Jüngeres Wangener Stadium: Erstes Erosionsniveau der Niederterrasse = Önztalterrassen.
 - II A Übergangskegelniveau
 - II B Trompetentalniveau
- III Brestenbergstadium: Zweites Erosionsniveau der Niederterrasse = Bannwil-Bännlibodenniveau.

Senkrecht schraffiert: Schotter und Terrassen aus dem Spätglazial (sog. jüngere Seelandschotter).

- IV Emmeschuttkegel:
 - IV A Akkumulationsniveau
 - IV B Niveau der der Einschneidung vorangegangenen Mäandrierungsphase



wiederholen, so dass eine ganze Reihe von Kiesterrassen entstehen, wie sie Karte IV und, im Schnitt, Abb. 9 zeigen. In das jüngere Wangener Stadium, von dem die Rede ist, gehören die Önztalterrassen IIA + B.

Das randglaziale Tal Burgdorf-Wynigen-Langenthal brach nach Herzogenbuchsee durch und wurde auf der ganzen Länge tiefergelegt, so dass es zum obern Ende der Önztalterrassen wurde. Aus dem Langetental kam indessen noch weiter Schutt, so dass im verlassenen Teilstück des randglazialen Tales ein

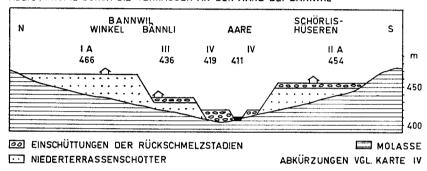


ABB. 9: PROFIL DURCH DIE TERRASSEN AN DER AARE BEI BANNWIL

kleiner wenig tiefer See aufgestaut wurde, der aber bald mit Lehm aufgefüllt wurde, so hoch, dass zuletzt Langetenwasser gegen Bollodingen und Herzogenbuchsee abfliessen konnte: Das Gefälle des Tales ist jetzt widersinnig gegen Südwesten gerichtet.

Ein dritter Gletscherstand, das Brestenbergstadium, hat seine Spuren vor allem bei Flumenthal, südlich von Attiswil und bei Deitingen hinterlassen (Karte III). Das Eis füllte ungefähr das heutige sogenannte Luterbacher Becken, d.h. die Emmeebene, und von da nach Nordosten die Aareebene bis Wangen a. d. A. aus. Auf der Südostseite floss die Emme dem Gletscher entlang, auf der Nordseite die Siggern (vom Balmberg her, mit Schmelzwasser aus dem Galmis). Diese brachte groben Schutt aus dem Jura, also hellen Kalk, mit einigen kleinen Findlingen von den vorangegangenen höhern Eisständen. Dieser Schutt wurde südlich Attiswil zum Teil nicht nur an den Gletscher, sondern auch über einige randliche Eisstücke hinweggeschüttet. Bei der Eis-

schmelze kam es infolgedessen zu Toteissackungen wie schon einmal besprochen; je nach Abbauzustand können diese hellen Schotter mit den Verbiegungen im Kieswerk Wyss (südlich Attiswil) gut beobachtet werden.

Der Lauf der Emme kann merkwürdigerweise nur mit grosser Mühe festgestellt werden. Bei Burgdorf brach sie auf ihrem heutigen Weg aus dem
Emmental hervor, immer noch verstärkt durch Schmelzwasser des Aaregletschers, und folgte dem Eisrand, alle Spuren von Seiten- und Endmoränen
vernichtend. Ihr rechtes Ufer ist aber wohl mehr oder weniger identisch mit
dem Steilbord, das in auffälliger Weise von Deitingen über Subingen, Halten,
Willadingen nach Koppigen und wieder bei Kirchberg das flache Gebiet des
Emmeschuttkegels von der östlich anschliessenden welligen Grundmoränenlandschaft trennt

Emme und Gletscherschmelzwasser bildeten nun wieder eine neue Terrasse; ihr oberstes Stück ist der westliche Deitinger Wald, das grösste weiter flussabwärts der Bännliboden bei Bannwil (Karte IV).

Das Spätglazial

Das Abklingen der Vereisung war kein kontinuierlicher Vorgang. Vorerst blieb eine riesige unbewegte Eismasse liegen. Vom Luterbacherbecken bis zur Wasserscheide gegen den Genfersee reichte dieses Toteis. Nachträgliche Bewegungen der Alpengletscher vermochten diese Masse nicht mehr vorwärts zu stossen, und so schmolz sie langsam ab; die Bäche suchten sich ständig neue Wege, folgten den tiefsten Stellen, die der Eisrand freigegeben hatte, und fixierten sich schliesslich mehr oder weniger in ihrem heutigen Bett. Da zeigte es sich, dass das alte Aaretal bei Zollikofen verstopft war, während eine Senke gegen die Saane hinüber dem Fluss einen neuen Weg bot, so dass die Aare uns heute auf dem Umweg über das Grosse Moos erreicht.

Ein heftiger Kälterückfall, wahrscheinlich die sogenannte jüngere Dryaszeit (um 9000 vor Christus), hatte noch eine kräftige Auswirkung auf das heutige Landschaftsbild, denn er war so stark, dass die Schuttführung der Alpen- und Voralpenflüsse wieder kräftig zunahm. So bildete die Emme einen riesigen Schwemmkegel von Burgdorf weg bis an die Aare, welche richtiggehend an den Nordrand des Luterbacher Beckens gedrängt wurde. Von da weg findet sich noch eine schmale Fortsetzung der Aare entlang bis zur Klus von Aarburg. Wohl hat sich die Aare seither wieder etwas eingetieft, aber sie

liegt deswegen immer noch höher als nach dem Brestenbergstadium. Das grosse Terrassensystem an der Aare ist mit dieser letzten Einschüttung und der nachfolgenden Zerschneidung fertig ausgebildet (Karte IV, Abb. 9).

Das Postglazial

Nach den sich oft sehr rasch abspielenden Geschehnissen der Eiszeit tritt nun wieder Ruhe ein, denn der zurückkehrende Wald überzieht das ganze Gebiet und konserviert gewissermassen all die in der Eiszeit entstandenen Landschaftsformen: Eiszeiten sind Abschnitte starker Geländemodellierung, Warmzeiten dagegen solche der relativen Ruhe.

Der Abtrag beschränkt sich heute auf die Weglösung von Kalk und auf die Abschwemmung von feinstem Verwitterungsmaterial; dieses verschleiert den Fuss der Hänge dick und kann Talböden viele Meter dick überziehen. Da dieses lehmige Material fast wasserdicht ist, führt es über weite Strecken zu einer Bodendurchnässung, so dass Trockenlegungen nötig werden. Ein gutes Beispiel dafür ist das Gletscherrandtal von Burgdorf nach Langenthal und seine Anhängsel, wo man ständig irgendwo am Meliorieren ist.

In die Landschaft kam erst wieder etwas Bewegung mit dem Eingreifen des Menschen in den Haushalt der Natur. Die ausgedehnten Rodungen hatten ähnliche Folgen wie das Absterben des Waldes bei einem eiszeitlichen Kälteeinbruch. Der Boden geriet in beschleunigte Bewegung, und an besonders heiklen Stellen kam es zu grössern Rutschungen. Damit nahm auch der Schuttanfall in den Flüssen zu, was in tiefern Lagen, besonders an der Emme, zu katastrophalen Überschüttungen führte. Dennoch darf man in dieser Beziehung nicht übertreiben: Die durch den Menschen bedingten Veränderungen sind mengenmässig recht unbedeutend; zudem hat man sie erkannt und versteht es heute, ihnen mit wachsendem Erfolg entgegenzutreten.

Schluss

Das Geschehen in der Natur ist ausserordentlich vielfältig, wenn wir es heute betrachten; noch komplizierter aber wird es, wenn wir den Faktor Zeit berücksichtigen: Mit der Zeit können, wie wir gesehen haben, auch die Vorgänge ändern. Die geomorphologische Forschung muss daher auf breiter Basis

laufen; über die Vergangenheit des Oberaargaus weiss man nur deshalb so viel, weil Forschungsergebnisse aus allen Naturwissenschaften und aus allen Gebieten der Welt seit Jahrzehnten zusammengetragen worden sind. Geographie, Geologie, Klimatologie, Botanik, Zoologie, Chemie und Physik werden angewendet, um Gebiete zu untersuchen, die heute so aussehen wie der Oberaargau früher einmal. Die so gewonnenen Erkenntnisse werden mit den oft spärlichen Funden bei uns verglichen, und es entsteht ein Mosaik, oft noch fehlerhaft und unvollständig, welches wir «unser Wissen» nennen. Dieses Wissen zu erweitern und zu verbessern, wird noch für Viele in den kommenden Jahrzehnten eine dankbare Aufgabe sein.

Quellen

Binggeli Valentin (1965): Die geschützten Naturdenkmäler des Oberaargaus. Jahrbuch des Oberaargaus 1965, S. 23—52.

Schmalz Karl Ludwig (1966): Steinhof — Steinenberg. Jahrbuch des Oberaargaus 1966, S. 12—58.

Lüdi Werner (1953): Die Pflanzenwelt des Eiszeitalters im nördlichen Vorland der Schweizer Alpen. Veröffentlichung des Geobotanischen Institutes Rubel, Zürich, Heft 27.

Zimmermann Hans W. (1963): Die Eiszeit im westlichen zentralen Mittelland. Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Solothurn, Heft 21. Mit ausführlichem Literaturverzeichnis.

Nach Einreichung des Manuskriptes erschienen:

Hantke René (1968): Erdgeschichtliche Gliederung des mittleren und jüngeren Eiszeitalters im zentralen Mittelland. In: Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der
Schweiz, Band I, S. 7—26. — Darin verfolgt der Autor in verschiedenen Karten alte
Entwässerungsrinnen und kommt in vielen Fällen zu einer guten Übereinstimmung
mit den hier vorgelegten Ansichten; an einigen wenigen Orten bestehen noch Differenzen, die nur durch neue Untersuchungen bereinigt werden können; dazu ist leider
gegenwärtig die Gelegenheit noch nicht gegeben.

GEDICHTE VON MARIA WASER (1878–1939)

Vergissmeinnicht

Dumpf strotzendes Braun, das atmende Grün, Rotbuntes und gelbe Flammen:
Wie klingen sie so satt und kühn
Im Erdenlied zusammen!
Doch, wo ein Blaues zu ihnen tritt,
Da singt und läutet der Himmel mit.
Der ist gar tröstlich ausgespannt
Über dem Erdenleben
Und will mit seiner seidenen Hand
Das Dumpfe von uns heben.
Wir aber, den Blick zu Boden gewandt,
Wo die Füsse tasten und hasten,
Vergessen so leicht die himmlische Hand
Und erliegen den irdischen Lasten.

Doch sieh da! Mitten im erdbraunen Land Ein Blau von seligster Süsse, Ein Stücklein Himmel, hergebannt Vor deine staunenden Füsse.
Und Äuglein mahnen mit blauem Blick: «Was steckst du so tief und wichtig und dick In diesen irdischen Dingen! Spürst du die Bläue dort oben nicht? So heb doch endlich dein Gesicht, Dann hörst du die Engel singen. Das selige Blau, das ewige Licht, Vergiss es nicht. Vergiss mein nicht!»



Maria Waser, 1878—1939

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 12 (1969)

Säuhlumen

Man hat sie mit niedern Namen gekränkt,
Und ward uns doch keine Kühnere geschenkt:
Tief pfählend der Wurzel bittere Kraft,
Aus glänzenden Blättern hellschüssiger Schaft,
Doch die Krone — goldenes Strahlen!
Abbild der grossen am Himmelszelt
Füllt sie mit kleinen Sonnen die Welt,
Sie brennen in allen Talen.
Nun hat der Lenz sein Reich bestellt,
Das grosse Licht umbrandet die Welt,
Es strömt aus unendlichen Schalen.

Die Stunde ist da, die alles erhellt.

Das ist die hohe Stunde,

Wo der Himmel die Erde in Armen hält,

Und seht, die ihr mit Namen schmält,

Sie hat der Schöpfer auserwählt,

Zu leuchten dem seligen Bunde.

Drum steht sie da so wurzelkräftig, So wehrhaft schäftig Und muss unendlich strahlen, Sie muss Mit dem goldenen Überfluss füllen die irdischen Schalen.

O lasst es brennen, das goldene Völkchen, so lange es liebt, bis es, verklärt zum Silberwölkchen, im Winde zerstiebt.

Diese beiden Gedichte stammen aus dem Gedichtzyklus «Das besinnliche Blumenjahr», den die Dichterin zu Blumenaquarellen ihrer Schwester Hedwig Krebs schuf.

Toter Sommer

Nun steh ich unter meinem Rosenbaum, Ein Dach von Blüten überwölbt mich ganz. Und dennoch — fern wie ein erlogner Traum Bleibt Duft und Glanz.

Ich weiss, dass Sonnenglast die Welt umhüllt, Der Acker brennt von Gold und rotem Mohn Und dass mein Gärtchen seine Zeit erfüllt — Das Herz weiss nichts davon.

Es war ein Tag, dem keine Sonne schien, Da nackt und bettelarm die Erde lag, Und Todesschatten gingen drüber hin — Es war ein Tag ...

Mag sein, einmal noch blüht ein Sommer mir, Des Glut und Glanz mein Aug ertragen kann, Mag sein. Dann duften wohl die Rosen hier? Das Herz glaubt nicht daran.

Warum?

Warum bist du so weit
Von mir gegangen?
Meine Tage sind tot,
Alle Sterne verhangen.
Auf den Strassen liegen Steine,
Hart und grau,
Die dürren Wiesen schreien
Umsonst nach Tau.
Fuss und Hände und meine Stirne
So schwer —
Doch die Stunden, die da gehn,
Jede leer.
Einst war ein Tag, da alle Blumen sangen.
Weit, sehr weit bist du von mir gegangen.

Septembernacht

Das sind die zarten, sommermüden Nächte, Die still und sanft aus linden Mutterhänden Der müdgehetzten Seele Ruhe spenden.

Wie weisse, lichte Nebel ziehn die Stunden, Und über heisse, nievernarbte Wunden Kühlt köstlich heilendes Vergessen.

Und Kindheitsträume, keusch wie Frühlingsblumen, Die lang im hartgefrornen Erdreich schliefen, Entsteigen den verborgnen Seelentiefen.

Und breiten leise flaumbedeckte Schwingen, Die lautlos zu den weissen Fernen dringen ... In diesen stillen herbstgebornen Nächten.

Der Pförtner

Einst kommt der Tag, der keinem andern gleicht, Die Nacht, die keinem neuen Morgen weicht. Was hart, gewichtig war, wird lind und leicht, Und alle Erdenfarbenpracht erbleicht.

Langsam verlässt die Seele Raum um Raum Des Erdenhauses, schön umwölkt vom Traum. Kein Lockgesang, kein Reuelaut entschwebt Den Kammern allen, die sie leergelebt.

Doch vor dem letzten, heimlichsten Gemach, Da reisst ein Ruf die Traumentrückte wach: Ein Lebensruf, ein Sehnsuchtsruf, der lang Hinhallend aus verschlossner Kammer drang. Die sperrt, ein süsser Schmerzensriegel, zu Den gottgewollten Weg zur letzten Ruh.

Der du in den verschlossnen Kammern wohnst, Ersehnter, warte ewig ich umsonst?

Ein fernes Pförtchen in den Angeln geigt, Ein lang erlauschter Schritt treppaufwärts steigt, Die Türe rauscht: Nun, Seele, sei bereit, Frei liegt der Weg zur letzten Seligkeit.

Wandlung

Der Abendsee: Breitschimmernder Brokat, Aus Silberblau und hellstem Gold gewirkt, Darüber leichter Wölklein lichte Saat, Die sanft des Himmels weite Aue birgt.

Auf meines Altans glanzumzirktem Rand Ruht eine weisse Möwe, marmorstill, Und alles scheint sich abendlich verwandt, Friedsame Welt, die sich vollenden will.

Doch mählich wandelt sich das stille Bild. Aus Gold wird Feuer, Brand, wird lohe Glut, Und meine Möwe, aufgescheucht und wild Hinkreischend, stürzt sich in ein Meer von Blut.

Maria Waser, aus: «Sinnbild des Lebens» Verlag Huber & Co. AG, Frauenfeld, 1958.

Maria Waser, geboren in Herzogenbuchsee, am 15. Oktober 1878, als Tochter des Arztes Dr. Walther Krebs und seiner Frau Marie, geb. Schüpbach. Tritt im Frühling 1894 ins Bernische Lehrerinnenseminar ein, wechselt aber bereits im Herbst 1894 ins städtische Knabengymnasium Bern über. Matura 1897.

Sprachstudien in Lausanne und Bern, Fachlehrerexamen im 3. Semester, anschliessend Geschichtsstudien in Bern, Abschluss als erste Schweizer Historikerin mit dem Doktorexamen. Dissertation über: «Die Politik von Bern, Solothurn und Basel in den Jahren 1466 bis 1468». Aufenthalte in Italien als Gast bei Irma Cerutti und Vernon Lee. Redaktorin der Zeitschrift «Für's Schweizerhaus» in Neuenburg, ab 1904 der Kunst- und Literaturzeitschrift «Schweiz» in Zürich.

Vermählung 1905 mit Redaktor Dr. Otto Waser, Geburt der Söhne Hans 1906 und Heini 1913.

Nach Einsetzung des Gatten als Extraordinarius für klassische Archäologie Aufgabe der Redaktionstätigkeit.

Wachsen und Wirken als Dichterin weltweiter Bedeutung.

1932 Ehrenbürgerrecht der Gemeinde Herzogenbuchsee.

Gestorben am 19. Januar 1939.

Verzeichnis der Schriften Maria Wasers in «Berner Erzählungen/Wende», Seiten 517—524, Verlag Huber & Co. AG, Frauenfeld, 1959.

ZWEI BERNERINNEN FAHREN NACH LIVLAND UND BEGEGNEN ALBERT BITZIUS

HANS HENZI

Vorbemerkung: Die hier erwähnten Begegnungen mit Albert Bitzius (später «Jeremias Gotthelf») fallen in die Zeit von 1821 bis 1827, als seine heimatlichen Wohnorte noch Utzenstorf und Herzogenbuchsee waren.

Am Schluss eines Briefes aus Göttingen nach Utzenstorf vom 29. Mai 1821 meldet Albert Bitzius seiner Stiefschwester Marie voll Eifer als letzte Neuigkeit:

«Wir erwarten alle Tage Jungfer Furrer und Gerwer hier, die sich sehr wundern werden, so viel Besuch zu erhalten, denn wir Berner, wir mögen sie kennen oder nicht, werden alle hinziehen; in allen Wirtshäusern haben wir befohlen, ihre Ankunft uns gleich melden zu lassen, damit sie nicht etwa incognito entschlüpfen.

Diesen Abend sind sie angelangt, ich bin länger als eine Stunde bei ihnen gewesen und habe mich sehr divertiert; war aber der Gesellschaft schon so entwöhnt, dass ich kaum mehr wusste, meinen Bückling zu machen. Es mag ihnen seltsam vorgekommen sein, so viele Berner zu sehen so weit von Hause, alle auf Studentenart angezogen, die ehmaligen eleganten Herrchen mit langen Schnäuzen (meiner sieht stattlich aus und kommt mir schon unter die Zähne) ... Nun will ich ins Bett, es hat schon zwölf geschlagen und morgens um 5 Uhr möchte ich gern bei der Abreise der Damen sein. Lebt alle wohl ... ¹

Dazu erklären die Bearbeiter der gedruckten Ausgabe: «Die Jungfern Furrer und Gerwer, wohl Berner Bekannte, können nicht mehr genau nachgewiesen werden. In Frage kommen: Margaritha Katharina Furrer (geb. 1786), Katharina Henriette Furrer (geb. 1790) oder Margaretha Rosina Furrer (geb. 1791), ferner Maria Elisabetha Gerwer (geb. 1780).»

Demgegenüber können wir nun den Nachweis leisten, dass das lebhafte Interesse des 24jährigen Theologiestudenten Albert Bitzius und seiner bernischen Kommilitonen in Göttingen keiner der obgenannten 30- bis 40jährigen Damen galt, sondern der 25jährigen *Rosamunde Furer* (1796—1874) und der noch nicht 21jährigen *Pauline Gerwer* (Dez. 1800—1836). — Auf der Rück-

seite eines Ölporträts der Erstgenannten, heute im Besitz eines ihrer Urenkel², steht nämlich:

«Jgfr. Margaritha Adrianna Rosamunde Furer, geboren den 17. Juni 1796, von Bern nach Dorpat in Russland, als Braut des Herrn Hofraths und Professor Hentzy, verreist den 17. May 1821.

Menteler pinx: Anno 1821, d: 12. May. »3

Ferner existiert in unseren Familienpapieren noch folgender Fahrvertrag $(17,5 \times 11,5 \text{ cm})$:

«Herr Samuel Kiener Kutschner, No 77, an der Marktgasse in Bern, verpflichtet sich gegen Herrn Samuel Gabriel Furer Kaufmann in Bern, seiner Jungfer Tochter Rosamunde Furer einen ersten Platz in seiner sechsplätzigen Kutsche zu überlassen, anbey Pfd. 130 gratis zu führen (der gewöhnliche Nachtsack wird nicht gewogen), das Übergewicht wird zu 4 bz vom Pfund Berngewicht an Mstr Kiener bezahlt.⁴ Die Abreise von Bern nach Lübeck ist vom 15. auf den 20. May 1821 festgestellt und die Ankunft in Lübeck, vom Tag der Abreise angerechnet, nach Verlauf von 18 biss 20 Tagen. Herr Samuel Kiener wird auf dieser ganzen Reise von Bern nach Lübeck die Jungfer Furer in seinen eigenen Kosten unterhalten, in den besten Gasthöfen einkehren, täglich das Frühstück, Mittagsmahl und Nachtessen und Nachtlager für Sie bezahlen, und Sie frey und frank mit den 130 Pfd. hardes⁵ in der anbedungenen Zeit biss nach Lübeck liefern, und auf der ganzen Route nie mehr als 6 Passagiere mitnehmen. Dagegen verspricht Herr Furer Ns (namens) seiner Jfr Tochter an Hr S. Kiener für alles und jedes neunzehen Neue Dublonen à L 16 zu bezahlen. 6 Nehmlich 9 Ldrnf sogleich bey Ihrer Abreise von Bern die übrigen 10 Ldrnf wird Jfr Furer bey der Ankunft in Lübeck Selbsten ausrichten und verspricht, wenn Sie mit dem Kutschner zufrieden seyn wird, ihme eine Dublonen Trinkgeld auszuhändigen. Also in zwey gleichlautenden Doppeln ausgefertigt, von bevden Parteyen unterschrieben, und jeder eines zugestellt. -

N. B. Der Kutscher bedingt sich aus, auf den Fall dass durch Krankheit oder sonst diese Reise von der Reisenden unterwegs aufgehalten würde, so wird Ihme für jeden Tag 1 Carlin vergütet, dagegen seiner Seits jede Verspäthung ebenfalls auch von Ihme die daher entstehenden Kosten ertragen werden.»⁷

Der im Reisejahr 1821 neu ausgefertigte Taufschein der Reisenden lautet: «Es ist im grossen Münster zu Bern den 25. Brachmonat 1796 ein eheliches Kind getauft worden, dessen Namen Margaritha Adrianne Rosamunde Eltern: Hr. Samuel Gabriel Furer, von Bern, Fr. Rosamunde Steck.

Zeugen: Hr. Rudolf Steck, Pfarrer zu Aesche, Fr. Margaritha Tribolet, geb. Steck, Fr. Adrianne König, geb. Des Vigneulle,

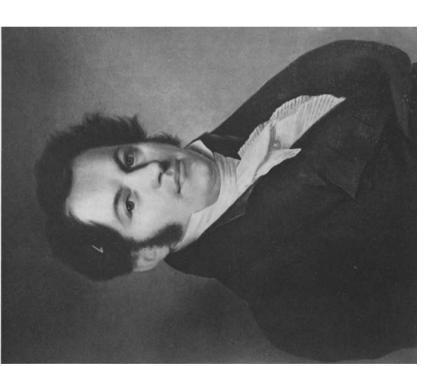
welches aus dem Taufbuch dieser Kirche mit Unterschrift und gewohntem Pettschaft bezeuget, in Bern den 30. Merz, 1821,

J. Friedr. Gysi, Ob: Helfer am Mstr.»

Aus dem Nachlass der Genannten besitzen wir eine 1807 in Amsterdam gedruckte «Carte itinéraire d'une partie de la France, de la Hollande, de l'Allemagne, de la Pologne, du Danemarc et d'une partie de la Russie et de la Suède.» im Format 32×32 cm, die sich auf die Grösse $8\times10,7$ cm zusammenfalten lässt und auf der von «Basle» bis «Lübeck» 40 berührte Stationen, inbegriffen «Göttingue», mit Tinte unterstrichen sind.

Ihr Bräutigam, Prof. Samuel Rudolf Henzi, war ein Jahr zuvor am 5. Mai 1820 von Bern mit einem Umweg über Tübingen, wo er am 16. Mai sein Diplom eines Doktors der Philosophie abgeholt hatte, und über Stuttgart nach dem gleichen Ziel, Dorpat in Livland, gereist.8 Nun holte er, laut seinem Tagebuch, in Libau (Kurland) seine dort am 1. Juli 1821 angekommene Braut Rosamunde und deren Gefährtin Jgfr. Gerwer ab und begleitete «die Damen» über Riga nach Dorpat, wo sie Sonntag, den 8. Juli eintrafen. Dort bemühte er sich zunächst vergeblich bei Familie Stiernhielm um eine Gouvernantenstelle für Jgfr. Gerwer (die er später einfach «Pauline» nennt), und ordnete dann ihre Weiterreise nach Reval in Estland. Zweieinhalb Jahre später erwähnt er auch ihren Vater: «1824, Di. 29. Jan. (a. St. = 10. Febr. n. St.), zum Thee Besuch von Hrn. Gerwer, der zu Pauline reist. Sa. 9. Febr., Gerwer kam aus Kiekel zurück, Mittag bey uns. » Paulines Name erscheint wieder im Juli und August 1826, als sie bei Familie Henzi in Dorpat zu Gast war, beim Umzug ins neugekaufte Haus mithalf und am 20. August a. St. als Gouvernante zu der Familie von Baranoff in Penningby reiste. 10

Laut Auszug aus den bürgerlichen Totenrödeln der Stadt Bern starb Jgfr. Paulina (Rosina) Gerwer am 1. März 1836 als Erzieherin zu Smolensk in Russland. Sie war das älteste Kind neben drei Knaben aus der im Jahr 1800 geschlossenen Ehe des Joh. Friedrich Gerwer (1776—1856) und der Anna Maria Margaretha von Stürler (gest. 1814). ¹¹ Mit 14 Jahren hatte Pauline also ihre Mutter verloren. Ihr Vater, Mitglied des Grossen Rates von 1809 bis 1819, Oberamtmann des Niedersimmentals 1810—1817 und Direktor des Zuchthauses 1818—1819, hatte nach brieflich eingestandenen Veruntreuungen im Betrage von L (= Fr.) 1237.5 am 26. Sept. 1819 die Flucht ergriffen, ¹² war in



ordentlicher Professor der Universität Dorpat während eines Urlaubes in Bern 1827. In Öl gemalt von Menteler Prof. Dr. Rudolf Henzi, 1794—1829



Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 12 (1969)

München «arretiert» und bald nach dem 18. Dezember 1819 nach Bern ausgeliefert worden.¹³ Im Februar 1824 besuchte er offenbar seine Tochter in Estland und wohnte 1848 laut dem ersten gedruckten Verzeichnis sämtlicher Burger der Stadt Bern noch «in Russland», 1853 aber bei seinem jüngsten Sohn in Lengnau,¹⁴ wo er 80jährig am 3. Dez. 1856 starb.

Pauline Gerwers Reisegefährtin *Rosamunde Furer* wurde, einen Monat nach ihrer Ankunft in Dorpat, dort am 12. August 1821 kirchlich getraut mit Prof. Rudolf Henzi, als dessen Ehefrau sie zwar schon in dem am 26. April 1821 von der Gesellschaft zum Mohren in Bern ausgestellten, von der dortigen russischen Legation am 6. Mai visierten und von der Braut wohl als Ausweis mitgeführten Heimatschein ihres Gatten eingesetzt ist. Ihr von Dorpat nach Bern geschickter Copulationsschein lautet:

C.S.P.

In dem Jahr Ein Tausend acht hundert und ein und zwanzig (1821) ist in der hiesigen Evangelisch-Lutherischen Kirche zu St. Johannis, nach gesetzmässig vollzogenem dreimaligem Aufgebot, auch beigebrachten übrigen, den Kirchenverordnungen gemässen, Bescheinigungen copulirt worden:

der Herr Professor bei der Kaiserlichen Dörptschen Universität,

Hofrath Dr. Samuel Gottlieb Rudolph v. Henzi mit

Mademoiselle Margarethe Adrianne Rosamunde Furer, aus Bern,

am 31 Julius/12 August. Solches bescheinigt aus dem Kirchenbuch hiesiger Stadt-St. Johannis-Gemeine sub fide (sig.) Gottlieb Eduard Lenz, Oberpastor u. Consist: Assessor.

Dorpat den 3/15 October 1821.

Das dem Namen Henzi vorangestellte «von» soll wohl den mit dem Rang eines Professors verbundenen russischen Beamtenadel bezeugen, entsprechend dem noch vorhandenen Dokument vom 9. Mai 1830:

«Auf Allerhöchsten Befehl Sr. Kaiserlichen Majestät Nicolaus des Ersten, Kaiser und Selbstherrschers aller Reussen, ertheilt das Conseil der Kaiserlichen Universität Dorpat das Zeugniss:

dass der als ordentlicher Professor der Theologie an dieser Universität verstorbene Dr. Rudolf Samuel Henzi, aus Bern in der Schweiz, durch den Allerhöchsten Ukas vom 1. Februar 1829 zum Collegien-Rath erhoben ist, wodurch seine ehelichen Kinder in Gemässheit des Gesetzes alle Würde und Rechte des Russischen Adels erhalten haben.

Dess zur Urkunde ist dieses Zeugnis mit dem Insiegel der Kaiserlichen Universität versehen und von dem Rector unterzeichnet worden.

Wirklicher Staatsrath, Ritter des Ordens der Heil. Anna erster und des Heil. Wladimir dritter Classe: (sig.) Rector G. Ewers.»

Sechs Jahre nach der Heirat begleiteten Frau Prof. Henzi und ihr fünfjähriger Sohn Rudi ihren Gatten auf eine halbjährige Urlaubsreise in die alte Heimat. Hin- und Rückfahrt erfolgten diesmal ganz zu Lande. Da erscheint der Name von Albert Bitzius auch im Tagebuch von Prof. Henzi, der am 11. Juli 1827 vermerkt, dass er in der Stadt Bern «B. Bizi» (gemeint ist «Bärt Bitzius») «Vicar in Herz.Buchsee» angetroffen habe. Am folgenden Tag notiert er sodann: «Sass Menteler zur Verbesserung meines Portraits». Auf der Rückseite dieses heute noch erhaltenen Ölbildes steht:

«Herr Samuel Gottl. Rudolf Henzi von Bern, Hoffrath und Professor der oriental. Sprachen an der Universität Dorpat, gemahlt den 21. July 1827 durch Menteler.

Natus (= geb.) Sonntags den 7. Sept. 1794 um 91/4,

Obiit (= starb) Freitags Morgens früh 5½ Uhr den 13. Febr.,

beerdigt Montags, den 16. Febr. 1829 in Dorpat.»

Damit ist auf das herbe Geschick verwiesen, das die 1821 hoffnungsfroh nach Livland ausgefahrene Braut nach kaum achtjähriger Ehe ereilte und sie 33jährig als Witwe mit sechs Kindern hinterliess. Als der nachgeborne Jüngste reisefähig war, kehrte sie 1830 in ihre Vaterstadt Bern zurück. Zahlreiche Nachfahren gedenken heute dankbar dieser Heimfahrt, bei der die Windeln des jüngsten Passagiers laut Familienüberlieferung zeitweise zum Trocknen an der Kutsche hingen.

Anmerkungen

- Wir entnehmen diesen Wortlaut samt der zugehörigen Anmerkung mit freundlicher Erlaubnis des Eugen Rentsch Verlages, Erlenbach-Zürich, seiner Ausgabe der sämtlichen Werke von Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius) im 4. Ergänzungsband, Briefe erster Teil, bearbeitet von K. Guggisberg und W. Juker, 1948.
- ² Dr. Max Henzi, Frauenfeld.
- ³ M. pinxit (= malte es). Franz Joseph Menteler (1777—1833) lebte und starb in Bern. HBLS und SKL.
- ⁴ Vier Batzen bei ca. achtfacher Kaufkraft = Fr. 3.20 Wert 1965. Vgl. Christian Lerch, Die Kaufkraft des bernischen Geldes im Laufe der Zeiten, Schulpraxis, Sept. 1952.
- ⁵ hardes = Sachen, Gepäck.
- ⁶ 1 Ldrnf (Louis d'or neuf) à L 16 = 120 bz = ca. Fr. 96.— Wert 1965.
- ⁷ Karlin, Karolin, Karldor = frühere süddeutsche Goldmünze. In alter Schweizerwährung um 1850 ca. 18 L = Fr. 108.— Wert 1965. Vgl. Xaver Frey, Münzbuch, Bern 1856, und Brockhaus, Konversationslexikon.

Sein Fahrvertrag lautete: «Entre nous soussignés il est convenu ce qui suit. Moi Delavaux Maître Voiturier à Lausanne, m'engage de faire conduire dans une bonne voiture Monsr. le Professeur Hentzi de Berne à Lübeck, de le défrayer pendant toute la route des Déjeuners, Dîners et Soupers et Logements dans des bonnes Auberges et à Table d'Hôte; de prendre avec lui dans la même Voiture tous les effets que Monsr. Hentzi aura, le tout pour le prix convenu de Vingt Louis, soit Trois Cent vingt francs de Suisse et un Louis d'Etrennes au Cocher: payable moitié au Départ et l'autre moitié à l'arrivée à Lübeck. Les Etrennes dans les Auberges sont à la Charge des Voyageurs. Monsr. Delavaux s'engage de prendre Cent Livres d'Effets et le Sac de Nuit de Mr. Hentzi gratis; le surplus payera quatre batz par Livre: il ne devra jamais entrer plus de six personnes dans la Voiture. Le Départ depuis Berne est fixé du 10 au quinze May prochain. Si Monsr. Hentzi se décide à passer par Stuttgart, je m'engage d'y faire passer ma Voiture pour le prendre à Stuttgardt le jour que j'indiquerai à Mr. Hentzi avant mon Départ de Lausanne et si Mr. Hentzi n'étoit pas arrivé à Stuttgardt le jour indiqué, je m'engage d'envoyer un Char à un Cheval exprès à Tubinguen à ses frais pour l'y faire prendre chez Mr. le Professeur Steüdel à Tubingen et d'attendre son retour à Stuttgardt avec ma Voiture. Ainsi fait à Double.

Berne le 19 avril 1820. sig. Gb (= Gabriel) Delavaux, voiturier à Lausanne.»

Prof. Henzi hatte dann am 4. Juni 1820 Göttingen passiert, war am 12. Juni in Lübeck angelangt und am 19. Juni auf einem Segelschiff nach Riga weitergefahren. In seinem Tagebuch vermerkt er: «Unter den 20 Passagieren hat es 7 Bündtner (davon 6 Knaben) als Zuckerbäcker in verschiedene Städte Russlands. Der Kapitän, ein alter, originaler, abgehärteter Seemann, trinkt keinen Wein und Gebranntes, weil sein erster Patron sich immer betrank; machte uns durch seine fröhliche Originalität immer lachen.» Am 26. Juni landete man in Riga, und am 7. Juli kam Prof. Henzi in Dorpat an.

- ⁹ Das grosse und sehr schöne Rittergut Kiekel im Kirchspiel Jewe in Ostestland, näher bei Narwa als bei Reval, lernte Pastor Bidder 1908 als Hauslehrer kennen. 1817 verstarb als damaliger Besitzer ein Baron Rosen.
- Das Rittergut Penningby lag östlich Reval im Kirchspiel St. Johannis im Kreise Harrien. Im Jahre 1828 war es im Besitz des Christoph von Baranoff und seiner Ehefrau Charlotte geb. von Fock. Sie hatten 8 Kinder, die zwischen 1810 und 1822 geboren wurden.
- ¹¹ Vgl. Auszüge aus den Tauf-, Ehe- und Totenrödeln des Berner Münsters 1719—1857 (Burgerbibliothek Bern) und v. Mülinen 244.2, Genealogie Gerwer (ebenda).
- ¹² 1237 Pfund und 5 Batzen, Wert für 1965 = ca. Fr. 7425.—.
- ¹³ Vgl. Protokoll des Justiz- und Polizeirats B IX 902, im Staatsarchiv Bern, ferner Missivenbuch 9, S. 45 ebenda.
- ¹⁴ Friedrich Emanuel Rudolf Gerwer (1809—1890), Pfarrer in Lengnau seit 1847, starb kinderlos als letzter seines Familienzweiges.

Benützte Quellen und Literatur

- A. Gedrucktes (ausser dem im Text und in Anmerkung 1, 3, 4, 7 erwähnten):
- Berner Taschenbuch 1853, Nachtrag (Kurzbiographie von Prof. Henzi).
- Kurt Guggisberg, Bernische Kirchengeschichte 1958, S. 582.
- Der Grosse Brockhaus 1928—35, Karten 60 und 60a, Baltische Staaten.
- Baltische Heimat, Ein Erinnerungsbild, Prospektkarte 1: 600 000, gezeichnet von Johanna Tode, 2. Auflage, 1957.
- B. Ungedrucktes (ausser dem in Anmerkung 11 und 13 erwähnten):
- Stammbuch der bürgerlichen Geschlechter der Stadt Bern (Burgerkanzlei)
- Familiendokumente aus dem Nachlass von Prof. Rudolf Henzi: Tagebücher 1818 bis 1829 (59 Heftchen), Fahrverträge, Ausweise usw.
- Roderich Bidder, Samuel Gottlieb Rudolf Henzi, Professor für Exegetische Theologie und Orientalische Sprachen in Dorpat, 1820—1829. Versuch einer Feststellung seiner Bedeutung für die Evangelisch-Lutherianische Kirche in Russland und ihre Missionsarbeit. Dossenheim 1960 (198 Maschinenseiten, unvollendet, Kopie auf Burgerbibliothek Bern).

Für die freundliche Erlaubnis zur Veröffentlichung von Familiendokumenten und Porträts dankt der Referent Frl. Frieda Henzi, Sek.-Lehrerin in Bern, und Herrn Dr. Max Henzi in Frauenfeld, für die Herstellung der Klischees Herrn Walter Henzi in Firma R. Henzi & Co, Bern, für eingeholte Auskunft bei der Heimatortskartei für Deutschbalten, München 19, Herrn Pastor emer. Roderich Bidder, Dossenheim bei Heidelberg, und für Hinweise betr. Frl. Pauline Gerwer den Herren Dr. H. Haeberli, Bibliothekar der Burgerbibliothek Bern, und Herrn Christian Lerch, ehemaliger Adjunkt des Staatsarchivars, Bern.

DER ZEITGLOCKENTURM Von Wangen an der aare

HANS MÜHLETHALER

Nebst der hölzernen Aarebrücke ist der Zeitglockenturm das Wahrzeichen von Wangen und ein beliebtes Photosujet der Touristen. Die Wangener nennen ihn «Stedtliturm», früher auch «äusseres Tor» oder «oberes Tor». So steht beispielsweise in der Burgermeisterrechnung von 1586/87 (Burgerarchiv): «Item hat man zu denn oberr thorenn 4 dick eichin laden coufft, die sindt gwirdigett umb 4 dick pfennig, thut auch III Pfund 4 Schilling.» «Zeitglockenturm» wird er im Urbar der Propstei Wangen von 1580 genannt. Laut Grundsteuerregister hat ihn 1859 die Burgergemeinde an die Einwohnergemeinde abgetreten.

I. Beschreibung des Turmes

Die südliche Ringmauer ging einst von der Nordostecke (heute Gemeindehaus) an die Südwestecke («Turm» im Hinterstädtli) des Stadtgevierts. Sie folgte dabei aber nicht genau der kürzesten Verbindung — einer Geraden zwischen diesen zwei Punkten — sondern lief von beiden Orten zum Zeitglockenturm, der etwas südlicher steht, wodurch eine Ausbuchtung des Stadtgrundrisses entstand, die beim Zeitglockenturm am stärksten ist. Dieser Turm, über dem Eingangstor zum Städtchen, steht aussen, d.h. nach Süden, ungefähr 1,7 m aus der Ringmauerflucht vor und ist hier vollständig mit rechteckigen Tuffsteinquadern verkleidet. Der Kern besteht aus Bruch- und Bollensteinen in Mörtel und aus Tuffsteinen und ist im Innern der Geschosse unverputzt sichtbar. Der Dachansatz beginnt auf ungefähr 13,5 m Höhe, der Dachstuhl misst ca. 8 m, der Dachreiter ist eher noch etwas höher. Dies ergibt, sehr grob geschätzt, eine *Turmböhe* bis zur Fahnenspitze von etwa 30 Metern. Genauere Masse fehlen uns leider.

Die Fugenstriche an der Südseite sind 1899, als man den Verputz entfernte, zum Teil recht willkürlich angebracht worden. Die *südliche Toröffnung* hat durch Erweiterung (vor 1866) ihre ursprüngliche Gestalt eingebüsst: sie ist

rundbogig, stichbogig hintermauert; die nördliche ist stichbogig. Auf dem Aquarell auf einem Ballfächer (18. Jahrhundert) im Historischen Museum Bern, wie auch auf dem Oelbild von E. de Muralt von 1831, ist das Südtor noch spitzbogig.

Im nördlichen Teil des Tordurchlasses ist in Ost- und Westwand die *Rinne für das ehemalige Fallgatter* erhalten. Diese Seitenwände sind bis zum äussern Ringmaueranschluss gleich gebaut wie die Südfassade. Nach 2,65 m, dort, wo die innere Kante der Ringmauer an den Turm stösst, ist ein Rücksprung des Grundrisses, weil innerhalb der Stadt die Seitenmauern dünner sind.

Ganz zuoberst kragt der Mauermantel der Süd- sowie der Ost- und Westseite (bis zu dem erwähnten Rücksprung) etwas nach aussen und steigt dann gerade hinauf bis zum Dachansatz. Vom Rücksprung an fehlt diese Wölbung.

In einer noch vorhandenen, schräg nach oben laufenden flachen Vertiefung der Ostwand war im Tordurchgang eine *Leiter* angelehnt, die seitwärts geklappt werden konnte; über sie konnte der Glöckner durch ein Loch im Bretterboden in den 1. Stock des Turms klettern, wo die Seilzüge der Glocken sind. Im Mittelalter war der Turm von den seither verschwundenen Wehrgängen der Ringmauer her zugänglich gewesen. Im zweiten Viertel des 20. Jahrhunderts wurde der massive östliche Turmfuss ausgehöhlt, ein Aufsteigeschacht mit Metalleiter zum 1. Stock erstellt und ein Pissoir eingebaut.

Gegen Norden, auf der Stadtinnenseite, besteht der Turm im untern Drittel ebenfalls aus Bruch- und Bollensteinen, die von Tuffquadern ummantelt sind. Diese sind anlässlich der Renovation von 1960 vom Verputz befreit und ausgebessert sowie mit vorher nicht bestehenden Kellenstrichen versehen worden. Auch die Keilsteine der hier stichbogigen *Toröffnung* sind aus Tuff. Oberhalb des Tores sind zwei Fenster; ein drittes, kleineres, mitten darüber ist (seit 1899?) vermauert und aussen nicht sichtbar. Ab 1. Stock ist die Nordmauer viel dünner als die andern Mauern, ohne Quaderverkleidung, aber verputzt. Vielleicht war der Turm hier ursprünglich eine «Schale», d.h. gegen das Stadtinnere offen, oder aus Holzfachwerk, «Rieg», bestehend.

Unter dem nördlichen Turmfuss, unmittelbar am Erdboden, befinden sich Granitblöcke («Geissberger») als Sockelsteine; sie sind 1960 an den Torecken für die Aufnahme von zwei neuen Abweissteinen (einstigen Strassenwehrsteinen) stark ausgebrochen worden. Den äussern Toreingang flankieren seit Jahren ebenfalls zwei Abweissteine.

Der Turm hat über dem Tor zwei *Geschosse* von ca. 4,9 m und ca. 2,7 m Höhe. Das zweite Geschoss ist oben zum Dachstuhl hin offen. Die Distanz von der obersten Mauerkrone bis an den Dachreiter beträgt senkrecht etwa 8 m. Zur Verbindung der Stockwerke dienen Leitern bis zum Dachreiter hinauf. Von Geschoss zu Geschoss nehmen Ost-, West- und Südmauer jeweils an Stärke ab, was eine Auflage von ca. 15 bis 25 cm für die Tragbalken des Bretterbodens ergibt. Der jetzige Boden des 1. Stockes liegt unmittelbar über dem Tordurchlass auf Tragbalken ca. 1 m unter der erwähnten Auflage und ca. 5 m über Strassenniveau, der Boden des 2. Stockes benützt den hiefür bestimmten Absatz.

Dicke der Mauern:
Beim Boden des 1. Stockes ca. 1,3 m
Oberhalb der nicht benutzten Auflage im 1. Stock ca. 1,1 m
Oberhalb der Auflage des 2. Stockes ca. 1 m
Über der Auskragung beim Dachgesims ca. 1,2 m

Diese Masse gelten nur für die Südmauer. (Bei Ost- und Westmauer nicht festgestellt.) Ab dem oben genannten Rücksprung gegen das Stadtinnere sind die Mauern schwächer. Die Nordmauer hat vom 1. Stock an eine Dicke von ca. 0,5 m.

Grundriss im Innern des 1. Stockes: Lichte Länge Süd/Nord unterhalb Auflage, ca. 5,4 m Lichte Breite Ost/West unterhalb Auflage, ca. 3,3 m

Der Turm war spätestens seit der Bernerzeit überdacht und mit Ziegeln gedeckt; dem ersten bernischen Landvogt, Heinrich Gruber, von Beruf Zimmermann, wurde in der noch vorhandenen Bestallungsurkunde von 1408 aufgetragen:

«im einen Turm (Schloss) ein Sässhaus einzurichten und diesen wie auch den andern Turm (Zeitglocken) mit Ziegeln einzudecken; um die Ringmauer einen Ziegel-gedeckten Umlauf zu errichten; zwei gedeckte Brücken über die Stadtgräben, mit Fallbrücken, zu erstellen; die Stadt mit gut verschliessbaren Toren zu versehen; über die Aare eine gedeckte Brücke zu schlagen.»

Der alte *Dachstuhl* von 1662 wurde 1811 durch einen Neubau von Andreas Schaad von Bannwil, obrigkeitlichem Werkmeister zu Wangen, in annähernd gleicher, jedoch oben stärker geschweifter Form, ersetzt. Der offene Dachreiter von 1771 auf vier, eventuell zwei einfachen Stützen ist 1811 von einer sechseckigen, mit Jalousien geschlossenen «Laterne» abgelöst worden. Es wurde darin die Vierteluhr mit Hammerschlag auf 2 Glocken eingerichtet. Der Helm wurde damals von Weissspenglermeister Jakob Roth von Wangen beschlagen,

und die nötige Maurerarbeit besorgte Samuel Tanner von Wangen. 1905 ist vermutlich der Dachstuhl neu gedeckt worden, da nach alten Photos auf der Nordseite die grosse Jahrzahl «1905», aus Ziegeln gebildet, steht. Auf der Südseite waren vor 1912 gleicherart die Wappenschlüssel sichtbar. 1911 beschloss der Gemeinderat, das Dach des Reiters mit Kupferschindeln decken zu

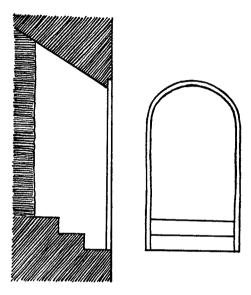


Abb. 1: Durchschlupf zum Wehrgang

lassen. 1912 erstellte Adrian Rikli anlässlich der Renovation vom Gerüst aus panoramaartige Photos der Ortschaft, die heute für uns wertvolle Dokumente sind.

Die Seitenmauern des 1. Stockes haben schräg aufwärts nach Osten und nach Westen je einen rundbogigen *Durchschlupf* mit rechteckig gekantetem Gewände; über einige Steinstufen stieg man auf den Wehrgang (Umlauf) der Ringmauer, konnte also auf diesem trotz des Turmes ungehindert zirkulieren. Heute sind diese Aufgänge zu Nischen vermauert. Dimensionen: Breite an der äussern Kante des Gewändes 1,07 m, an der innern Kante 92 cm, Höhe etwa 1,9 m. Tiefe noch ca. 85 cm (siehe Abbildung 1).

Eine offene *Schiessluke* (aussen schmal-hochrechteckiger, ca. 7 cm breiter Schlitz mit runder Erweiterung in der Mitte von ca. 18 cm Durchmesser), nach



Armsünderglocke aus dem Zeitglockenturm Wangen, Mitte 14. Jahrhundert, mit den Initialen des «Ave Maria». Aufnahme O. Roth, Herzogenbuchsee

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 12 (1969)

innen und oben sich allmählich zu einer rundbogigen Nische erweiternd, besteht im 1. Stock nach Süden. Höhe aussen ca. 1,23 m, am innern Rand ca. 1,66 m, Breite aussen ca. 7 bzw. 18 cm, am innern Ende der Nische 1,15 m. Tiefe der Nische 1,1 m. Oberhalb befindet sich im 2. Stock ebenfalls eine gleichartige *Schiessscharte*, die aussen durch das Uhrenzifferblatt verdeckt ist;

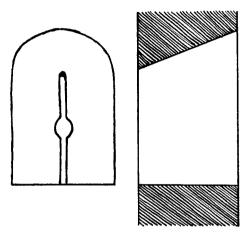


Abb. 2: Schiessluke im 1. Stock

ihre Nische endet innen jedoch stichbogig. Höhe aussen ca. 1,2 m, innen ca. 1,35 m. Breite innen 1 m. Die runde Erweiterung ist hier nicht in der Mitte, sondern am untern Drittel des Schlitzes (siehe Abbildung 2 und 3).

Im Urbar der Propstei Wangen W II pag. 56, anno 1580, steht: «Landschreiberei, Rud. Jenner, Landschreiber, stösst vorn an den Zeitglockenturm, hinten und neben an den Stadtweiher...»

Man kann deshalb annehmen, dass der Weiher damals sogar noch an die Südseite («neben») der Landschreiberei (heute Gemeindehaus) reichte und als *Stadtgraben* auch den unmittelbar benachbarten Zeitglockenturm abschirmte. 1953 wurde an den beiden südseitigen Turmfüssen der mürbe gewordene Tuff Steinmantel bis auf etwa 50 cm über dem Erdboden entfernt und in Solothurnerstein erneuert. Bis mindestens 60 bis 70 cm in den Boden hinab war der Mantel für Sicht sorgfältig gearbeitet, was wohl ebenfalls auf das einstige Bestehen eines Grabens vor dem Tor hinweist, über den eine *Fallbrücke* geführt haben muss; zudem ergibt sich dies dokumentarisch aus der Bestallungs-

urkunde von Landvogt Gruber. Im November 1966 stiess man bei Reparaturen an der Wasserleitung etwa 4 m quer vor dem Tor tief im Boden auf eine Tuffsteinmauer, die wahrscheinlich etwas mit dem einstigen Stadtgraben zu tun hat. Die Stadtgräben sind im 17. Jahrhundert zugeschüttet worden. Anstelle des Weihers sind schon auf dem Kauw'schen Gemälde von 1664 (im Burgerratszimmer) die Weihergärten zu sehen.

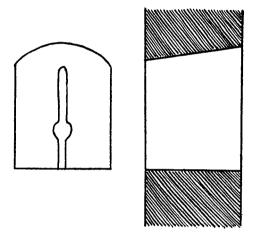


Abb. 3: Schiessscharte im 2. Stock

Der 1. Stock enthält in der nördlichen Hälfte eine eingebaute hölzerne Kammer für das Uhrwerk, mit zwei Fenstern. Mitten darüber ist eine zugemauerte kleine dritte Fensteröffnung. Auch der 2. Stock hat nach Norden eine Kammer, die anscheinend ziemlich älter ist als jene des untern Stockes; die Bretter der Wandverkleidung sind nicht gesägt, sondern mit dem Beil gehauen. Sie wird durch zwei kleine, schmale Lichtöffnungen, die sich rechts und links vom Uhrenzifferblatt befinden, spärlich erhellt.

Der kupferne Knopf des Dachreiters ist vergoldet, er wurde 1876 aufgesetzt; der alte war aus Zink. 1968 wurde die Vergoldung erneuert. Im Knopf befinden sich Dokumente und Münzen, die anlässlich der Renovationen von 1811, 1876, 1891, 1912 und 1968 in vier (seit 1968, vorher zwei) verlöteten doppelten Büchsen, die 1968 neu erstellt wurden, eingelegt worden sind. Abschriften sind im Ortsarchiv vorhanden und ergeben eine Chronik der Ereignisse seit 1811.

Aus dem Dokument vom 14. Herbstmonat 1811, im Turmknopf:

«... ist dieses Jahr das 9te der durch den damahligen Consul und gegenwärtigen Kaiser der Franzosen, Napoleon I erhaltenen Vermittlungsakte, wodurch unsere jetzige Landes-Regierung wiederum eingeführt und von derselben zu einem zweyten Oberamtmann nach Wangen ist gesetzt worden, der hHr Oberstlieutenant Mutach, von Bern; ferners zu dessen Amtsstatthalter Hr. Joh. Rudolf Vogel, Schifmeister von Wangen und Schloss-Schafner allda; zu einem Amtschreiber der hHr. Albrecht Stettler von Bern, Mitglied des Grossen Raths ...»

Handschriftlicher Zettel im Turmknopf, vom 23. September 1811:

«Wegen dem gesperrten Colonial Handel giltet der Caffé 32 bz, der Zuker noch mehr, u. alle Spezerey-Waaren im Verhältniss. — Am 21ten ist der Helm glüklich aufgesetzt worden mit grosser Lebensgefahr; bis dato ist nicht nur noch alles glüklich gegangen, sondern es hat noch niemand keine Blessur gemacht — jetzt wird aber der Knopf angemacht, allso Adieu Ihr künftigen Geschlechter. Präs. Franz Roth, Brgmster d. 23-ten Morgens um 9 Uhr 1811.»

Die Wetterfahne ist 1912 ersetzt worden; das alte Fähnlein befindet sich in hiesigem Privatbesitz.

1642 liess man den Turm von Meister Simon Wyss neu decken und weisseln. 1659 errichtete man eine Rüstung, die Feuereimer aufzuhängen und 1664 (1662?) wurde der Dachstuhl mit Eichen zu bauen verdingt. 1721/23 brach man ein neues Turmfenster aus. Der Knopf und Helm kamen 1739 zur Erneuerung, und der mit Hilfe des in Aarwangen geholten Flaschenzuges gedeckte First bekam ein neues Wetterfähnlein. Eine bedeutsame Renovation des baufälligen Zeitglockenturmes (u.a. Erneuerung des Dachstuhls) gemäss Akkord von 75 Kronen fällt in das Jahr 1771. Als Werkmeister wirkten dabei Jakob und Josef Hartmann, Rudolf Tanner und für Spenglerei der Kessler Durs Hänggi von Heimenhausen.

II. Wappensteine

Über dem südseitigen Torbogen ist ein spätgotisches Wappenrelief aus Sandstein eingelassen (abgebildet im Jahrbuch des Oberaargaus 1/1958, bei Seite 134). In flachhalbrunder Nische sitzt, geschmückt mit der Reichskrone, ein Bär, dessen Vordertatzen zwei Berner Wappenschilder halten, die auf je einem kleinen rücklings liegenden Bärlein aufgestützt sind und Wangens Wappenschild flankieren. Diese provinzielle, aber sehr originelle Steinmetzarbeit ist etwa zwischen 1490 bis 1500 entstanden. Zur Schonung des stark verwitterten

Originals, das 1927 und 1950 neu bemalt worden war, wurde 1968 von der Münsterbauhütte Bern eine genaue Kopie aus Gurtensandstein eingesetzt. Das Original ist im Erdgeschoss des Gemeindehauses an der Wand angebracht. Dieses «Bernrych» fehlt bei der Ansicht auf dem Ballfächer, wie auch auf dem Aquarell von R. Stettler von 1805. Dagegen ist es deutlich wahrnehmbar auf dem Ölbild E. de Muralt's von 1831. Am 20. September 1899 stellte der Gemeinderat fest, dass dieses Wappen beim Abschlagen des «Bestuches» zum Vorschein gekommen und es sich erweise, dass der Turm aus Tuffstein erbaut ist. Es wurde damals beschlossen, keinen neuen Verputz auf dieser Seite anzubringen, die Quadern auszufugen, den Wappenstein zu bemalen und beidseitig mit Kriegerfiguren des Mittelalters zu versehen, sowie das Sonnenzeit, welches die untere Schiessscharte verdeckte, zu entfernen. Sekundarlehrer Gottlieb Schmutz anerbot sich, die zwei Kriegerfiguren zu malen, was dann aber auf der Städtliseite des Turmes geschah. Er lehnte die ihm angebotene Gratifikation von Fr. 50.— grosszügig ab, erklärte sich aber schlussendlich einverstanden, damit für die Handwerkerschule ein bestimmtes Werk anzuschaffen. Unter dem Wappenstein ist mit arabischen Ziffern die Jahrzahl «1407» (Wangen wird bernisch) in den Tuff eingeritzt, was wohl ebenfalls 1900 erfolgt ist.

Auch stadtseits ist ein *Wappenrelief* über dem Tor eingesetzt: Gekröntes Bernerschild, umgeben von Lorbeer- und Eichenlaub mit Rocaillen; Solothurner Kalkstein, bemalt, 18./19. Jahrhundert. Es soll früher beim Brunnen im Hinterstädtli in die Mauer des Pfarrhofs eingelassen gewesen und erst um 1900 am Turm angebracht worden sein.

III. Fassadenbemalung der Nordseite

1. Links neben dem Uhrenzifferblatt seit 1927 doppelt lebensgrosse Kriegerfigur in rotem Kleid (Tracht 16. Jahrhundert), das Banner von Wangen schwingend. Gemalt von Ernst Linck, Bern, 1960 renoviert von Malermeister Ernst Bütschli, Wangen a. d. A. Darunter Spruch: «Für alt Berns Macht hielt treu ich Wacht» und die Jahrzahl «1501» (Freiheitsbrief), seit 1960 ersetzt durch «1407» (Wangen wird bernisch), 1960 entfernte man das gemalte pflanzliche Ornament von 1927 zwischen den Fenstern wie auch das gleichzeitige rot/schwarze Zahnfries auf den eichenen Fensterrahmen, die dann mit dem Beil behauen und nur noch lackiert worden sind. Die gesamte Nordfas-

sade nebst Uhren-Zifferblatt wurde 1960 neu gestrichen und im untern Teil der Tuffstein unter dem Verputz hervorgeholt, geflickt und mit Kellenstrich versehen.

2. Anstelle dieses Bannerträgerbildes hatte seit 1899/1900 eine Malerei von Sekundarlehrer Gottlieb Schmutz bestanden, rechts und links vom Zifferblatt je ein Kriegsknecht mit Straussenfederbarett und geschlitztem Wams, in freier Anlehnung an das heraldische Bild von Albrecht Kauw von 1664 im Gemeindehaus. Darunter der Spruch:

Stadt 1792 Wangen

Für alt Bern's Macht Hielt treu ich Wacht,
Der Stadt zum Schutz, Dem Feind zum Trutz.

3. Nach ältern Ansichten, z.B. auf der Zeichnung von Louis Baumann von 1838 in der Ortssammlung, sass vorher das stadtseitige Zifferblatt mitten in einer quadratischen dekorativen Malerei, bestehend aus 2 Pilastern mit Gebälk, den Wappen von Bern und Wangen und der Jahrzahl 1792.

IV. Glocken

1. Die alte Armsünder- und Sturmglocke, aus vorreformatorischer Zeit, die seit 1811 für den Viertelstundenschlag gedient hatte, wurde 1968 heruntergenommen und im Gemeindehaus aufgestellt. Sie trägt rings um den Hals, einzeln in die Form gestempelte, verzierte unziale Majuskeln, nämlich die Anfangsbuchstaben des lateinischen «Englischen Grusses»*:

A(ve) M(aria) G(ratia) P(lena) D(ominus) T(ecum) B(enedicta) T(u) I(n) M(ulieribus) E(t) B(enedictus) F(ructus) U(entris) T(ui),

gefolgt von den nicht gedeuteten Buchstaben AIARNE und einem Kreuz, unter diesem noch TE.

Sie dürfte ungefähr aus der Mitte des 14. Jahrhunderts stammen und ist somit eine der ältesten erhaltenen Glocken des Kantons. An ihre Stelle kam die neue, in der Giesserei H. Rüetschi AG, Aarau, gegossene Viertelstundenglocke

^{*} Gegrüsset seist du, holdselige Maria! Der Herr ist mit dir, du Gebenedeite unter den Weibern ... (Lukas 1, 28).

von 65 kg Bronzegewicht, mit Inschrift «Einwohnergemeinde Wangen an der Aare 1968». Ton «g».

Rätselhaft ist ein Vermerk auf fol. 704 des Burgerdokumentenbuches: «17. Juli 1854. Überschrift der alten Glocke, so im Stadt-Zeit-Thurm Ao. 1811 ist übersetzt worden: Dieses zum Gottesdienst gewidmete Denkmal der Dankbarkeit schenkte hiesiger Kirche der Graf Berthold zum Andenken seines Vaters Berthold im Jahr Christi 1210. So lautet eine beir Revision des Gemeindearchivs aufgefundene Notiz auf fliegendem Papier und wird hier zur Erhaltung der schwierigen Übersetzung abschriftlich eingetragen.»

War vielleicht diese Inschrift auf einer Glocke, die 1812 zur Erstellung von Nr. 2 eingeschmolzen worden wäre?

2. Für den Stundenschlag und das Läuten am Nachmittag wird nach wie vor die größere Glocke benutzt, an der 1968 der Klöppel ersetzt worden ist. Sie trägt die Jahrzahl 1812, das Wappen von Wangen und ornamentalen Schmuck (Blumen). Inschriften: «Johann Heinrich Strasser, Burgermeister»; «Franz Ludwig Kaiser, Burger von Solothurn» (Giesser).

In hochstehendem Oval dessen Marke: Glocke flankiert von zwei Sternen, darunter Kanone.

«Meine Stimme ruft zum Gricht, zur Gmeind und gmeiner Pflicht.»

Seit 1968 ist die kleine Glocke fest angebracht, also nicht mehr schwingbar; die grössere Glocke, vorher mit Holzjoch, wurde an einem Eisengestell aufgehängt. Für diese zweite Glocke war 1812 eine Sammlung erfolgt, die 368 frs 4,5 bz ergab (einschliesslich 50 frs vom Staat Bern).

V. Uhren

Älteste bekannte Erwähnungen:

Aus der bürgerlichen Jahresrechnung für 1585/86, abgelegt von Burgermeister Hans Süss (Burgerarchiv Wangen a.d.A.): «Han gäben dem schmid Steigeysen Stäffzen und Zweigen an die Zyttleiter zemachen, hat cost auch 10 Schilling (BRM III). «Ussgeben an pfennige ... dem Zyttrichter syn Jareslon: 7 Schilling.»

1605: Martin Schindler, Issenradt zum zytt uff dem thurn 5 Schilling, 4 Denar; Peter Schenk für Zyttleiter und BM Haas ein Baum, dazu 5 Schilling, 4 Denar.

1697: Zeit-Tafel erwähnt.

1713: Vordach über äussere Uhr.

1721/23: Erneuerung der Zeittafel.

1763: Zum Schutz gegen Wind und Kälte die Stadtuhr mit einem Häuslein eingemacht, trotzdem 1776 als «unverbesserlich» befunden.

1848: Gemeinderats- und Gemeindeversammlungsprotokoll Nr. 2 im Gemeindearchiv, fol. 37: «Auf Verlangen des Uhrmachers Anderegg dahier sollen zur hiesigen Thurmuhr zwei neue Seil angeschafft werden.»

Laut Vorbericht zur Gemeinderechnung 1889 wurde damals durch Fabrikant Mäder von Andelfingen eine neue Turmuhr erstellt. Die Renovation 1968 besorgte die gleiche Firma.

Die heutigen Zeiger sind seit mindestens 1889, wenn nicht schon vorher, in Gebrauch. Zwei ältere Zeiger, vielleicht von 1811, befinden sich in Wangener Privatbesitz. Sie enden vorn in eine zeigende Hand, hinten in ein Halbmondgesicht.

VI. Sonnenuhr

Burgerarchiv, Burgerbuch Nr. 1 (neu mit Nr. 2 bezeichnet) «1811: Desgleichen ist in diesem Jahr das Sonnenzeit an bemeldtem Thurm gemacht worden.»

Auf dem Bild von E. de Muralt von 1831 befindet sich unmittelbar über dem Bernrych eine Sonnenuhr und verdeckt die heute sichtbare Schiessluke des 1. Stockes. Auf dem Aquarell von Stettler von 1805 ist dagegen diese Luke noch offen. Die Sonnenuhr wurde 1899 entfernt.

VII. Alte Ansichten

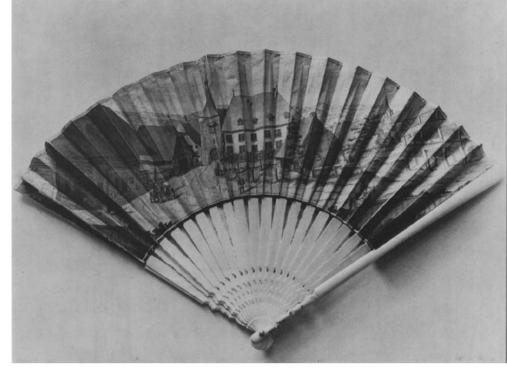
- 1. Ölbild von Albrecht Kauw von 1664 mit Darstellung der Stadt Wangen, im Gemeindehaus.
- 2. Aquarellierte Federzeichnung von Albrecht Kauw im bernischen historischen Museum (wohl um 1664). Gesamtansicht von Wangen, fast identisch mit dem genannten Ölgemälde. Vgl. Jahrbuch des Oberaargaus Band 10,1967, nach Seite 16.
- 3. Aquarell auf einem Ballfächer, im bernischen historischen Museum, Inventar-Nr. 1590. Ende 18. Jahrhundert. In Umzeichnung reproduziert in «Denkschrift der Ersparniskasse Wangen, 1924». (Vgl. Kunstdrucktafel.)

Der offene Dachreiter besteht aus einem Spitzhelm auf (zwei oder vier?) Vertikalbalken. Darin eine Glocke sichtbar.

- 4. Im Besitz von Dr. Michael Stettler, Direktor der Abegg-Stiftung, befindet sich ein Aquarell von 1805, gemalt von Rudolf Stettler, Vater des Bernhard Albrecht Stettler; letzterer war 1803—1832 Amtsschreiber in Wangen. Rudolf Stettler war alt Deutschseckelmeister des Standes Bern (geb. 1731, gest. 1825). Es stellt eine Ansicht des Stadteingangs mit Zeitglockenturm von Süden dar und sieht dem Aquarell auf dem Baufächer (Nr. 3 oben) recht ähnlich.
- 5. Im Besitz der Familie des verstorbenen Arnold Pauli, Installationsgeschäft in Burgdorf (auf der einstigen Metzgerei und Wirtschaft Pauli in Wangen aufgewachsen) befindet sich ein kleines Ölgemälde von 1831 mit der Ansicht des Stadteingangs von Süden, gemalt von E. de Muralt; der Inschrift auf der Rückseite ist zu entnehmen, dass verwandtschaftliche Beziehungen mit Amtsschreiber Stettler in der Landschreiberei Wangen bestanden haben. E. de Muralt wurde als Sohn des Oberamtmanns im Schloss geboren. Als Pendant zum erwähnten Bild hat er auch das Schloss vom Stadtinnern her gemalt (Privatbesitz Pauli).
- 6. Bleistiftzeichnung von 1838, von Louis Baumann, Buchbinder, in der Ortssammlung. Innenansicht des Städtchens gegen Zeitglockenturm.
- 7. Zeichnung von 1866 im Vorlagenbüchlein des Hafners und Ofenbauers J. J. Anderegg. Ansicht von Süden mit dem jetzigen Gemeindehaus, auf dem sich ein Storchennest befindet. (Bei Familie Gottfried Anderegg, Wangen).

Schlussbetrachtungen

Unsere Kenntnis des Mittelalters stützt sich vor allem auf schriftliche Urkunden, die von der Geschichtswissenschaft mit Bienenfleiss ergründet und verwertet wurden. Die Kunstgeschichte ihrerseits befasst sich naturgemäss nur mit differenziert geformten und künstlerisch gestalteten Überbleibseln. Unscheinbare mittelalterliche Objekte aber hat man lange Zeit hindurch nicht gewürdigt. Über römische Keramik z.B. weiss man besser Bescheid als über das Alltagsgeschirr des Hoch- und Spätmittelalters. Erst seit wenigen Jahrzehnten wurden Methoden der Ur- und Frühgeschichtsforschung auch für Kirchen, Burgen und mittelalterliche Siedlungsreste angewandt. Besonders die nun bei Kirchenrenovationen üblich gewordenen Ausgrabungen, wie auch die Spatenforschung auf frühzeitig abgegangenen Burgplätzen, haben in letzter Zeit eine



Fächer im Bernischen Historischen Museum mit Darstellung des Stadteingangs Wangen von Süden. Ende 18. Jahrhundert. Aufnahme des Museums

Städtchen Wangen mit Blick auf Berntor (Zeitglocken): Links kurz vor 1900, rechts um 1907.





Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 12 (1969)

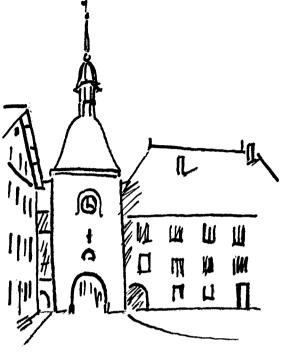


Abb. 4: Heutiger Zustand

Fülle von Ergebnissen gezeitigt, deren Publikation aber leider nicht Schritt hält, weshalb sie nur einem engen Kreis von Fachgelehrten zugänglich sind. Wo urkundliche Hinweise fehlen, ist unser Wissen über die Entstehungszeit vieler Wehrbauten deshalb sehr schwankend und unbestimmt. Die in verbautem Zustand noch weitgehend vorhandenen Wehrbauten von Wangen (Burgturm im Schloss, Ringmauer in den Häuserzeilen des Städtchens, Zeitglockenturm, Ecktürme im Pfarrhaus, im Gemeindehaus und im Hinterstädtli) sind bisher noch nie fachgerecht untersucht worden. Die Aufnahme von massstäblichen Plänen, das Studium des Materials, der Mauertechniken, des Zusammenhangs der einzelnen Objekte gäbe eine dankbare Aufgabe.

Heute können wir in bezug auf den Zeitglockenturm nur sagen, dass er mit grosser Wahrscheinlichkeit wohl schon zusammen mit der Ringmauer bei der Stadtgründung, für die man die Mitte des 13. Jahrhunderts annimmt, entstanden ist. Wieweit damals vielleicht schon bestehende Bauwerke beim Schloss (Burg) und dem Pfarrhaus (Benediktinerpropstei) in das Wehrsystem einge-

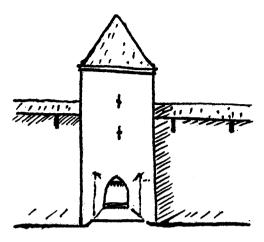


Abb. 5: Versuch einer Rekonstruktion

gliedert worden sind, entzieht sich vorläufig unserer Kenntnis. Nach dem Erwerb Wangens durch Bern, anfangs des 15. Jahrhunderts, sind Renovationen und Verbesserungen erfolgt. Was am Mauerwerk ursprünglich, was später abgeändert worden oder hinzugekommen ist, müsste der Fachmann feststellen.

Gründlich gewandelt hat sich jedenfalls die äussere Erscheinung des Turmes. Das Abweisende und Trotzige des frühen Zustandes ist durch den geschwungenen Dachstuhl, den eleganten Dachreiter und allerlei schmückende Zugaben sowie durch den Verlust von Graben und Fallbrücke, verharmlost worden. Immerhin sind noch Schiessluken erhalten, die auf die einstige Funktion hinweisen; eine weitere schlitzartige Luke von ca. 1,4 m Höhe besteht sonst nur noch im Estrich des Hauses südlich vom Pfarrhof, dessen westliche Aussenwand aus der einstigen Ringmauer besteht. Auch die beiden (aussen nicht sichtbaren) Aufgänge zum Umlauf und die Rinne des Fallgatters verdienen Beachtung. Das Tor hat noch bis in die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts eine polizeiliche Funktion gehabt, weil es nachts geschlossen wurde, gleich wie das Tor der hölzernen Aarebrücke.

Der Zeitglockenturm ist ein Akzent im Stadtbild, den wir nicht missen könnten. Er betont den Kern und Schwerpunkt der Ortschaft, seine Erscheinung prägt sich dem Durchreisenden ein. So wie es nördlich das Schloss tut, rahmt er südlich den Stadtraum und leitet mit seinem schlanken Helm den Blick unwillkürlich weg vom bodenverhafteten Treiben der einstigen Marktgasse hinauf zum Himmel.

JAKOB KÄSER (1884–1969)

KARL STETTLER

Wir leben in Zeiten des Umbruchs. Abwendung vom Herkömmlichen und seine Entwertung sind gang und gäbe, Sensation und Aufmachung begehrte Artikel.

Offensichtlich aber sind auch in unserer Zeit, die nicht mehr heil ist, Geborgenheit und Heimatgefühl Ur-Anliegen der Seele. Eine der mächtigen Quellen, aus denen dem Menschen Heimat fliesst, fliessen könnte, ist unsere ureigenste Sprache, die Mundart. Simon Gfeller sagt: «Mundart ist die wahre Heimat unserer Seele, während die meisten von uns in der Schriftsprache nur Gäste sind.» «Die Mundart bildet mit der Bodenart, mit der Arbeit, mit dem Fühlen und Denken und Sein eine unteilbare Einheit.»

Georg Thürer schreibt: «Sie ist ja nicht irgend ein Stück unseres Hausrates, sondern Sonne und Seele auf der ganzen dem Rheine zugewendeten Stirnseite des Schweizerhauses.» Und Ernst Schürch ruft aus: «Was hei mer doch an üser Heimatsprach in ihrer ganze Wyti u Töifi!»

Die besondere Aussagekraft der Mundart legt ja nun auch dem Mundartschriftsteller ein bedeutendes Mass an Verantwortung auf, die mit mühsamem Ringen und harter Arbeit bezahlt werden muss.

Simon Gfeller meint dazu: «Begabung ist schliesslich nicht alles, Gewissenhaftigkeit und Verantwortungsgefühl gehören auch dazu.»

Unser Oberaargauer Heimatdichter Jakob Käser hat sich während Jahrzehnten in die Wirkungsrichtungen dieser Komponenten eingeordnet gewusst. Sein Emmentaler Freund Simon Gfeller charakterisiert diese Situation treffend: «Einst besass das Emmental seinen dichterisch begabten Signauer Schlossermeister Wiedmer, heute hat der Oberaargau seinen verselustigen, erzählfreudigen Madiswiler Schmiedemeister Jakob Käser. Wie im Hag draussen Wildkirschbäume aufschiessen, sich weissblühend über das Gestrüpp erheben und würzig-süsse Früchte hervorbringen, so wachsen solche Naturbegabungen in die volkstümliche Literatur hinein. Kein akademischer Kunstdünger hat ihnen emporgeholfen, aus der harten Erde des Lebens mussten sie ihre

Bildungsstoffe selber heraussaugen und verarbeiten. Dazu gehört nebst natürlicher Gescheitheit, wachen Augen und hellhörigen Ohren eine grosse Lust und Liebe zu dieser Betätigung.»

Jakob Käser schreibt über diese Lust und Liebe zum Schreiben-Müssen im Vorwort zu «Der Chilespycher»: «Es isch do synerzyt e Schmied gsi, wo nid wohl gsi isch, wenn er nid zwüsche syr schwären Arbeit no chly öppis het chönne schrybe über syni Erläbnis u syni Mitmöntsche. Vilicht wird de der Stab brochen überin u gseit, dä hätt ou Gschyders z tue gha, weder Gschichte z schrybe. Aber vilicht isch doch de do oder dert no öppen eine, won es guets Wort yleit fürin u seit: Jä nei, das isch für dä eifach es Müesse gsi, wi amen angere ds Jassen oder ds Hornuusse, u gschadt het er jo niemere dermit'».

Simon Gfeller umreisst den Stoffkreis, in dem sich Jakob Käser in den Gedichten im Bande «D'Dorflinge» bewegt und macht damit Regel auch für alle andern Bände: «Wer sich aber noch den Sinn bewahrt hat für das schlichte Ächte, für unverfälscht Volkstümliches, der darf herzhaft zu ihnen greifen, sie werden ihn nicht enttäuschen. Sie führen ihn zurück in die ländliche Stille, lassen ihn lauschen auf das heimelige Dorfgeläute und das Wehen der Lindenwipfel; sie erzählen ihm lustige Müsterchen, schildern ihm kauzige Dorforiginale und das fleissige Bauernvolk beim schweisstreibenden Ackerwerk und beim frohen Fest. In die Kinder- und Familienstube leuchten sie ihm hinein in eine gütige, treuherzige, friedliche Welt, in eine Welt harmloser Schalkheit, gesunder Frömmigkeit und zuversichtlichen Glaubens. Eine kleine, engbegrenzte Welt ist es, aber sie ist reich an innern Werten; denn es ist die Urheimat des Menschen.»

Zur Frage nach dem dichterischen Ausdrucksmittel bei Jakob Käser führt Altmeister Simon Gfeller im gleichen Vorwort aus: «Wie steht es aber nun mit der Beherrschung der Form? Vermag die Faust, die den Schmiedehammer auf dem Amboss hell erklingen lässt, auch die Feder zu regieren und die Verse klangvoll zu gestalten, taktfest und zierlich zu runden? Auch hierin wird der unvoreingenommene Leser keine Enttäuschung erleben, er wird sich im Gegenteil wundern, wie gut das Versen dem ehrsamen Handwerksmeister gelingt. Unter dem Schurzfell des Schmiedemeisters von Madiswil schlägt eben ein richtiges, empfindsames Poetenherz. Sein Dialekt ist unanfechtbar und hat einen bemerkenswerten, natürlichen Fluss. Die Leichtigkeit, womit die Versform gehandhabt wird, verrät hellen Verstand und geistige Beweglichkeit. Gewiss wiegen nicht alle Gedichte der umfangreichen Sammlung gleich schwer; es fehlt aber nicht an wirklichen Treffern. Die besten der Gedichte

Modimie tru as IX 19 36

Lines, durgens Lynn timon officer!

 dürfen sich ruhig neben denen der anerkanntesten schweizerischen Mundartlyriker sehen lassen. Was mich für sie einnimmt, ist ihre unbedingte Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit. Nirgends stört an ihnen ein falscher Schein, ein erkünsteltes Aufgrossen. Sie stammen von einem Manne, der sich gibt, wie er ist, von einem Manne, der sich in seiner Umwelt gründlich auskennt und die Süsse und Bitterkeit des Lebens sattsam erfahren hat, ohne sich dadurch aus seinem Geleise sprengen zu lassen. Sie sind geboren aus warmer Heimatliebe und inniger Heimatfreude und eine Frucht jahrelanger geduldiger Arbeit. Darum tragen sie bei aller Schlichtheit den Stempel des Ächten, das Gepräge stiller, gesammelter Kraft.»

«Sein Dialekt ist unanfechtbar», — klar und eindeutig stellt Simon Gfeller es bereits im Jahre 1935 fest. Das war damals nicht selbstverständlich. Die Anerkennung der Sprache Jakob Käsers, unseres Oberaargauer Dialektes, musste seinerzeit erst errungen werden. Beim Erscheinen des Bandes «Oberaargouerlüt» hatte höchste Prominenz — Prof. Otto von Greyerz — gefunden, Jakob Käsers Sprache sei weder Aargauer-, noch Solothurner-, noch Bernerdialekt. Der verehrte Berner Sprachgewaltige musste sich von Rudolf von Tavel und Simon Gfeller überzeugen lassen, dass der Madiswiler Schmiedemeister eigenständiges Oberaargauerdeutsch vorlegte, wie es nicht mehr oder überhaupt noch nicht geschrieben worden war.

Für diese sprachschöpferische Pionierarbeit sind wir Oberaargauer Jakob Käser zu grossem Dank verpflichtet. Dank gebührt auch seinen zwei prominenten Dichterfreunden, die unserer Sprache Anerkennung von höchster Warte verschaffen halfen.

In «Bärnergmüet» erzählt Jakob Käser von diesem glücklichen Ausgang des «Sprach-Streites»: «U hütt? Hütt seit kei Möntsch meh öppis, dass das nid rächt syg. Sogar der Profässer von Greyerz het bi mym zwöüte Buech üsi Mundart lo gälte, u das het mi meh gfreut für üsi Sproch weder für mi sälber. U drum möcht i säge: 'Heit Sorg zu üser liebe, heimelige Muettersproch. Si isch's wohl wärt!'»

Ein beschwörender Aufruf in eine Zeit hinein, in der jegliche Mundart bis in entlegenste Gegenden hinein Verflachungstendenzen aufweist!

Jakob Käser erstrebte mit seinen Werken nicht Publizität, Echo. Er war deshalb auch nicht gezwungen, sich Moderichtungen unterzuordnen, in herrschende Strömungen einzuspuren. Erwin Heimann schreibt im Vorwort zu «Wenn der Hammer ruht»: «Jakob Käser hat sich nie um Strömungen bekümmert. Er hat in seinen Gedichten und Erzählungen immer das gestaltet,

was ihn bewegte, was ihn freute und kümmerte, was ihm vertraut und lieb war.»

Nichts hat ihn gehindert, seiner eigenen, scheuen, empfindsamen Seele treu zu bleiben.

Wenn wir uns nun noch äussern und innern Lebensumständen des Dichters zuwenden, halten wir uns dabei weitgehend an die Fassung, die Jakob Käser selber in letzten Zeiten zusammengestellt hat.

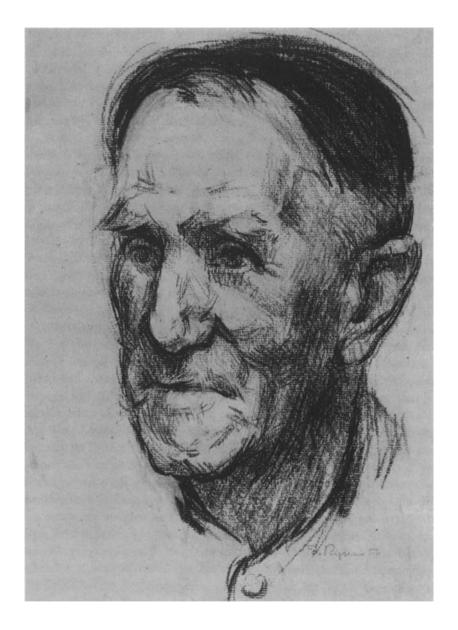
Jakob Käser wurde am 6. Januar 1884 als drittes Kind des Schmiedemeisters Jakob Käser und der Frau Rosette geb. Steffen geboren.

Seine ersten Lebensjahre verlebte er in der Dorfschmiede von Madiswil. An diese Zeit besinnt sich Jakob nur schwach; denn schon nach seinem dritten Lebensjahr kehrte die Mutter mit ihm und seinen drei Schwesterchen Familienverhältnisse halber in ihr schönes Elternhaus bei der Kirche zurück. Dort, zwischen Kirche, Pfarrhaus und dem alten Schulhaus entwickelte sich seine weitere Jugendzeit. Es war eine glückliche Zeit, die allerdings nicht krisenlos verlief. Nach den ersten vier schönen Schuljahren kam das fünfte, das für den überaus empfindsamen Buben zum Verhängnis hätte werden können. Nach der feinen Lehrerin, der spätem Frau Pfarrer Haller, und einem lieben Lehrer kam er in die Hände jenes andern, der nicht das geringste Verständnis hatte für die Eigenheiten des sensiblen Buben, der fast nur Sinn hatte für Musik, Zeichnen und Aufsatz, dem aber Rechnen ein Greuel war. Das muss man verstehen; denn in seiner Familie wurde viel musiziert und gesungen. Das fünfte Schuljahr nun wurde für sein ganzes ferneres Leben massgebend. Schläge, Prügel Tag für Tag, oft aus ganz nichtigen Gründen, was auch von seinen Mitschülern als ungerecht und empörend empfunden wurde. Während es in des Buben Schulstube nur so prasselte von Schlägen, heulte seine ältere Schwester drüben in der Oberschule herzerweichend. Dann wusste das ganze Schulhaus, wer programmässig Prügel erhalten hatte. (Dieses Schulbubenerlebnis ist im Buch «Der Chilespycher» festgehalten.)

«Was nun?» fragte man sich schliesslich daheim bei Mutter und den beiden Onkeln, denen es bei dem gleichen Lehrer nicht viel anders ergangen war, obwohl sie Musterschüler waren. So gab es in diesem Falle nur eine Möglichkeit: Besuch der Sekundarschule. Vier schöne Jahre in der Sekundarschule Kleindietwil folgten, das erste noch mit seiner Schwester, die dann ins Lehrerinnenseminar übersiedelte. Was ein Lehrer an seinem Schüler verdorben hatte, das machte ein anderer, nachsichtiger, wieder gut. Ein Mathematiker wurde Jakob allerdings nicht, aber immerhin auch auf diesem Gebiet kein Versager.

Was ihm aber von jenem unglücklichen Jahr sein ganzes Leben hindurch blieb, war ein chronisches Minderwertigkeitsgefühl. Die Sekundarschulzeit ist in seinem dritten Buch «Fyrobe» anschaulich geschildert. Dann kamen die Konfirmation und damit die weitern Lebensfragen. Ein Jahr Welschlandaufenthalt bei einem richtigen Schindbauern in Giez sur Grandson liess ihn so recht erkennen, was Hunger ist. Das Nachtessen am Sonntagabend musste er sich ganz abgewöhnen, denn da fuhr der Meister mit Frau und Kindern zu einem Schwager und kehrte erst nachts zurück. Heute würde so ein 15 jähriges, bringes Büblein einem solchen Meister wohl behördlich entzogen. Wie der Bub später vernahm, geriet sein Meister schon kurz darauf in Konkurs (siehe im Buch «Fyrobe»: Em Volontär sy Wiehnechtsfyr). Ein angeborenes Ehrgefühl liess den Volontär, resp. das Knechtlein ohne Lohn, nicht fahnenflüchtig werden. Hier nur ein Beispiel: Der Meister hatte eine Kuh nach dem ca. 2 Stunden entfernten Concise verkauft. Um keine Zeit zu verlieren, musste der Bub das Tier an einem Sonntagnachmittag hinbringen. Die Kuh war des Gehens ganz ungewohnt und lag unterwegs immer wieder ab. So wurde es Nacht, und der Bub musste, um wenigstens noch heimzukommen, bis Grandson den Zug nehmen. Setzte das beim Meister ein Donnerwetter ab! Von Rückerstattung für das Billet sagte niemand etwas, und auch das Trinkgeld des Händlers erhielt Jakob nicht.

Nach diesem Welschlandjahr kam die Berufsfrage, die für den jungen Jakob Käser eigentlich gar keine Frage bedeutete. Da war ja die gutgehende Schmiede im Dorfzentrum von Madiswil und der junge Mann der einzige Sohn. Wohl versuchten Pfarrer und Lehrer die Mutter umzustimmen: «Wenn er nicht, wie seine Schwester, ins Seminar will, dann soll er doch wenigstens ins Technikum!» Seine Minderwertigkeitsgefühle hätten ihn aber eine solche Möglichkeit gar nicht ins Auge fassen lassen. So kam das 95pfündige Bürschlein vom Regen in die Traufe, wurde Schmiedelehrling in einer Werkstatt, in der zwei Vorgänger wegen Überanstrengung ihre Lehrzeit hatten unterbrechen oder aufgeben müssen. Mit seiner zähen Energie kämpfte sich Jakob durch seine Lehrzeit bei einer täglichen Arbeitszeit von 14 bis 15 Stunden, was ja heute nicht mehr gestattet würde. Da gab es keinen freien Tag, keine Ferien, und für die Gewerbeschule kam nur die Nacht in Frage. Aber gerade in dieser Schule fand er wieder die richtigen Lehrer, und bei der Rekrutenprüfung in Huttwil schloss er, als einer der ganz wenigen, mit Note eins in allen vier Fächern, wohlverstanden auch im Rechnen, ab. Aus dieser Zeit berichtet uns der Abschnitt «Lehrzyt» in «Fyrobe». Ganz abgearbeitet kam er



Jakob Käser, 1884—1969 Zeichnung von Fritz Ryser, 1957

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 12 (1969)

dann in die Kavallerie-Rekrutenschule nach Aarau, wurde vor der Pferdesteigerung ins Krankenzimmer eingeliefert und nach Tagen vor die Wahl gestellt: Entweder Spital oder vorläufige Entlassung, da man einem Rekruten nicht zumuten kann, ein Pferd zu steigern, falls die Fortsetzung der Schule nicht möglich sein sollte. Typisch war der Vermerk: «Unterernährung». Ungenügende Ernährung bei körperlicher Überanstrengung — das war der Fluch jener Zeit.

Es ist noch etwas nachzuholen. Von seinem letzten Gang in die Sekundarschule Kleindietwil kehrte Jakob Käser erstmals in die neurenovierte Wohnung in der Madiswiler Schmiede zurück, um sie dann schon nach Tagen für zehn Jahre mit der Fremde zu vertauschen. Etwas blieb ihm aber in lieber Erinnerung: das letzte Sekundarschulexamen, das ihm seinen ersten, mit Schreiben verdienten Fünfliber einbrachte. Sein Aufsatz «Sommermorgen im Bauernhaus» ging von Hand zu Hand, um schliesslich bei seinem Onkel, Drogist Jakob Steffen, zu landen. Der stand auf, ging mit dem Aufsatz heim, um ihn der Tante vorzulesen. Bei seiner Rückkehr ins Schul- und Examenzimmer steckte er dem erstaunten Neffen einen blanken Fünfliber in die Tasche — ein Vermögen für Jakob.

Doch nun wiederum vier Jahre vorwärts. Die Lehrzeit war also vorbei, auch ein Teil der verunglückten Rekrutenschule. Mit seinem Bündel auf dem Rücken zog der junge Schmied erstmals auf die Walz. Sein Weg führte nach Bern, das Gürbetal hinauf nach Thun und weiter nach Interlaken. Er war aber wohl zu früh aufgestanden. Nirgends erhielt er Arbeit. Dem rechten Thunerseeufer entlang kehrte er nach Thun zurück und tippelte bei Nacht und Nebel den Wald hinauf nach Goldiwil, wo seine Schwester, mit ihrem Kollegen verheiratet, als Lehrerin tätig war. Dort behielt man ihn für einige Tage. Es war gerade Examenzeit und alles festlich gestimmt. In einer feinen Kluft seines Schwagers besuchte der Handwerksbursche die Examen am Orte selbst und nachher auch in der Umgebung und erholte sich so recht gut. Von Goldiwil aus nahm er eine Stelle an im Gürbetal und arbeitete dort nahezu zwei Jahre lang. Er traf es sehr gut, hatte nette Meistersleute und eine gute Kost, so dass sein Körpergewicht noch im gleichen Jahr von 115 auf 175 Pfund hinaufschnellte. Es war seine schönste Zeit: Liebe, Kameradschaft und Singen, was die Kehle hergab, begleiteten die Arbeit. Von dort kam er als Vorarbeiter in eine grosse Schmiede im Seeland. Und der Lohn? — Um Gottes willen. Während seine vier Mitarbeiter je Fr. 7.—, 7.50 und Fr. 8.— Wochenlohn bezogen, hatte er selber einen von Fr. 9.-... Vom Seeland kam er nach Bern, wo er den

Hufschmiedekurs absolvierte. Kurze Zeit arbeitete er dann in Huttwil; aber bald überfiel ihn wieder das Reisefieber. Diesmal führte ihn sein Weg über den Brünig in die innern Kantone und von dort ins Züribiet, wo er in einer schönen, neuzeitlichen Schmiede Arbeit fand. Gerade in dieser Zeit stellte sich bei ihm ein ganz unbändiger Lese- und Lerndrang ein. Jeremias Gotthelf, Rudolf von Tavel, dann Simon Gfeller und Josef Reinhart verschlang er nur so in Nächten und an Sonntagen, und dabei erwachte der Wunsch, sich selber ein wenig literarisch zu betätigen. Der Besuch der Gewerbeschule in Zürich animierte ihn ebenfalls dazu, und so wurde aus einem anfänglich scheuen Versuch eine Leidenschaft.

Nach zehn Jahren Fremde übernahm Jakob Käser daheim die elterliche Schmiede. Neben seiner schweren manuellen Arbeit konnte er nun auch seiner Liebhaberei die Zügel schiessen lassen. Er versäumte seine Berufsarbeit dabei in keiner Weise: Seine acht Bücher sind alle in der Nacht und an Sonntagen geschrieben worden. Vom finanziellen Standpunkt aus ist das Schreiben für einen Mundartschriftsteller, wie man so sagt, das Betteln versäumt, da es immer eine lokale Angelegenheit bleiben wird und keine so grossen Auflagen zu erwarten sind. Es gab aber andere Werte, die er sehr hoch schätzte, und das waren seine lieben Freundschaften. Wie er, eigentlich fast ungewollt, an die Öffentlichkeit getreten ist, steht in seinem Buch «Der Chilespycher» unter dem Titel «Wie myni beiden erschte Büecher worde sy». Simon Gfeller hat ihm einmal gesagt: «Das Schreiben ist ein Laster wie das Trinken, das Wildern und Schmuggeln, und wer ihm einmal verfallen ist, der kann nicht mehr aufhören. Dir wird es einmal gleich gehen, wie es mir ergangen ist. Du kannst auch nicht mehr aufhören.» In einer Zeitung stand einmal: «Wie man hört, geht der Schmied zeitweise in seine Wohnung hinauf, um seine Notizen zu machen.» Nein, Jakob Käser ging nicht von seinem Amboss weg. Er begann immer erst zu schreiben, wenn das Konzept fix und fertig in seinem Kopf verankert war, denn nur so lässt sich die geistige mit der manuellen Arbeit vereinigen.

Ob er nie an ein Studium gedacht habe, wurde der Schmiedemeister oft gefragt. Doch, und zwar ganz ernsthaft. Von seinen Freunden aus intellektuellen Kreisen ermuntert, erwachte bei ihm oft der Wunsch, den Beruf aufzugeben und zum Hochschulstudium überzuwechseln. Er hatte aber nur einen Traum: Tierarzt zu werden. Da wäre auch seine strenge Lehrzeit als Hufschmied nicht verloren gewesen. Was aber fehlte, das waren Matur und Latein. Erkundigungen ergaben, dass eine Immatrikulation zum Hochschulstudium

ohne Matur möglich gewesen wäre. Anders wäre es aber mit dem Latein gewesen; das hätte auf alle Fälle nachgeholt werden müssen. Er dachte auch an die Opfer, die seine Mutter für die vielen Jahre Studium hätte bringen müssen. So verzichtete er auf seinen Wunsch und blieb Handwerker. Nun hatte ja auch sein Beruf viel Schönes, und die nebenberufliche Tätigkeit und kunstgewerbliche Arbeiten füllten mit der Zeit das geistige Manko voll aus.

Mit der Zeit sind die folgenden Bücher entstanden: Oberaargouerlüt, D'Dorflinge, Fyrobe, Der Habermützer, Am Dorfbach noh, Der Chilespycher (alle im Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau), Bärnergmüet (Verlag Heimatschutz Oberaargau, Langenthal 1955), Wenn der Hammer ruht (Verlag Hans Schelbli, Herzogenbuchsee). Dank allen Verlegern, die sich um die Herausgabe des Schrifttums von Jakob Käser bemüht haben!

Zum gedruckten Werk des heimgegangenen Oberaargauer-Dichters fügt sich ein reichhaltiger Nachlass an Manuskripten. Noch hatte Jakob Käser geplant, etliche davon zu einem Bändchen «Alti Fründe» zu vereinigen. Hoffen wir, dass, was zu seinen Lebzeiten nicht möglich war, Manches in Zukunft den Weg zu treuen Lesern finden wird!

Etwas, das der bescheidene Jakob Käser in seinen Aufzeichnungen verschwieg, darf hier nicht vorenthalten werden. Einmal ist zu bedenken, dass seine Bücher recht guten Absatz fanden und freudig gelesen werden, was für Mundartbücher aus begrenztem Gebiet nichts Selbstverständliches bedeutet. Anerkennung ist nicht ausgeblieben. Die Stadt Bern ehrte den Dichter in seinem 70. Altersjahr mit einem Literaturpreis für sein Gesamtschaffen. Dass der Prophet entgegen dem bekannten Sprichwort doch etwas galt in seinem Vaterlande, bewies die Gemeinde Madiswil mit der Verleihung des Ehrenbürgerrechtes zum 84. Geburtstage.

Mögen die Wellen, die Jakob Käser mit seinem Schrifttum erweckte, auch weiterhin lebendig bleiben in uns!

DER OBERAARGAU Und die burgerfrage

EMIL ANLIKER

Ein Rückhlick

Der Streit um die Burgergüter, der vor hundert Jahren und dann vor allem 1883 bis 1885 im Oberaargau zu besonders hitzigen Auseinandersetzungen führte, ist so alt wie die Burgerfrage selber. In unsern Dörfern kennt man die Bezeichnung Burger erst seit dem Jahre 1678. Wie die Burgergemeinden entstanden sind, weist Karl Geiser in seinen Publikationen über das Armenwesen und die Entwicklung des Gemeindewesens eindrücklich nach. Die Burgergemeinden verdanken ihren Ursprung der Bekämpfung der Armennot. Geiser gibt zuerst ein Bild der Bettlerplage aus der Zeit nach der Reformation und wie die Regierung versuchte, dem Übel Herr zu werden. Sie erliess von 1571 bis 1690 eine Reihe von Bettelordnungen, um eine geregelte Armenpflege zu schaffen. Mit fremden Bettlern verfuhr man wenig gelinde. Zeitweise wurden jährlich vier Bettlerjagden durchgeführt, um die Landschaften von allem fremden Bettler- und Strolchengesindel zu säubern. Die Gefangenen wurden gebrandmarkt und des Landes verwiesen, kräftige Burschen nach Venedig geführt und als Galeerensklaven verkauft. In einer Verordnung von 1646 wurde sogar jedermann das Recht eingeräumt, verdächtiges Gesindel «von Selbsten niederzumachen und sich also desselben mit prügeln und erschiessen würklich zu entledigen».1

Nach den Bettelordnungen sollten die einheimischen Armen sesshaft gemacht werden. Ein Mandat von 1628 schreibt vor: «Die Armen belangend, soll ihnen das unverschampt öffentlich umbhinschweifen nit gestattet, sondern ein jeder in syn Gmeind, da er erzogen und erboren, gewiesen werden, also dass ein jede Gmeind ihre Armen anheimsch behalten soll.»² Wie gross die Armut zu jener Zeit war, weist Geiser an Beispielen aus amtlichen Berichten nach, z.B.: «Die Ortschaft vermag 6 Hofgüter, hat 15 Tauner, unter welchen 9 Familien mit 45 Köpfen, deren Weiber und Kinder die ganze Woche bei den Nachbarn und Kirchgenossen durch ihre Zudringlichkeit, ihr Betteln,

Umherschweifen und Zusammentragen eine schwere Last und unleidliche Beschwerde sind.» In manchen Dörfern war die Hälfte der Einwohner unterstützungsbedürftig.³ Nach Weilenmann waren es 1764 in Roggwil gar zwei Drittel.⁴ Ist es da verwunderlich, wenn das Gotteshaus St. Urban bis 1798 den dortigen Armen jeden Montag 300 Spendbrote austeilte?⁵

Nach den obrigkeitlichen Erlassen mussten die Gemeinden ihre Armen erhalten. Es war aber oft schwierig oder gar nicht festzustellen, wo diese «erboren und erzogen» worden. Darum schoben die Gemeinden gewisse Arme einander zu, bis die Almosenkammer eingriff. Diese teilte in den Jahren 1675/76 hunderte von Familien den Dörfern zu, wo sie heute noch das Burgerrecht haben.⁶ Nach Glur redete man der Regierung nach, «sie hätte zuvor die Bettler aus ihrer Stadt fortgejagt und solche den Landgemeinden aufgesalzen.»⁷

Die Dorfverwaltung

Gemeinden in unserem Sinne gab es damals noch nicht. Nach Geiser entwickelten sie sich im Oberaargau aus der Genossenschaft der «Bursami». In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebten in unsern Dörfern drei Klassen von Einwohnern:

- 1. eigentliche Dorfgenossen, genannt Bursami. Sie waren Besitzer von nutzungsberechtigten Gütern. Sie allein, d.h. ihre Höfe, waren Teilhaber an der gemeinsamen Nutzung der Allmend, der Weiden und der Wälder;
- 2. eingesessene Tauner und Handwerker, die meist keine oder nur auf blossen Vergünstigungen beruhende Nutzungen hatten. In Langenthal z.B. erlaubte die Bursami nur auf Intervention des Abtes von St. Urban hin, solchen Leuten von drei zu drei Jahren Rütinen zuzuweisen, unter dem Vorbehalt, dass es eine Vergünstigung und kein Recht sei;⁸
- 3. *Hintersässen*, die ein jährliches «Hintersässengeld» zu bezahlen hatten. In den meisten Dörfern zählte man auch die 2. Klasse zu den Hintersässen.⁹

Als Behörde wirkte der *Ammann* mit den *Vierern*. Diese wurden vom Landvogt oder vom Grundherrn, z.B. dem Abt von St. Urban, oft auch von der «Bursami» selbst, eingesetzt. Ihre Aufgabe erstreckte sich ursprünglich nur auf das wirtschaftliche Gebiet: Regelung des landwirtschaftlichen Betriebes wie Zelgeneinteilung, Nutzung der Allmend, der Weiden, Wälder und Wässerungen; Instandhaltung der Wege, Brücken, Ufer, Schwellen, Zäune, Ester und Wasserleitungen; dazu kam die strenge monatliche «Füürgschau».

Über die Nutzungen hatte nur die Bursami Entscheidungsrecht. Ihr stand es frei, ob und wo sie den übrigen Dorfgenossen Pflanzland anweisen, ihnen Weidgang für ihr Vieh gestatten wolle. Geschah letzteres, so wurde es nur für soviele Stück erlaubt, als der Besitzer überwintern konnte.¹¹ Über die Allmenden beanspruchte freilich die bernische Regierung die Oberaufsicht.

In Langenthal und Roggwil durften die Rechtsamelosen höchstens zwei Kühe, ein Ross und vier Schweine auf die Allmend treiben. Falls aber einer «mehr treibt als benambset, söllendt der Ammann und die Vierer, Jeden Tags, so Er überfahren, Ihne von Jedem Haupt um den Twing strafen.» ¹² In Roggwil galt ab 1796 auch für die Bursami die Regelung, dass kein Bürger in Zukunft mehr das Recht habe, Vieh auf die Allmend und in den Wald zu treiben, er habe denn solches Gut zuvor zwei Monate lang an seinem eigenen Futter gehalten. ¹³

Wie die Bursami ihre Rechte verteidigte

Wer durch Güterkauf in ein Dorf einziehen wollte, hatte ein «Einzugsgeld» zu entrichten. So besass die Bursami von *Herzogenbuchsee* von 1528 an das Recht, von Ausländern 20, von Eidgenossen 10 und von Bernern 5 Pfund zu erheben. ¹⁴ Die *Langenthaler* erhoben bis 1663 20 Pfund guter währschafter Münze für die Nachbarn, dazu für die Gemeinde einen silbernen Becher oder 6 Gulden. Später waren sie berechtigt, das Einzugsgeld auf 300 Pfund zu erhöhen, und diese Regelung galt bis 1798. ¹⁵

«Der Gemeinde *Bittzberg* wurde im Jahre 1690 bewilligt, von Äussern, die in der Gemeinde ein ganzes oder halbes Gut kaufen, ein Einzugsgeld von 60 Kronen, und von denjenigen, die weniger erhandeln, von 30 Kronen zu beziehen.

Für die Gemeinde *Gondiswil* wurde das Einzugsgeld im Jahre 1739 auf 60 Kronen, das jährliche Hintersässengeld aber auf 3 Kronen festgesetzt.

Die Gemeinde *Graben* erhielt 1774 die Concession zu Beziehung eines Einzugsgeldes von 6 Kronen von Hintersässen, welche Land kauften, und eines jährlichen, im Verhältnisse zum Grundbesitz stehenden Hintersässengeldes von 5 bis 20 Pfund; wer kein Grundeigentum besass, bezahlte eine Krone.»¹⁶

In *Roggwil* betrug die Hintersässensteuer je nach Umständen jährlich 15, 40 oder 60 Batzen. Im Jahre 1805 entschied die Regierung, dass die Rogg-

wiler von den Hintersässen höchstens 5 Franken beziehen dürften. Diese Extrasteuer ergab von 1812 bis 1822 Fr. 1000.—, von 1827 bis zur Aufhebung 1830 Fr. 494.—.¹⁷

Das war aber nicht die einzige Erschwerung des Zuzuges. Am 10. Dezember 1569 einigte sich der Abt von St. Urban mit der Bursami in Roggwil dahin, «hinfüro keine Concessionen mehr zu erteilen um neue Wohnungen mehr aufrichten zu dürfen, als gegenwärtig an Zahl und in Wesen bestehen.» Also ein Bauverbot! Beim Verkauf von Gütern besassen die Nachbarn oder die Gemeinde ein Vorkaufsrecht. Auf alle Fälle musste beim Verkauf an «Äussere» die Bewilligung der Bursami vorliegen. Unter dem Titel «Der Viereren Eydt» steht im Twingrodel von Langenthal: «So aber in solchem fahl khein Nachbaur were, der den Kauff zeüchen welte, so mag der Verkheüffer fürfahren, wie Ihme füeglich ist, doch mit folgender Ordnung und Vorbehalt: Erstlich, dass alle verkheüffer nach dem Verkhauff den Fläcken räumen und das Dorff Recht verloren haben söllindt.» 19

Bei blossem Häuserverkauf galt in Langenthal und Roggwil: «Dem, Welcher ein Hauss, Scheür oder Spyher im Dorff verkaufft, Er gebe das Frömbden oder Heimschen, der soll darnach in Wäldern, dem Dorff zuostendig undt gehörig, khein Holtz zuo einem andern Newen hawen, es soll auch ein Gmeindt Ihme nichts erlauben, sondern so Jemand dass thete, den söllendt der Ammann und die Vier straffen, umb ein Pfund Haller von Jedem Stockh, undt ohne alle Gnadt von Jedem übertrettenden bezeüchen.»²⁰

Die Bettelordnungen führen zum Heimatrecht und zur Burgergemeinde

Die entscheidenden Erlasse der Almosenkammer über die «Zwangseinburgerung» stammen aus den Jahren 1676 und 1679. Durch diese wurden für die bernischen Gemeinden die *Heimatrechte* eingeführt, und jede Gemeinde verpflichtet, für ihre Armen selbst zu sorgen. Jeder bernische Angehörige war nun bleibend mit seiner Nachkommenschaft in jener Gemeinde heimatberechtigt, wo er zu diesem Zeitpunkt wohnte, oder der ihn die Almosenkammer zugeteilt hatte. Er besass jetzt ein persönliches Heimatrecht, wie man es bisher nur in den Städten kannte. In einer Verordnung von 1678 werden diese Leute erstmals als *Burger* bezeichnet. Eine zeitlang lebten nun in allen Dörfern nur Burger. Doch dieses Heimatrecht blieb vorerst auf die Armenfürsorge be-

schränkt. Nutzungsberechtigt blieb allein die Bursami. Die Gemeinden waren verpflichtet, über ihre Burger Kontrolle zu führen und wegziehenden einen Heimatschein auszustellen.²¹

Die Armenpflege

Den Gemeinden stand es frei, ihre Armen durch Steuern zu erhalten oder sie auf die Höfe zu verteilen. Steuern aber waren schon damals unbeliebt. Darum unterstützte man verarmte Familien möglichst mit Naturalien: Man teilte ihnen auf der Allmend Pflanzland zu, erlaubte ihnen, im Gemeindewald Fallholz zu sammeln und allfälliges Kleinvieh auf die Gemeindeweide zu treiben. Für die Empfänger waren diese Almosen eine grosse Hilfe, der Bursami tat die Spende nicht weh. Arbeitsunfähige Erwachsene wurden als «Umgänger» für bestimmte Zeit den Hofbesitzern zugeteilt. Glur erwähnt für Roggwil 1832 noch zwei «Kehrigänger». Die damalige Kinderfürsorge schildert Gotthelf im «Bauernspiegel» eindringlich. An den jährlichen «Bettlergemeinden» wurden die Verdingkinder an eine Mindeststeigerung gebracht. Diese fand in Roggwil jeweils am Silvester statt. Für 1831 erwähnt Glur 17 Verdingkinder.²²

Weil die Gemeinden auswärts verarmte Burger aufnehmen mussten, gab es auch Wohnungssorgen. Grössere Gemeinden bauten Armenhäuser, die man Spittel nannte. Der Abt von St. Urban erteilte 1784 den Roggwilern gegen 7 Batzen Bodenzins die Concession, ein Armenspital zu bauen. «Das Holz dazu war gerüstet, zum Aufrichten fertig, aber noch wusste niemand, wo der Spital stehen müsse; da sagte einer der damaligen Vorsteher: Jetzt, ihr Manne, chömit mir noh, do muss der Spital stoh! Dieser Spital ist ganz von Holz, ziemlich lotterig gebaut, für acht Haushaltungen bestimmt, jedoch bis dahin nur für sechs eingerichtet, erst 1831 vollendet.»²³ Diese «Lotterhütte» ist längst spurlos verschwunden. Sie soll in der Nähe des Schmittenweihers gestanden haben.

Vom Heimatrecht zum Burgernutzen

Die Armenpflege hatte dazu geführt, dass hilfsbedürftigen Familien, und deren Zahl war gross, Rütinen oder Beunden als Unterstützung zugeteilt wurden. Kam einer der Armen zu Mitteln, fielen die abgesteckten Pflanzplätze wieder an die Gemeinde zurück. Blieb die Familie arm, so geschah es, dass



Zeichnung Carl Rechsteiner

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 12 (1969)

nach dem Tode des Hausvaters die Erben das Stück Land weiter bebauten, so dass mit der Zeit aus der Vergünstigung eine Gewohnheit, aus der Gewohnheit ein «Recht» wurde. Es bildete sich bald einmal die Meinung, alle Heimatberechtigten hätten Anspruch auf Nutzungen. Sie verlangten und erhielten mit der Zeit Anteil an der Gemeindeverwaltung und dadurch auch persönliche Nutzungsrechte. Zu dieser Entwicklung stellte Stettler fest: Es konnte soweit kommen, dass die eigentlichen und ursprünglich einzig nutzungsberechtigten Rechtsamebesitzer sowohl von den Nutzungen als von der Behandlung der Gemeindeangelegenheiten durch die Burger fast verdrängt wurden. ²⁴ Das ging nicht überall friedlich zu, in Langenthal führte es sogar zu Tumulten. ²⁵ Die Regierung hatte sich immer häufiger mit solchen Zwisten zu befassen. Sie beauftragte deshalb 1764 die Landesökonomiekommission, diese Fragen zu prüfen und zwischen den Parteien zu vermitteln. Nach Eduard Blösch hat die Kommission in allen ihren Entscheiden die Burger begünstigt, die Rechte der Grundbesitzer aber völlig missachtet. ²⁶

Die Entscheide dieser Kommission führten dazu, dass die Hofbesitzer den Weidgang immer mehr einschränken mussten, weil beträchtliche Allmendkomplexe unter die einzelnen Haushaltungen zu lebenslänglicher Nutzung verteilt wurden.²⁷ Die teilungslustigen Gemeinden hatten Reglemente aufzustellen und obrigkeitlich genehmigen zu lassen.

Vom Reglement der Gemeinde *Aarwangen* vom 4. Mai 1766 berichtete die Kommission der Regierung, die Manier und die Bedingungen dieser Teilung seien so billig, dass es eine Freude sei, um die Genehmigung dieses Projektes zu bitten²⁸. Dem Beispiel Aarwangens folgten bald die Gemeinden Melchnau, Bleienbach und Roggwil. Stettler berichtet darüber:

«Der Gemeinde *Melchnau* wurde 1767 eine Concession zur Einschlagung von 150 Jucharten ihrer bei 950 Jucharten haltenden Allmend erteilt, welches Land juchartenweise gegen eine kleine Auflage zur Bestreitung der gemeinen Unkosten den *Burgern und Einwohner*n der dortigen Gemeinde zu lebenslänglicher Nutzung hingegeben werden sollte.»

«Die Gemeinde *Bleienbach* erhielt im Jahre 1776 ein Reglement zur Benutzung der Gemeindeweide und Bezahlung der Gemeindsunkosten; es wurde ihr bewilligt, 8 Mäder vom Grüschmoos auszureuten und solches zu Händen des gemeinen Gutes zu verpachten, so wie das Stierenmoos auszustecken und so viel von der Allmend einzuschlagen, als es nötig sei, um jedem mit Feuer und Licht in der Gemeinde angesessenen *Burger* und jedem *Grundeigentum dasselbst besitzenden Hintersässen* eine Juchart zur Benutzung auszuteilen.»²⁹

In *Roggwil* wurden nach Glur 1779 «in 6 Tagen in und um das Dorf herum, meist aber im Berg, 15 Jucharten Allmentland ausgesteckt; der Ammann Grütter hat es vermessen und ist ihm für seine Mühewalt 1 Juchart im Moos gratis zugeteilt worden; jeder Vier als Gehilfen hatte per Tag 7½ Batzen.» Acht Jahre zuvor hatte der Landvogt ihnen die Einschlagung noch «ausreden» können ³⁰

Die Gründung der Einwohnergemeinde

Vor dem Zusammenbruch des Alten Bern wiesen die Gemeinden eine Doppelstellung auf. Einerseits berieten und beschlossen die Burger über das Nutzungsgut, anderseits alle stimmberechtigten Einwohner, also Burger und Hintersässen, über die allgemeinen Dorfbelange. Eine einheitliche Organisation für das ganze Bernbiet gab es aber nicht. Dies brachte erst die Helvetik (1798 bis 1803). Nach dem Gemeindegesetz von 1799 wird unterschieden zwischen

- 1. der politischen Gemeinde, bestehend aus sämtlichen Aktivbürgern;
- 2. der Gemeinde der Anteilhaber an den Gemeindegütern.

Der politischen Gemeinde waren die öffentlichen Funktionen zugewiesen. Ausführendes Organ war die Munizipalität. Der zweiten Gemeinde blieb die Verwaltung des Gemeindegutes und das Armenwesen. Ihre Geschäfte besorgte die Gemeindekammer. Die Glieder der Gemeinde, die unter dem Namen Bürger Anspruch an die Gemeinde- und Armengüter hatten, blieben in diesem Rechte ungestört. Soweit der Ertrag der Gemeindegüter bisher zu öffentlichen Zwecken Verwendung gefunden hatte, sollte dies weiter geschehen. Diese Organisation blieb nicht lange in Kraft, aber sie beeinflusste die spätere Entwicklung. Nach dem Sturz der Helvetik bestimmte das Gesetz vom 20. Juni 1803, dass an Stelle der Munizipalität wieder die alten Gemeindevorgesetzten treten. Alle Verfassungsfragen blieben nun fast 30 Jahre lang in der Schwebe.³¹

Neue Gemeindegesetze

Der politische Umschwung von 1831 (Regeneration) brachte das Gemeindegesetz von 1833, das ähnlich wie die Helvetik, eine Trennung einführte: «Jeder Gemeindebezirk bildet in betreff derjenigen Angelegenheiten derselben, welche mit der Staatsverwaltung in näherem Zusammenhang stehen, eine Einwohnergemeinde und so viele Burgergemeinden, als in derselben ab-

gesonderte Burgergüter vorhanden sind.» Die Scheidung war aber keine vollständige. Das Staatsbürgerrecht beruhte weiter auf dem Burgerrecht, die Armenpflege blieb noch bürgerlich. Aber um alle andern Aufgaben hatte sich die Einwohnergemeinde zu kümmern.

Das Gesetz enthielt eine Bestimmung, dass die Verwaltung des Vermögens der Einwohnergemeinde dem Gemeinderat zustehe. Aber im § 94 der Verfassung von 1831 wird das Gemeindegut der Burgergemeinde als Privateigentum zugesichert. Weiter lautet eine Bestimmung: «Der Ertrag der Gemeindegüter soll von der kompetenten Behörde seiner ursprünglichen Bestimmung gemäss insoweit zu öffentlichen Zwecken verwendet werden, als es bisher geschehen. Keine Gemeinde soll zur Ausschreibung von Teilen schreiten, solange dieser Ertrag zu der Bestreitung des Aufwandes ausreicht, den jene Zwecke erfordern.»³² Diese unklaren Bestimmungen hatten endlose Reibereien unter den beiden Gemeinden zur Folge. Die Ansprüche der Burger an das Vermögen (Nutzungen) und die Bedürfnisse des öffentlichen Lebens standen sich gegenüber. Den Einwohnergemeinden fehlte es vielerorts an Mitteln, ihre Aufgaben durchzuführen. Regierungsrat Hartmann stellte in diesem Zusammenhang 1866 im Grossen Rate fest: «Wie sich nun der Dualismus in den Gemeinden gesetzlich herstellte, behändigte die Burgergemeinde das sämtliche Gemeindsvermögen und liess der Einwohnergemeinde Nichts übrig als die Lasten.»³³ Das Gemeindegesetz von 1852 sollte allen Unklarheiten über den Passus «als es bisher geschehen», durch Ausscheidungsverträge ein Ende setzen. Sein Schöpfer war der konservative Regierungsrat Eduard Blösch.

Nach diesem Gesetz musste die Zweckbestimmung sämtlicher Gemeindegüter ausgemittelt und amtlich festgestellt werden. Bei jedem Vermögensteil war zu ermitteln, ob er einen öffentlichen örtlichen oder rein bürgerlichen Zweck habe. Diese Ausmittlung blieb zunächst den Gemeinden überlassen. Die Ausscheidungsverträge bedurften aber der staatlichen Genehmigung. Kam keine Einigung zustande, entschied ein Schiedsgericht. Bei allen Entscheiden sollten allfällige Titel oder bisheriger Besitz und Übung in Betracht fallen. «Wo aber diese Rechtsquellen im Zweifel lassen, hat die Entscheidung zu erfolgen mit billiger Rücksicht auf die vorwaltenden Umstände und Bedürfnisse und mit Bedachtnahme darauf, dass die Gemeindegüter zunächst zur Bestreitung der öffentlichen Bedürfnisse bestimmt sind.» 34

Nach einigen Jahren sah sich die Regierung gezwungen, eine besondere *Instruktion* zu erlassen, damit die Burgergemeinden angemessene Beträge für die Bestreitung der öffentlichen Bedürfnisse aussetzten (Dotationen). Ohne

diese Instruktion hätten viele Einwohnergemeinden nichts bekommen als die öffentlichen Plätze, Gemeindewege, Schulhäuser, Spritzenhäuser, Feuerweiher usw., alles Vermögensstücke, die Unterhalt erfordern. Diese Dotationen brachten bei den Burgern böses Blut. Regierungsrat Hartmann erklärte dazu 1866 im Grossen Rat: «Der Ausdruck Dotation ist ganz unrichtig; es ist nicht eine Dotation, nicht ein Geschenk, das die Burger- der Einwohnergemeinde macht, sondern es ist einfach eine Abfindungssumme für das Vermögen, das der Einwohnergemeinde gehört und welches die Burgergemeinde widerrechtlich als Burgergut zurückbehalten hat.» (Tbl. 1866.) Es sei beigefügt, dass sich zu dieser Frage General Ochsenbein, der Mitgründer der Volkspartei, und der konservative Regierungsrat Edmund von Steiger ähnlich äusserten.

Vorstösse aus dem Oberaargau zur Burgerfrage

Gegen die «Instruktion» zu den Ausscheidungen und ihre Durchführung erhob sich unter den Burgern ein Sturm der Entrüstung. Die oberaargauischen Burgergemeinden gelangten deshalb mit einer Vorstellung an den Regierungsrat. Diese weist laut Tagblatt des Grossen Rates von 1866 drei Forderungen auf, von denen uns die erste interessiert: «Es seien allfällige Gesetzesvorlagen mit der Tendenz, die Burgergüter zu beeinträchtigen, anzugreifen und aufzuheben oder überhaupt ihren Inhabern und ihrer bisherigen Bestimmung zu entziehen, zurückzuweisen.»

Die einstimmige Petitionskommission lehnte alle drei Forderungen ab: «Dieser Antrag 1 ist der Kommission etwas sonderbar vorgekommen. Sie musste sich fragen: wo soll man löschen, wenn es nicht brennt? Es ist gegenwärtig gar keine Vorlage in diesem Sinne da, es ist kein Anzeichen vorhanden, dass derartige Gesetzesvorlagen vor den Grossen Rat gebracht werden, und die Kommission, deren Zweck es ist, geschehene Übelstände zu prüfen, kann auf ein Übel, das noch nicht da ist, nicht eintreten.» In die Diskussion griffen drei Oberaargauer ein, zuerst Grossrat Geiser, Langenthal: «Ich bedaure, dass die Vorstellung erst jetzt zur Behandlung kommt, während seit der Eingabe derselben eine Burgergemeinde nach der andern bei den Haaren genommen wurde, und zwar eine nach der andern ziemlich stark, so dass es bereits kahle Stellen gegeben hat ... Die Vorstellung aus dem Oberaargau verlangt nichts Unbilliges und Ungerechtes, sie verlangt bloss, dass in die Burgergüter keine unbefugten Eingriffe mehr stattfinden sollen.»

Ihn unterstützte Grossrat Greub, Lehrer, Lotzwil: «Wenn man heute die Burgergemeinden, die bis jetzt noch nicht ausgeschieden haben, mit den törichten Jungfrauen vergleicht, so erlaube ich mir, darauf aufmerksam zu machen, dass z.B. die Ausscheidungsakte des Amtes Aarwangen während neun vollen Jahren auf dem Amthause lagen. Die Gemeinden waren einig, die Verträge lagen vor, und wenn ein Vorwurf gemacht werden muss, soll man auch am grünen Holz doktern und nicht nur am dürren, und ich füge bei, dass wir wohl Öl in unseren Lampen, aber wahrscheinlich einen zu wenig dicken Docht darin hatten und warten mussten, bis eine Periode herankomme, die noch günstiger ist für die Leute, welche nicht genug von dem Burgervermögen wegnehmen können.»³⁷

Anderer Meinung war Grossrat Egger, Baumeister, Aarwangen: «Er bemerkt, dass er sich als oberaargauisches Mitglied des Grossen Rates verpflichtet fühle, zu erklären, dass die Stimmung im Oberaargau nicht so sei, wie man aus den Voten der Vorredner entnehmen könnte, indem in Gemeinden, welche ausgeschieden haben, in welchen vorher der grösste Sturm geherrscht, niemand mit der Ausscheidung unzufrieden sei. Der Redner macht darauf aufmerksam, dass die Einigkeit oft bloss daher rühre, weil eben in der Einwohnergemeinde die Burger die Mehrheit repräsentieren. Hält die Angelegenheit für spruchreif und glaubt, es sei unnötig, über diese lange zu debattieren.» Mit 117 zu 23 Stimmen wurde die Vorstellung abgelehnt.³⁸

Die Regierung und die Burgerfrage

Die Befürchtungen der Oberaargauer waren nicht aus der Luft gegriffen. Bei der Regierung lagen zu jenem Zeitpunkt zwei Vorstellungen über die Burgergutsfrage. Die harmlosere war von rund 1000 Burgern unterschrieben und 1861/62 eingereicht worden. Aus dem Oberaargau stammten 307 Unterschriften. Die Petenten verlangten, «die Regierung möchte in Zukunft keinem Nutzungsreglement die Sanktion erteilen, das den Burgernutzen von der Ansässigkeit am Burgerorte oder von der Verheiratung oder endlich von der Führung eines eigenen Haushaltes abhängig mache.»

Zur Begründung wurde u.a. ausgeführt: «Die lockende Aussicht auf den Burgernutzen, der nur den Getreuen und Anhänglichen beschieden ist, wird natürlich viele bestimmen, an der bürgerlichen Scholle hängen zu bleiben. Sie kultiviert den Burgerzopf, die Engherzigkeit und die Faulenzerei und ist eine

wesentliche Ursache der Verarmung.» Zudem machten die Petenten geltend, dass viele Burgergemeinden die Auswanderer nach Übersee finanziell unterstützten; wer nach Amerika verschwinde, erhalte eine «Abfindung», wer ins nächste Dorf ziehe, bekomme nichts.

Regierungsrat Kurz machte sich die Antwort nicht leicht. In einem Bericht, den er 1863 der Regierung unterbreitete, widerlegte er die Argumente der Petenten gestützt auf genaue Untersuchungen. Er beantragte Ablehnung der Vorstellung, dagegen sei seine Direktion zu beauftragen, die nötigen Vorlagen auszuarbeiten, um den Burgergemeinden die den veränderten Verhältnissen entsprechende Stellung im Staats- und Gemeindeorganismus anzuweisen.³⁹ Dieser Schluss liess Schlimmes ahnen!

Den Plänen der Regierung passte ein Vorstoss von Bernburgern viel besser. Eine inoffizielle Burgerversammlung hatte am 21. August 1863 eine Vorstellung an den Grossen Rat beschlossen, die die Verschmelzung der Einwohnermit der Burgergemeinde vorschlug, das Bestehen eines besonderen bürgerlichen Nutzungsgutes für unzweckmässig und schädlich hielt und eine Änderung der Gemeindeverfassung verlangte. Hinter dieser Bewegung standen als führende Köpfe Rudolf Brunner, Prof. Fischer, Dr. W. von Graffenried, K. G. König, der spätere Professor, und Dr. R. Schärer, Direktor der Waldau. Die ausführliche Begründung durch König erschien als Broschüre «Reorganisation der Burgergemeinden und Teilung der Burgergüter». Der Broschüre Königs antwortete E. von Wattenwyl mit der Broschüre «Von der Reorganisation der Burgergemeinde ohne Teilung der Nutzungsgüter». Darin lehnte er Königs Vorschläge als unannehmbar ab.

Den Burgern im Oberaargau bereitete die Vorstellung aus der grössten Burgergemeinde berechtigte Sorgen. Um möglichst viele auswärts wohnende Burger für die bürgerliche Sache zu gewinnen, griffen die Grossräte Gygax, Bleienbach, und Greub, Lotzwil, auf die Eingabe der 1000 Burger zurück. Sie reichten im Juli 1866 im Grossen Rate einen Anzug ein, «dass die Berechtigung zum Bezug des Burgernutzens nicht mehr an die Bedingung geknüpft werde, dass der Burger in seiner Heimatgemeinde wohnen müsse, sondern alle in der Schweiz wohnenden gleiche Berechtigung haben, und dass einzig das Alter der Burger die Berechtigung zum Bezug bestimme». Grossrat Greub begründete den Anzug mit den gleichen Argumenten, die Regierungsrat Kurz schon 1863 glaubte endgültig widerlegt zu haben. Der Sprecher der Regierung erklärte, er bekämpfe den Antrag nicht, betrachte ihn nur als Mahnung. Nachdem Gygax Greub unterstützt hatte, erklärte der Rat den Anzug erheblich. 40

Schon im März 1867 lag ein Gesetzesentwurf im Sinne des Antrages Greub/Gygax und der 1000 Burger vor. Paragraph 6 regelte die Modalitäten für die Auszahlung der Anteile an auswärts wohnende Burger. Paragraph 8 gestattete den Burgergemeinden, den Ertrag der Nutzungsgüter ganz oder teilweise zur Bestreitung der Erziehungs- und Lehrkosten oder zur Errichtung von Erziehungs- und Armenanstalten zu verwenden.

In der Maisession 1868 stand das Gesetz auf der Traktandenliste. Der Grosse Rat verschob aber die Beratung auf die Herbst-, dann auf die Novembersession. In dieser stellte der Präsident der vorberatenden Kommission in einer langen Erklärung den überraschenden Antrag, die Beratung des Gesetzes auf unbestimmte Zeit zu verschieben, weil die Stellung der Burgergemeinden neu überprüft werden müsse und man deshalb für einige Jahre noch alles beim alten lassen könne. Die Regierung erklärte sich mit der Verschiebung einverstanden, doch bemerkte Regierungsrat Hartmann, dass die Regierung sich «dann möglicherweise veranlasst finden wird, viel weiter gehende, vielleicht auf eine Liquidation der Burgergüter zielende Anträge zu bringen». ⁴¹

Gegen die Verschiebung protestierte sofort Gygax, Bleienbach: «Ich bekämpfe den Antrag Hofer. Bis jetzt hatten wir im Grossen Rat ein Reglement, gestützt auf welches die Verhandlungen geleitet wurden. Heute kommt es mir vor, als seien wir irgendwo in einer Gemeindeversammlung, wo ein beliebiges Mitglied einen Gegenstand sofort übers Knie abbrechen und durch Überraschung einen Beschluss fassen wolle. Nun sind die Leute, für welche die Burgergüter noch einigen Wert haben, durch den Vortrag des Herrn Hofer aufgeklärt und wissen, was die Partei, welcher er angehört, in dieser Frage im Sinne hat. Er spricht es ganz offen aus, dass die Burgergüter den Burgergemeinden entzogen und öffentliches Gut werden sollten. Herr Regierungsrat Hartmann ist schnell hierauf eingegangen; er wüsste, wenn man ihm die Burgergüter auf die Tafel brächte, noch heute darüber zu verfügen. Ich stimme gegen den Antrag Hofer, speziell gegen dessen Erwägungen.» Nach einem kurzen Wortgefecht zwischen Hofer und Gygax stimmte der Rat der Verschiebung mit 124 gegen 32 Stimmen zu.⁴¹

Was Regierungsrat Hartmann angedeutet hatte, traf ein. Es existieren Gesetzesentwürfe von 1873 und 1875, die ganz der Vorstellung der Bernburger von 1863 entsprechen. Nach beiden Gesetzen sollte es den Burgergemeinden freistehen, ihre Güter zu liquidieren, wobei die Hälfte des Vermögens, das nicht gemeinnützigen Zwecken oder zur Nutzniessung durch arme Burger bestimmt war, der Einwohnergemeinde zufallen sollte. Burgergemeinden, die

nicht liquidieren wollten, hatten die Hälfte des Ertrages der Nutzungsgüter der Einwohnergemeinde zu öffentlichen Ortszwecken zu überlassen.⁴² Beide Entwürfe blieben schubladisiert, weil eine Verfassungsrevision in der Luft lag. Die Regierung hoffte, die Burgerfrage auf dem Verfassungswege sicherer in ihrem Sinne lösen zu können, als durch ein Gesetz.

Eine ernste Warnung aus dem Oberaargau

Die damals noch gut freisinnige Buchsizytig (fortan BZ) warnte schon 1875 in einem langen Artikel die Regierung eindringlich vor der Aufhebung der Burgergemeinden: «... Die Freisinnigen des ganzen Kantons waren bis dahin mit der energischen Politik der Regierung einverstanden ... Dieses Vertrauen des Volkes scheint dieselbe aber ganz in Sicherheit eingewiegt und zur Meinung veranlasst zu haben, man dürfe nun demselben bieten, was man wolle. Der Mutz ist allerdings ein geduldiges Tier und hat einen harten Schädel, aber Zaunstecken lässt er auf demselben doch nicht spitzen ... Das Rechtsbewusstsein des Volkes wird verletzt, wenn trotz Verfassung und trotz gesetzlicher Verträge das den Burgergemeinden garantierte Eigentum angetastet wird, wie dies durch den Gesetzesentwurf über die Liquidation der Burgergüter beabsichtigt wird...» (BZ)

Es harzt mit der Verfassungsreform

Lt. Paragraph 90 der geltenden Verfassung konnte der Antrag zur Revision gestellt werden: 1. vom Grossen Rat, 2. von wenigstens 8000 stimmfähigen Bürgern.

Der Grütliverein hatte 1876 die Revision in Fluss bringen wollen, aber nur ca. 7000 Unterschriften sammeln können. Der Volksverein, eine freisinnige Gründung, hatte 1877 sein Revisionsprogramm aufgestellt und veröffentlicht:⁴³

- 1. Die Verfassung ist in allen Teilen in Übereinstimmung mit der Bundesverfassung von 1874 zu bringen
- 2. Reduktion der Zahl der Regierungs- und Grossräte sowie der Amtsbezirke
- 3. Gesetzesinitiative
- 4. neue Gerichtsorganisation
- 5. neue Steuergesetzgebung mit billiger Progression



In den Buchsibergen. Der Weiler Loch/Oschwand, im Hintergrund der Oberbühl-Knubel, dazwischen der schöne, urwaldige Mutzgraben. Aufnahme Val. Binggeli, Langenthal

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 12 (1969)

- 6. Lösung der Burgerfrage auf dem Wege der Gesetzgebung
- bessere Armenpflege und staatliche Unterstützung der Kranken- und Altersversorgungskassen
- 8. Unentgeltlichkeit des Unterrichts auf allen Stufen
- 9. Förderung des Genossenschaftswesens

Im Juli 1877 kommt das Thema Verfassungsreform in der BZ erstmals zur Sprache. Sie zitiert eine witzige Rede des Progymnasiallehrers Ulrich Dürrenmatt, Thun, der anlässlich des dort durchgeführten kantonalen Schützenfestes die Gäste am Mittagsbankett zu begrüssen hatte. Er bat all die wackeren Herren und Mannen, mitzuhelfen, dass die gute Berna ein neues Kleid, d.h. eine neue Verfassung erhalte, damit sie sich in ihrem fadenscheinigen Kitteli vor ihren 21 Schwestern und besonders vor der Bundesmutter, die seit drei Jahren auch eine neue Tracht besitze, nicht schämen müsse.

Weder die anwesenden Oberaargauer noch Dürrenmatt ahnten damals, wie bald sie in nahe persönliche Beziehungen kommen würden. Im Herbst 1880 übernahm Dürrenmatt die Redaktion der «Buchsizitig».

Im Oktober 1880 berichtet die BZ ausführlich von einer gut besuchten Tagung des Volksvereins des Bipperamtes in Farnern. Der Hauptreferent, Sekundarlehrer Meyer, Wiedlisbach, zeichnete die Entwicklung unserer Volksrechte und glaubte sowohl die Partialrevision mit unsern Traditionen vereinbaren, als auch eine aufgezwungene Totalrevision mit gutem Gewissen verantworten zu können. Grossrat Lanz trat, «fern von kleinlichen Bedenken und unmännlichem Zaudern, als ächter Volksmann für die Revision in die Schranken». Als weitere Erneuerer sprachen Gerichtspräsident Mägli und J. Lüdi, Wangen. «Natürlich wurde in die reine Luft von Farnern auch das beliebte Schreckgespenst der Sozialdemokratie hinaufgezügelt, welches Hr. Zimmermann (Pfarrer in Oberbipp) loszulassen beliebte ... Wozu solche Kniffe und Seitenhiebe in so ernster Stunde, wo ein kräftiger Volkssinn durch die Gaue zieht und nicht bloss ästhetischer Küchliduft, Herr Zimmermann!» glossiert der Korrespondent vom Blauen Berg. BZ

Zur gleichen Zeit stellte die Regierung z.H. des Grossen Rates den Antrag, es sei eine Revision der Verfassung vorzunehmen, und es sei dieser Beschluss der Volksabstimmung zu unterbreiten. Doch in der Januarsession 1881 lehnte der Rat die Revision mit 154 gegen 45 Stimmen ab. Für die Revision stimmten die Oberaargauer Gygax, Bleienbach, Gygax, Oschwand, Hofer, Bettenhausen, Lehmann, Lotzwil, und Morgenthaler, Ursenbach. Greub, Lotzwil, gehörte dem Rate nicht mehr an, er war Verwalter von Thorberg geworden.⁴⁴

Ein Jahr später beschloss dagegen der Grosse Rat auf Antrag Brunner, die Regierung aufzufordern, für die Novembersession eine Revisionsvorlage auszuarbeiten; doch in der Januarsession 1883 wurde die Beratung, wieder auf Antrag Brunner, verschoben.

Der Oberaargau greift ein

Dieser Trölerei um die Verfassungsreform konnte Dürrenmatt nicht mehr zusehen. Auf seine Initiative hin war 1882 in Oberburg die bernische Volkspartei gegründet worden. Im Februar 1883 beschloss die Sektion Oberaargau der neuen Partei, das Zentralkomitee zu beauftragen, sofort mit der Sammlung der nötigen Unterschriften zu beginnen, damit der Grosse Rat das Volk endlich anfragen müsse, ob eine Revision stattfinden solle und wenn ja, diese durch den Grossen- oder einen Verfassungs-Rat vorzunehmen sei. Nach einem Monat lagen die nötigen Unterschriften vor; aus dem Oberaargau waren innert 5 Tagen 1039 Unterschriften abgeliefert worden. BZ

Die verlangte Volksabstimmung fand am 3. Juni 1883 statt und ergab 27 094 Ja gegen 12 116 Nein für eine Revision durch einen Verfassungsrat. Die Wahlen für die 184 Verfassungsräte wurden am 12. August durchgeführt. Der Oberaargau ordnete ab:

Wahlkreis Langenthal

Herzog Hans, Gemeindepräsident, Langenthal Gygax Jakob, Grossrat, Bleienbach

Ammann Johann, Pfarrer, Lotzwil

Wahlkreis Aarwangen

Hegi Jakob, Grossrat, Roggwil

Jenzer Friedrich, Ried/Thunstetten

Schaad J. R., Grossrat, Schwarzhäusern

Wahlkreis Rohrbach

Zingg Friedrich, Gemeindeschreiber, Busswil Zürcher Christian, Grossrat, Oeschenbach

Nyffeler Johann, Lehrer, Gondiswil

Wahlkreis Oberbipp

Lanz Johann, Amtsrichter, Wiedlisbach

Reber J., Arzt, Niederbipp

Jost J. G., Gerichtsschreiber, Wangen

Wahlkreis Herzogenbuchsee

Schär Johann, Grossrat, Inkwil

Hofer Johann, Grossrat, Bettenhausen

Wälchli Johann, Landwirt, Wäckerschwend

Brand J., Sager, Ursenbach

Als Ursenbach auf den 1. Juli 1884 vom Amt Wangen gelöst und dem Amt Aarwangen zugeteilt wurde, demissionierte Brand. Als Ersatz wurde im Oktober Apotheker Kupfer, Buchsi, gewählt.

Nach Gruner setzte sich der Rat aus 110 Freisinnigen und 74 Konservativen und Volksparteilern zusammen. Das erste Auftreten der neuen Partei hatte ihr einen beachtlichen, aber lange nicht den erhofften Erfolg gebracht. Am 3. September trat der Verfassungsrat (künftig Rat) zusammen und organisierte sich. In die 33gliedrige Kommission wurden der Opposition nur 7 Sitze eingeräumt. Ihr Präsident war Fürsprecher Rudolf Brunner. Aus dem Oberaargau gehörten ihr an: Grossrat Schär, Inkwil, Volkspartei, und Herzog, Langenthal, freisinnig. Beide waren eifrige Mitglieder; Herzog präsidierte die sog. Siebnerkommission, die sich mit dem Abschnitt «Gemeindewesen» als Subkommission zu befassen hatte. Die Kommission beschloss als erstes, eine Publikation an das Volk zu erlassen, um ihm bis zum 15. Weinmonat «Zeit und Gelegenheit zur Mitteilung von Wünschen und Vorschlägen in bezug auf die neue Verfassung zu geben». 45

Diesem Aufruf wurde von Vereinen, Gesellschaften, Parteisektionen und Einzelpersonen reichlich nachgekommen. Die Eingaben liegen als Paket im Staatsarchiv. Aus dem Oberaargau fand ich folgende Anträge:

Versammlung der Einwohnergemeinde Aarwangen

Lokalkomitee des Volksvereins Rohrbach

Verein der freisinnigen Männer von Oschwand

Oekonomisch- und gemeinnütziger Verein Oberaargau

Ökonomisch und Gemeinnütziger Verein des Oberaargaus

Versammlung vom 14. Oktober 1883

Wünsche:

- I. Förderung der Landwirtschaft:
 - a) Bewilligung grösserer Kredite zur Bodenverbesserung.
 - b) Vereinfachung des Hypothekarwesens durch Erleichterung im Güterverkehr.
 - c) Förderung des genossenschaftlichen Kreditwesens.
 - d) Gesetz gegen den Wucher!

II. Beschränkung der Wirtschaften.

III. Rechtswesen:

Einfacheres und billigeres Recht, hauptsächlich mündliches Verfahren; Ermässigung der Anwaltstarife; Erhöhung der Competenz der untern Instanzen; obligatorische Einführung der Friedensrichter mit Ausschluss der Anwälte.

IV. Steuerwesen:

Familienabzug, Salzpreisermässigung, Luxussteuer.

V. Kirchenwesen:

Beibehaltung des Bisherigen.

VI. Schulwesen:

Freie Wahl der Schulsynode durch das Volk, aber mit grösserer Competenz als bisher.

VII. Armenwesen:

Keine Verstaatlichung.

VIII. Verkleinerung der Wahlkreise mit einwohnergemeindeweiser Abstimmung.

IX. Anerkennung der bisherigen Burgergüter.

Inkwyl, 15. Oktober 1883 Der Präsident: Johann Schär Der Sekretär: J. A. Affolter

Zwei Eingaben sollen ausführlicher erwähnt werden. Die vom Gemeinderat Aarwangen auf den 1. Oktober 1883 einberufene Versammlung der Stimmberechtigten beschloss, an die neue Verfassung folgende Forderungen zu stellen:

- 1. Wahl der Bezirksbeamten durch das Volk
- 2. Ausdrückliche Gewährleistung der Burgergüter
- 3. Aufhebung der Altkatholischen Fakultät
- 4. Reduktion der Mitglieder der Regierung von 9 auf 7
- 5. Wiedereinführung der Todesstrafe
- 6. Reduktion der Mitgliederzahl des Grossen Rates
- 7. Bewilligung des Budgets durch das Volk, ebenso jeder Ausgabe von Fr. 100 000.— und darüber
- 8. Einführung der Initiative, Volksabstimmung über Anträge von mindestens 5000 Stimmberechtigten

- 9. Wählbarkeit der Geistlichen in den Grossen Rat
- 10. Ausschluss von höhern Staatsbeamten von der Wählbarkeit in die Bundesversammlung, mit Ausnahme von 2 Regierungsräten
- Unverträglichkeit einer eidg. Staatsbeamtung mit der Wählbarkeit in den Grossen Rat
- 12. Ausschluss der Mitglieder von Geheimbünden von den öffentlichen Ämtern
- 13. Staatliche Aufsicht über die Geldinstitute
- 14. Einführung von Ersparnissen in der ganzen Staatsverwaltung, Herabsetzung der direkten Steuern auf 1½ bis 1 Promille
- 15. Wahl des Regierungsrates durch das Volk
- 16. Hebung der Volksschule durch Vereinfachung des Lehrplanes und der Lehrerbildung. Gewährleistung der Lehrfreiheit innerhalb der Schranken der Sittlichkeit und des Rechts, insbesondere des Erziehungsrechts der Eltern
- 17. Vereinfachung des Wahlgesetzes. Ersatz des absoluten Mehres durch das relative bei kantonalen Wahlen
- 18. Anerkennung der beiden Staatskirchen
- 19. Herabsetzung der Beamtenbesoldungen, wo solche zu hoch erscheinen. Unterschriften: Johann Egger, Albert Sägesser

Es sei bemerkt, dass diese Forderungen genau dem Programm der Volkspartei entsprechen.

Die originellste Eingabe des ganzen Kantons stammt von den freisinnigen Männern von Oschwand. Sie zählt nicht nur Wünsche und Forderungen auf, sondern begründet sie ausführlich. Als Beispiel sei, stark gekürzt, der Abschnitt über das *Steuerwesen* zitiert:

«Dasselbe ist auf einer gesunden und gerechten Basis aufzubauen und das Verhältnis von direkten und indirekten Steuern wohl abzuwägen. Der landläufigen Redensart, dass der Staat die indirekten Steuern am leichtesten erhalte und sie auch am willigsten entrichtet werden, können wir beistimmen, so lange eine Steuer alle gleichmässig berührt. So bald sie aber vorzüglich von einzelnen Ständen muss entrichtet werden, so ist sie unbillig. Das ist nun der Fall beim Salz. Wir verlangen daher eine Herabsetzung des Salzpreises auf 15 Rp. per Kilo, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Das Salz ist kein Luxusartikel (wie Tabak oder geistige Getränke), sondern eine Naturnotwendigkeit für Menschen und Tiere.

2. Die Salzsteuer belastet allzusehr:

- a) die *Landwirtschaft*. Durch die Verfassung von 1846 wurden die Feudallasten auf Grund und Boden als unbillige Abgaben abgelöst. Die Salzsteuer ist aber als Rest zurückgeblieben. Ohne regelmässigen Salzverbrauch keine Viehfütterung, und ohne gehörigen Viehstand ist keine rationelle Landwirtschaft möglich. Es liegt nicht im Ermessen des Landwirtes, Salz zu füttern oder nicht. Es lastet die Salzsteuer als eine indirekte Abgabe auf seinem Besitztum, die so ziemlich die Höhe der Grundsteuer erreicht (per Juchart 1 bis 2 Franken).
- b) das Käsgeschäft. So gedrückt wie die Landwirtschaft ist gegenwärtig auch das Käswesen. Auch hier muss der Käser Salz brauchen und das Geschäft wird durch allzuhohen Preis noch unrentabler. Der Staat trage Sorge auch zu diesem wichtigen Erwerbszweig und suche ihn zu heben, statt mit Steuern zu drücken.
- c) den *Hirtenstand*. Der wohltätige Einfluss des Salzes auf das Vieh ist zu bekannt, um noch besonders darauf hinzuweisen. Nur schade, dass der hohe Preis oft die Ursache kärglicher Verabreichung ist.
- d) den Armen überhaupt. Es ist bekannt, dass eine ausschliessliche Pflanzen-kost mehr Salz braucht; darum der Arme auch mehr Salz verbraucht als der Millionär. Wenn es die Verhältnisse nicht erlauben, die Kartoffeln mit Butter oder Käse zu essen, so muss man sie in Salz tauchen; denn wo Schmalz fehlt muss Salz her. Der Ausfall, den der Fiskus erleidet, ist lang nicht so bedeutend als man meint. Wird der Preis herabgesetzt, so wird der vermehrte Consum sowohl dem Landwirt als dem Staat zu gute kommen. Ebenso wird der demoralisierende und schwunghafte Salzschmuggel aufhören. So lange einer am Sack Salz beim Schmuggel Fr. 7.— bis 8.— verdient, ist die Versuchung allzugross und solange das Gefühl im gemeinen Manne ist, der Staat nehme zu viel Profit, so sind auch alle getroffenen Massnahmen unzulänglich. (NB. Über den Salzschmuggel haben mir vor bald 50 Jahren alte Roggwiler mit Schmunzeln erzählt.)

Betreffend das Existenzminimum erscheint uns ein gerechter Familienabzug billiger und wünschenswerter, als eine durchgängige Erhöhung des steuerfreien Erwerbes. Ein lediger Bürger ist bei gleichem Einkommen gewiss leistungsfähiger als einer mit grosser Familie. Wir verhehlen uns nicht, dass durch diesen Vorschlag die Steuern etwas geringer ausfallen würden als bisher, aber sie würden doch nach einem gerechteren Modus bezogen.

Dagegen erlauben wir uns, noch drei Vorschläge zu bringen, durch welche der Staat eine Vermehrung der Einnahmen erzielte, jede für sich mehrfach den Ausfall obiger Forderungen deckend.

- 1. Die staatliche Aufsicht über die Geldinstitute (folgt Begründung).
- 2. Eine Erklärung, dass keine Obligation einen gesetzlichen Wert hat, bis sie registriert und versteuert wird (Begründung).
- 3. Durch eine Progressivsteuer, oder besser gesagt durch einen Zuschlag. Wir wissen wohl, dass das Kapital etwas vom Quecksilber an sich hat und einem Druck nachgibt und flieht. Aber gleichwohl hat diese Steuer so vieles für sich, dass man einen Versuch machen sollte.»

Eine in den Augen der Petenten mässige Zuschlagsskala ist beigefügt. Unterschrieben ist die Eingabe von Ferdinand Gygax, Oberhof, und Ulrich Flückiger, Lehrer.

Aus der Eingabe der Rohrbacher sei erwähnt, dass in der neuen Verfassung die *Trunkenheit* als strafbar zu erklären sei.

Die Kommissionsverhandlungen alarmieren die Burger

Die Protokolle zeigen, dass sich im Abschnitt «Gemeindewesen» (Burgerfrage) zwei starre Fronten gegenüberstanden: Aufhebung oder Beibehaltung der Burgergemeinden und der Nutzungsgüter. Es war aber nicht so, dass nur Freisinnige für Aufhebung und nur Konservative für Erhaltung eintraten. Es gab von beiden Seiten Vermittlungsanträge, so vom Konservativen Edmund von Steiger und vom Freisinnigen Herzog, Langenthal. Aber alle Anträge wurden schon in der Kommission abgelehnt. Dass von Steiger für eine weitherzige Öffnung der Burgergemeinden eintrat, nahm man ihm in den eigenen Reihen übel, und bei den Gegnern gewann er damit keine Freunde. In der Kommission hatte Schär, Inkwil, erklärt, die Burgerfrage sei die Schicksalsfrage. Je nach ihrer Beantwortung sei auch das Schicksal der Verfassung entschieden. Seine Warnungen fanden aber kein Gehör. Mitte November 1883 hatte die Kommission die Beratungen abgeschlossen. Am 17. November stand in der BZ: «Die Volkspartei weiss, was sie zu tun hat, wenn der Rat die Beschlüsse der Kommission gutheisst. Diese Kommission hat den Geltstagern das Stimmrecht verliehen, die Gerichtsorganisation, statt sie zu vereinfachen, mit neuen Instanzen vermehrt, die Geheimbünde anerkannt, die Wahl der Regierung und der Bezirksbeamten durch das Volk verworfen und nun sogar die Aufhebung der Burgergüter nach dem Vorschlag Gobats beschlossen.»

Nach dem Protokoll lautet der Antrag Gobat: «Die Gemeinde hat die Verwaltung des bestehenden bürgerlichen Vermögens. Sie übernimmt die darauf

haftenden Schulden sowie die Ablösung der von den Burgern ausgeübten Nutzungsrechte. Der Ablösungspreis wird auf den achtfachen Wert des Bruttoertrages bestimmt. Die Ablösung geschieht durch Verabfolgung einer fünfprozentigen Obligation an jeden Nutzungsberechtigten; diese Obligationen sollen bis zum 31. Dezember 1899 abbezahlt werden.» Der Antrag Gobat entspricht dem Vorschlag König von 1863.

Im bereinigten Verfassungsentwurf wurde der Antrag Gobat durch den schärferen Antrag Brunner ersetzt: «Die Gemeinden übernehmen die bisherigen allgemeinen Armen- und Nutzungsgüter. Den gegenwärtigen Nutzniessern dieser letztern ist jedoch bis zu ihrem Absterben alljährlich der Wert der Nutzungen nach den am 1. Januar 1885 bestehenden Reglementen zu entrichten.»

Der Abwehrkampf beginnt

In allen Landesteilen, besonders aber im Oberaargau, begannen sich die Burger zu rühren. Sie hofften, durch Eingaben und Volksversammlungen den Rat beeinflussen zu können. Schon am 1. Dezember 1883 fand in Thörigen eine gut besuchte öffentliche Tagung mit Delegationen von Wangen bis Ursenbach und Wynigen statt. Das Hauptreferat hielt Ulrich Dürrenmatt.

Auf den 16. Dezember wurde zu einer öffentlichen Versammlung im «Bären» zu Herzogenbuchsee aufgerufen. Zu diesem Anlass erschien in der BZ Dürrenmatts «Marschlied der Burger von Thörigen». Von den sechs Strophen seien drei zitiert:

Ihr Mannen, hört die Kunde, vernehmt, was Gobat spricht: «Ich will des Waldes Nutzen, die Rüti auch verputzen, Was braucht ihr Feu'r und Licht!»

Von unsrer eignen Scholle, von unserm eignen Herd Will uns der Vogt vertreiben mit seinen fremden Kaiben — Ein Lump, wer sich nicht wehrt.

Ihr Burger in der Runde, nach Buchsi ziehn wir heut! Das gute Recht der Bauern, es wird noch überdauern Die Schelmenherrlichkeit! Im «Bären» waren 850 Sitzplätze hergerichtet worden. Schon um ein Uhr war der Saal besetzt. Trotz Regenwetter hatten sich auf der Strasse noch einige hundert Teilnehmer, darunter die Musikgesellschaft Lotzwil, versammelt. Die Organisatoren beschlossen, den Anlass in die Kirche zu verlegen. Unter den Klängen der Lotzwiler Musik marschierten die 1500 Teilnehmer dorthin. Unter ihnen fielen die Bleienbacher auf, die eine mit Tannzweigen geschmückte Standarte mittrugen. Darauf stand:

Immer besser, Ihr Burgergutsfresser. Halt Gobat!

Gott beschütze das Vaterland Und's Burgergut mit starker Hand, Dass der Armen Zukunftsteil Nicht verschwind im neuen Heil!

Unter der Leitung Dürrenmatts wurde die Tagung mit dem gemeinsamen Gesang «Rufst Du mein Vaterland» eröffnet. Als Sekretär amtete Notar Schmalz, Büren. Burgerschreiber A. von Tavel, Bern, hielt das Hauptreferat. Sein Vortrag wurde von oftmaligem Beifallssturm unterbrochen, besonders wenn er Gobat oder Brunner aufs Korn nahm. Seine Auffassung über die «Lösung der Burgerfrage» erschien als Broschüre (bei B. F. Haller, Bern). Nach Tavel heizten auch Lehrer Schläfli, Lyssach, Fabrikant Elsässer, Kirchberg, und besonders Gemeindepräsident Wälchli, Lotzwil, den Burgern gehörig ein; denn die Burgergemeinde Lotzwil war bevormundet worden, weil sie angeblich noch schnell Raubbau am Walde treibe! Einhellig wurde den Anträgen von Tavels zugestimmt:

- 1. Die Volksversammlung vom 16. Dezember 1883 in Herzogenbuchsee protestiert feierlich gegen die von der Kommission des Verfassungsrates vorgeschlagene Aufhebung der Burgergüter als gegen eine gewalttätige Verletzung des titelfesten, verbrieften Eigentums und unterstützt die von 321 Burgergemeinden eingereichte Vorstellung an den Verfassungsrat sowie die öffentliche Kundgebung der Burgergemeinde Thörigen.
- 2. Die Versammlung verlangt mit aller Entschiedenheit, dass die Burgergemeinden im vollen und unverkümmerten Besitz aller Rechte belassen wer-

den, welche sie seit alter Zeit und neuerlich durch die Ausscheidungsverträge erworben haben

3. Diese Beschlüsse sind der Kommission für sich und zu Handen des Rates durch das Tagesbüro mitzuteilen. (Das Original liegt im Staatsarchiv bei den Eingaben der 321 Burgergemeinden.)

Natürlich bemächtigte sich auch der Fasnachtshumor der «Burgerfrage». Am Hirsmontag 1884 führte die Jungmannschaft von Oberönz nicht wie üblich eine «Hirsmänditanne», sondern eine mächtige Eiche aus dem Burgerwald durch Buchsi und die umliegenden Dörfer. Auf der Eiche wurde, hinter Gittern, ein grimmiger «Burgergutsfresser» mitgeführt. Auf einer Tafel stand zu lesen:

Diese Eiche ruft es laut: Zu dem Burgerwald geschaut! Der Staat braucht nicht zu eilen, Wir können selber teilen!

Ebenfalls im Fasnachtsmonat ging nach dem «Démocrate» das Gerücht um, in *Niederbipp* habe die Aufstellung eines Freiheitsbaumes einige Aufregung verursacht, der Statthalter sei eingeschritten, um Unordnung zu verhüten. Was steckte dahinter? Von ungefähr 50 Burgern wurde auf dem Waldkirchenfeld eine Tanne zu Ehren der Burgerschaft aufgestellt. Die Versammelten belustigten sich mit Gesang. Sprüche, verfasst von Sattler Hügi, wurden auf Tafeln herumgetragen:

Ich stehe hier zum Burgernutzen, Nicht der Regierung zum Verputzen. Ihr Bürger, sollet Euch entschieden fassen Und Eure Burgernutzung nicht teilen lassen!

An dieses Feld, das weite, ha ni scho mengist denkt, Und an die Gräfin einste, die uns es hat geschenkt, (im ganzen 6 Sprüche)

Obgenannter Hügi hielt eine Ansprache: Werte allhier Versammelte! Es ist mir der Auftrag zu Teil geworden, den Dank auszusprechen an alle diejenigen, welche sich hilfreich an der Aufrichtung dieses Baumes beteiligten. Dieser Baum, den wir dort gefällt und hieher gestellt, ermahnt mich, Euch zuzurufen, zu wahren unsere bürgerlichen Rechte, welche uns unsere Väter bis heute erhalten haben und dieselben fernerhin uns und unsern Enkeln und Enkelinnen zu wahren. (Nach BZ)

Diese eigentlich harmlose Kundgebung wurde dem Statthalter gemeldet. Sattler Hügi und Mithafte wurden von ihm sofort nach Wangen zitiert und verhört. Er meldete den Vorfall nach Bern weiter, doch die Regierung trat auf den Rapport nicht ein.

Am 5. Mai 1884 trat der Verfassungsrat zur ersten Lesung zusammen. Im Münster hielt Pfarrer Ammann, Lotzwil, die Eröffnungspredigt. Der Gottesdienst wurde umrahmt von Gesängen der Berner Liedertafel. Die Verhandlungen zeigten sofort, dass weder die Eingaben der 321 Burgergemeinden noch die Volksversammlungen die Mehrheit des Rates zu beeindrucken vermochten. Die einzige wichtige Änderung war, dass der Antrag Brunner über den Antrag Gobat siegte, was bedeutete, dass die Nutzungsberechtigten auf den Aussterbeetat gesetzt werden sollten.

Die Volkspartei und die Burger erleiden eine Schlappe

Auf dem Höhepunkt der Verhandlungen des Rats, d.h. während der zweiten Lesung, waren am 26. Oktober die 26 bernischen Nationalräte neu zu wählen. Die Volkspartei, vereinigt mit den Konservativen, trat unter der Parole «Fort mit den 26 am 26.!» in den Wahlkampf. Ihre Kandidaten im Oberaargau waren E. Müller, Hofwil, Elsässer, Kirchberg, Schär, Inkwil, und U. Dürrenmatt. Die vereinigte Opposition erlitt eine Niederlage. Im Kanton Bern wurden lauter Freisinnige gewählt. Sogar der bisherige hochangesehene konservative Vertreter Otto von Büren, Bern, blieb auf der Strecke. An seine Stelle trat der «Rote Müller», wie ihn Dürrenmatt stets nannte. Der Oberaargau ordnete die Nationalräte Bützberger, Gugelmann (beide Langenthal), Schmid, Burgdorf, und Leuenberger, Bern, ab. Ihre Stimmenzahl betrug 5718 bis 5264; auf Schär entfielen 3128, auf Dürrenmatt nur 2399. Wohl erzielte Dürrenmatt im Zählkreis Buchsi 30 Stimmen mehr als der gegnerische Spitzenkandidat Bützberger, aber z.B. in Ochlenberg nur 12, in Ursenbach nur 14 gegen 60 und 113 Bützbergers. Um die Niederlage vollständig zu machen, unterlag die Volkspartei auch bei den zugleich stattfindenden Ersatzwahlen in den Grossen- und den Verfassungsrat. Mit Gygax, im Löhli, Seeberg, und

Apotheker Kupfer, Buchsi, gewann der Freisinn beide Mandate. Das war eine bittere Pille für die Burgerpartei.

Gestützt auf den Wahlausgang gingen die Verhandlungen im Sinne des Entwurfes rasch von statten. Die Schlussabstimmung erfolgte am 27. November unter Namensaufruf. Sie ergab 96 Ja gegen 63 Nein. Folgende Oberaargauer lehnten den Entwurf ab: Pfarrer Ammann, Lotzwil, Gygax, Bleienbach, Hegi, Roggwil, Jenzer, Thunstetten, Kupfer, Herzogenbuchsee, Dr. Reber, Niederbipp, Schär, Inkwil, und Wälchli, Wäckerschwend.

Es mag auffallen, dass der Vermittler Herzog, trotz Ablehnung aller Minderheitsanträge, dem Entwurf zustimmte. Als Präsident der Siebnerkommission konnte er wohl nicht gut anders. Er war aber überzeugt, dass das Volk den Entwurf ablehnen werde; denn in seinem Bericht z.H. der zweiten Lesung steht in den Vorbemerkungen: «Das bernische Volk hat die Vorschläge sowohl der Minderheit als der Mehrheit ausserordentlich kühl aufgenommen. Weder in der Presse noch in den Volksversammlungen hat sich eine Stimme zu ihren Gunsten erhoben. Man ist zur Annahme berechtigt, dass das bernische Volk sich stillschweigend gegen die Vorschläge ausgesprochen hat, und dass es sie, sollte der Rat sie in zweiter Beratung genehmigen, in der Referendumsabstimmung verwerfen dürfte.»⁴⁵

Vor der Volksabstimmung

Zwei Tage nach der Schlussabstimmung stand in der BZ:

Burgerchilbi (6 Strophen)

Gyger, spielet uf e Tanz, näht der Burgerhopser füre! Chömit Chläis und Benz und Hans, zeiget ne der Weg dodüre! Spielet uf u chnütschet brav, abe mit em Paragraph!

Jä, dä Chnebel spielt ech uf, Brunnerli, du wirst's no ghööre! Müller, Gobat, zellet druf, dä wird Euch das Züg no cheere. Chneble us em Burgerwald heize guet u hei no Gwalt.

Heideldi und hopsassa, ds Burgervolch isch geng no luschtig! Mit de frönde Schminggle da, mit der Communiste-Ruschtig, Wenn si öppe z'uverschant, fahre mir de unerchannt! Die Volksabstimmung wurde auf den 1. März 1885 angesetzt. Nochmals strömten die Burger zu Volkstagungen zusammen. Aber auch die Verfassungsfreunde blieben nicht müssig. So sprachen in der Heiliggeist Kirche in Bern vor 2000 Teilnehmern die Herren Dr. Marti, Präsident des Verfassungsrates, die Fürsprecher Brunner und Müller und Dr. Schärer. Unter Seminarlehrer Hans Klee sangen Vereine patriotische Lieder. Im Oberaargau kam es bald zum ersten «Burgerhopser», und zwar in Grasswil. Dorthin luden die Anhänger des Entwurfes zu einer Volksversammlung ein, an der Rudolf Brunner sprechen sollte. Sofort erliess Dürrenmatt in der BZ ein Grossaufgebot an die Burger. Auf der Titelseite prangte der «Seeberg-Spruch», dessen letzte Strophe lautet:

Ein Tannzweig aus dem Burgerwald Sei unser Freiheit grünes Zeichen; Zum Zuge schart sich Jung und Alt, Ein Volksgericht soll Dich erreichen, Ein Donnerwort, wie sich's gebührt Dem Führer, der das Volk verführt.

BZ 24. 1. 85

Und die «festen Mannen» marschierten in Kolonnen bis zu 200 Burgern von Lotzwil, Langenthal, Niederbipp, Wangen, Buchsi, Bleienbach, Thörigen usw. Richtung Grasswil. Die 800 bis 1000 «Chrisästler» fanden natürlich die Schulstube schon besetzt. Dürrenmatt verlangte eine Versammlung im Freien, die aber abgelehnt wurde. Endlich einigte man sich auf eine «Fensterrede» Brunners. Dieser begann seine Ansprache mit den letzten drei Zeilen obigen Verses und fragte: Wo ist dieses Volksgericht? Dieses Donnerwort möchte ich hören! Sprecht Euch aus, ich will keine Schützenfestrede halten, sondern auf Fragen Auskunft geben. Hier fiel ihm Andreas Spahr, Buchsi, ins Wort und begründete unter lautem Beifall die Beschwerden der armen Burger, denen man ihr Weniges wegnehmen wolle. Darauf ergriff Dürrenmatt das Wort und rechtfertigte, in längerer, aber wenig stichhaltiger Rede, den Vorwurf der Volksverführung und verlas eine Resolution, deren Schluss lautet: «Wir verwerfen den vorliegenden Verfassungsentwurf. Den Urhebern des geplanten Burgergüter-Raubes sprechen wir unsere Entrüstung und Verachtung aus!»

Jetzt konnte Brunner das «Donnerwort» hören! Als es ruhiger geworden war, versuchte Brunner zum Wort zu kommen. Seine Rede wurde aber immer

häufiger durch Zwischenruse unterbrochen, und als er auf die Burgerfrage eintrat, wurde er niedergeschrieen, so dass er auf das Wort verzichtete. Jetzt wollte Dürrenmatt aus dem gleichen Fenster zur Menge sprechen, doch wurde ihm der Zutritt durch fünf oder sechs Polizisten verwehrt. Burger wollten sich den Zugang mit Gewalt erzwingen. Nur den eindringlichen Abmahnungen Dürrenmatts gelang es, den Volkshausen von Gewalttätigkeiten zurückzuhalten. Er beschwerte sich, dass in der freien Schweiz die Rede- und Versammlungsfreiheit durch Polizeigewalt unterdrückt werde. Nachdem noch Müller-Landsmann, Lotzwil, und Schär, Inkwil, kurz zur Menge gesprochen hatten, verzogen sich die «Chrisästler» langsam. In der nächsten Nummer der BZ triumphierte Dürrenmatt:

Abgetrumpft und abgeblitzt,
Von der Polizei beschützt!
Uniformen ganze Fuder,
Also zogen sie zum Luder, (Wirtschaft in Grasswil)
Wo das Comite ihn tröstet,
Den die Hitze bald geröstet.
«Lasst das Männer»,
Sprach der Brenner,
«Weil die ganze Schlacht verloren,
Sind wir gleich wie er blamoren.»

Nach BZ

Über diese «Burgerchilbi» berichtete die Presse ausgiebig. Eine Thunerzeitung nannte das Auftreten der Burger eine Provokation, die «die Herausgeforderten mit Würde und Takt beantwortet haben». Das Recht der freien Rede sei schändlich mit Füssen getreten worden. Andere Blätter meldeten, viele hätten ihre Begeisterung dadurch auf den richtigen Grad gesteigert, dass sie sich aus der mitgebrachten Flasche mit «Güx» gestärkt, um dann mit neuer Kraft wieder mitzuschreien. Ein Blatt schrieb kurzerhand von 1000 Schnapsern. Gegen diese «Verbrüelung» in der ganzen Schweiz setzte sich Dürrenmatt vehement zur Wehr, und so nebenbei fiel er auch über den Roten Müller und dessen Familie her. Dass einzelne Teilnehmer mit der «Wäntele» Zwiesprache gehalten, fand er möglich: «Gesetzt sogar, es hätte einer, der drei bis vier Stunden zu Fuss gewanderten armen Burger ein Gläschen Brönz zu sich genommen, so hätte dieser arme Kerli wahrscheinlich immer noch mehr Anspruch auf unsere Achtung, als jener hergelaufene Schwabens …, der hier gross

tut und unser Land verlästert ...» (Anspielung auf Buchdrucker Ritzert in Buchsi)⁴⁶ Nach BZ

Unter dem Titel «Noch grässlicher als in Grasswil» schildert die BZ den Verlauf der Volksversammlung in Bützberg vom 1. Februar 1885, zu der die Volkspartei eingeladen hatte. Über 1200 Teilnehmer stark «flutete der Menschenstrom im Regenstrom» im und vor dem «Kreuz» zusammen, darunter die taktfeste Musik aus Bannwil. Zu einem Fenster hinaus eröffnete der Tagespräsident, Schuhmacher Oppliger, die Versammlung mit einer hinreissenden Rede. In schlagender Weise wies er auf den Zusammenhang zwischen dem radikalen Sieg bei den Nationalratswahlen und dem verhängnisvollen Ausgang der Verfassungsberatung hin.

Dürrenmatt, als Hauptredner, zerzauste den Entwurf und forderte alle Burger und Berner, in deren Adern noch ein Tropfen Alt-Bernerblut pulsiere, auf, die Vorlage zu verwerfen. Lang anhaltender Beifall folgte seinen Worten. Als zweiter Redner sprach Oberst Flückiger, Aarwangen. Seine fundierte Ansprache schloss er mit den Worten: «Wer gerne vermehrte Staatsausgaben zahlt, wer titelfestes Eigentum nicht mehr respektieren und die Verarmung grosser Volkskreise befördern will, der wird am 1. März Ja schreiben. Wer aber einen geordneten, sparsamen Staatshaushalt verlangt und wohlerworbene Rechte erhalten will, der sage Nein!» Und Nein! hallte es donnernd durch die Strasse und den Saal. Nach einem packenden Schlusswort des Gemeindepräsidenten Wälchli, Lotzwil, wurde die Versammlung geschlossen.

Die nächste «Burgerchilbi» fand am 8. Februar auf der Oschwand statt. Die Berggesellschaft hatte zu einem Vortrag von Nationalrat Müller, Bern, eingeladen. Wieder wurden die Burger mobilisiert. In Buchsi fand die Besammlung der Teilnehmer um 11 Uhr vor der «Brauerei» statt. Abzeichen: Ein Tannreis auf dem Hute. Gesang unterwegs: Marschlied der Burger von Thörigen, nach der Melodie «Ich hatt' einen Kameraden». Ungefähr 70 Mann setzten sich über Bettenhausen nach Thörigen in Bewegung. Unterwegs schlossen sich Teilnehmer aus Bettenhausen und Bollodingen an. In Thörigen warteten bereits Lotzwiler, Langenthaler und Bleienbacher auf die Buchser, so dass sich 500—600 Mann der Oschwand zu bewegten. Im Stauffenbach befahl Dürrenmatt Halt, besammelte den Harst, um seinen Mannen, gewitzigt durch die Vorfälle in Grasswil, eine «Anstandslektion» zu erteilen. Er rief zur Selbstbeherrschung und Meisterung des Zornes auf und warnte eindringlich vor Tätlichkeiten. Als seine Schar beim Schulhaus Oschwand eintraf, war der Platz schon besetzt.

Aus einem offenen Fenster eröffnete Grossrat Gygax, Oschwand, die Versammlung. Seine Begrüssung hinterliess laut BZ durch ihren Schwung und ihren versöhnlichen Ton einen ganz vorteilhaften Eindruck. Mit grosser Spannung erwarteten die Burger den vielgeschmähten Roten Müller. Als er ans Fenster trat, wurde er mit abschätzigen Zurufen begrüsst, doch seine ausgezeichnete Rede liess bald alle Zwischenrufe verstummen. Dürrenmatt gesteht, «dass seine Persönlichkeit auch bei den Gegnern Sympathie erweckte». Müllers Rede war klar und bündig und befasste sich hauptsächlich mit den vier Abschnitten Schulwesen, Rechtspflege, Armen- und Gemeindewesen. Bis hieher hatte jedermann ruhig zugehört. Als er aber von der «Einheitsgemeinde» zu reden anfing, «erhob sich einiger Tumult», was Dürrenmatt zum Einschreiten zwang. Es gelang ihm vorerst auch, die Ruhe herzustellen.

Nach Müller erhielt Schär, Inkwil, das Wort. Ein tausendstimmiges Bravo begrüsste ihn am Fenster. Schär brachte die Argumente der Gegner vor. Er kritisierte am Entwurf, dass die Geltstager das Stimmrecht erhalten sollen, dass das Volk wohl gut zum Steuern zahlen, aber nichts zu befehlen habe, nicht einmal die Bezirksbeamten wählen dürfe, dass die Verfassung eine unabsehbare Zahl neuer Beamter bringen werde, dass die Verstaatlichung des Armenwesens die christliche Wohltätigkeit zerstören und dem Volk unerschwingliche Armensteuern aufhalsen werde, und dass der schmähliche Burgergüter Raub gegen das achte und zehnte Gebot Gottes Verstösse. «Die schlichten und überzeugungsvollen Worte Schärs machten auf das Volk einen tiefen Eindruck, der sich in begeisterten Beifallsrufen kund gab.»

Hierauf stellte Dürrenmatt den Antrag, «jener Schandpresse, welche die oberaargauischen Burger als verkommenes Schnapservolk verleumde, die Entrüstung und Verachtung der Versammlung auszusprechen». Dem Antrag wurde mit lautem Jubel zugestimmt.

Jetzt erhielt Nationalrat Müller das Schlusswort. Da ging es, trotz Anstandslektion, los: «Wir haben genug! Wir wollen Dich nicht zweimal hören! Komm heraus, Du! Willst Du schweigen, sonst ...!» Müller wurde einfach niedergeschrieen. Er trat vom Fenster zurück und Grossrat Gygax erklärte Schluss der Versammlung. Damit war aber Dürrenmatt nicht einverstanden. Er liess Grossrat Schär zum neuen Tagespräsidenten wählen, damit über seinen «Verachtungsantrag» abgestimmt werden könne, was sogleich mit Beifallsgeschrei geschah. «Mit diesem Denkzeddel einer ihm von 1000 Oberaargauern ausgesprochenen Verachtung wurde der Rote Müller entlassen.» In der nächsten Nummer der BZ frohlockte Dürrenmatt:



Zeichnung Carl Rechsteiner

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 12 (1969)

Müller, blyb in Diner Hüli, Mir wei nüt vo Dynem z'Müli! D'Kerne weit dr selber fresse, Und mir solle d'Spreuer esse.

Ab de Latte, ab de Matte Mit de Lugi-Advokate! Abe Büssi, abe Maudi, Wenn nid use geist, so hau di.

Uf der Oschwand gäll am Sunde Hest Dy Meister einist gfunde, Jä, was laufist us Dir Hüli, Müller, blyb in Dyner Müli! (8 Strophen)

In der radikalen Presse konnte man über die Versammlung auf Oschwand lesen, von vielen «Chrisästlern» sei es zweifelhaft geblieben, ob sie betrunken oder verrückt seien, ihr heiseres Gebrüll habe ein Bild politischer Verkommenheit gegeben. Müller habe sich nicht auf einen Wettbrüllet einlassen wollen und sich mit Verachtung von den Krakeelern abgewandt. Dürrenmatt antwortete darauf, es sei Müller so ergangen, wie es ihm ergehen würde, wenn er vor Radikalen in Bern einen Vortrag halten wollte. Zudem gebe es nicht nur eine Rede-, sondern auch eine Hörerfreiheit, die ebenfalls zu respektieren sei! Davon hätte man auf Oschwand Gebrauch gemacht.

Nach diesen Volkstagungen stellte die BZ fest: «In drei gigantischen Stössen hat das Volk des untern Oberaargaus die Angriffe auf den bestehenden Rechtsstaat und auf die Existenz der Burgergemeinden zurückgewiesen: In Grasswil der Vorstoss, in Bützberg der Hauptstoss, auf der Oschwand der Gnadenstoss in die Kommunardenseele des Führers der sogenannten Jungdemokraten und Präsidenten des Volksvereins!» Die konservative Demokratie habe über die Sozialdemokratie gesiegt.

Der Ausgang

Das Abstimmungsergebnis fiel eindeutig aus, wie Schär, Inkwil, und Herzog, Langenthal, vorausgesagt: Mit 31 460 Ja gegen 56 443 Nein wurde die Verfassung verworfen. Unter dem Titel «Das Volk hat gerichtet» feierte Dür-

renmatt den Sieg. In der gleichen Nummer der BZ dankte er den Aarwangern für die erhaltenen prachtvollen Burgerspälten! Das Amt Wangen verwarf mit 526 Ja zu 2519 Nein, Aarwangen mit 658 Ja zu 4192 Nein. Nur die Amtsbezirke Bern, Biel, Laupen, Obersimmental und Saanen wiesen annehmende Mehrheiten auf. Unter den zustimmenden Gemeinden finden wir Seeberg (181 Ja, 130 Nein), Wahlen, Biglen, Signau (362 Ja, 112 Nein), in Eggiwil 350 Ja gegen nur 85 Nein.

Unbestrittener Sieger im Oberaargau war Bleienbach mit 0 Ja gegen 190 Nein. In Bannwil und Wynau gab es 3 Ja, in Roggwil 8, in Niederbipp 15, in Lotzwil 23, im Zählkreis Rohrbach gar 121 Ja. Leimiswil verwarf nur knapp mit 44 zu 46 Stimmen.

Es wäre eine Täuschung, zu erwarten, dass sich das politische Klima im Oberaargau bald wieder beruhigt hätte. Es führt eine gerade Linie vom «Burgerlärm» zum Überfall der Langenthaler auf Dürrenmatt. Zum Schluss sei festgestellt, dass vorstehende Berichte, die zum grössten Teil auf Texten der BZ beruhen, ein ganz falsches Bild von Dürrenmatts Lieblingsgegnern geben. Der oft verspottete Dr. iur. et phil. Albert Gobat, Regierungsrat, genoss internationales Ansehen. Im Jahre 1902 wurden er und E. Ducommun mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet. Gobat wurde später Präsident des internationalen Friedensbüros. Er erlag 1914 einem Schlaganfall, als er gerade eine Sitzung leitete.

Fürsprecher Eduard Müller, Bern, begann seine Laufbahn als Gerichtspräsident. In dieser Eigenschaft hatte er 1876 zwei Angeklagte mit einer Geldstrafe gebüsst. Diese hatten anlässlich der von Arbeitern durchgeführten Märzfeier den Fähnrich in den Stadtbach geworfen und die Fahne zerfetzt. Seine konservativen Gegner titulierten ihn fortan als Roten Müller. Er wurde später Nationalrat, Stadtpräsident, Kommandant einer Division und war von 1895 bis 1919 Bundesrat.

Fürsprecher Rudolf Brunner trat 1866 in die Politik ein. Er vertrat einen sozial gefärbten Liberalismus. Im Nationalrat, den er 1871/72 präsidierte, zählte man ihn zu den Grütlianern. Er erwarb sich auf kantonalem und eidgenössischem Boden den Ruf eines dem sozialen Fortschritt dienenden Politikers. Seinen Bemühungen verdankte das Bernervolk 1869 die Einführung des Referendums. Brunner präsidierte dreimal den Grossen Rat, letztmals 1890/91. Er starb 1894. Brunner und Müller waren Anhänger der reinen Volksherrschaft und traten, wie die Volkspartei, für die Volkswahl der Regierung und der Bezirksbeamten ein.

Quellen und Literatur

Berner Volkszeitung. Herzogenbuchsee (einschlägige Jahrgänge).

Blösch Eduard: Eduard Blösch und dreissig Jahre bernische Geschichte. Bern 1872.

Burgergemeinde Bern an die Direktion des Innern. Bern 1864 (Stadtbibliothek Bern)

Geiser Karl: Geschichte des Armenwesens im Kanton Bern. 1894.

- Entwicklung und Neugestaltung des Gemeindewesens im Kanton Bern. 1903.
- Langenthal unter der Twingherrschaft des Klosters St. Urban. Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, 25, 1920.

Glur Johann: Roggwiler Chronik 1835.

Gruner Erich: Edmund von Steiger — 30 Jahre neuere bernische und schweizerische Geschichte. Bern 1949.

Hartmann J. J.: Die Nutzungs-Korporation des Kantons Bern. 1868. (Stadtbibliothek Bern)

König K. G.: Reorganisation der Burgergemeinden und Teilung der Nutzungsgüter. 1863. (Stadtbibliothek Bern)

Kurz Ludwig: Betr. die Frage der Revision der Burgernutzungsreglemente. Vortrag an den Regierungsrat. 1863. (Stadtbibliothek Bern)

Protokolle des Verfassungsrates und der vorberatenden Kommission. StA Bern.

Stettler Friedrich: Versuch einer urkundlichen, geschichtlichen Entwicklung der Gemeinde- und Burgerrechtsverhältnisse im Kanton Bern. 1840.

Tagblatt des Grossen Rates des Kantons Bern.

Tavel Alexander von: Die Lösung der Burgergutsfrage. 1884. (Stadtbibliothek Bern)

Wattenwyl Eduard von: Von der Reform der Burgergemeinde ohne Teilung der Nutzungsgüter. 1863. (Stadtbibliothek Bern)

Wildbolz-Stengel: Zur Reorganisation der Burgergemeinde. 1886. (Stadtbibliothek Bern)

Zeerleder Albert: Zur Reorganisation der Burgergemeinde der Stadt Bern. 1886. (Stadtbibliothek Bern)

Anmerkungen

- ¹ Geiser, Armenwesen, S. 67—71, 242.
- ² Geiser, Armenwesen, S. 90 f.
- ³ Geiser, Armenwesen, S. 61—67.
- ⁴ Weilenmann Heinz, Der Oberaargau im Jahre 1764. Jahrbuch des Oberaargaus 4, 1961, S. 103.
- ⁵ Glur, Roggwiler Chronik, 1835, S. 245. Jahrbuch des Oberaargaus 10, 1967, S.122.
- ⁶ Geiser, Armenwesen, S. 156 f.
- ⁷ Glur, Roggwiler Chronik, S. 237.
- ⁸ Geiser, Langenthal, S. 46 f.
- ⁹ Geiser, Gemeindewesen, S. 47 ff. Geiser, Armenwesen, S. 145.
- ¹⁰ Geiser, Langenthal, S. 93.
- ¹¹ Geiser, Langenthal, S. 49. Glur, Roggwiler Chronik, S. 210.

- ¹² Geiser, Langenthal, S. 36, 91 f. Glur, Roggwiler Chronik, S. 196.
- ¹³ Glur, Roggwiler Chronik, S. 2X8.
- ¹⁴ Geiser, Armenwesen, S. 140.
- 15 Geiser, Langenthal, S. 36, 39.
- ¹⁶ Stettler, Gemeindeverhältnisse, S. 51.
- ¹⁷ Glur, Roggwiler Chronik, S. 243.
- ¹⁸ Glur, Roggwiler Chronik, S. 207, 209.
- 19 Geiser, Langenthal, S. 91.
- ²⁰ Geiser, Langenthal, S. 92. Glur, Roggwiler Chronik, S. 196.
- ²¹ Geiser, Armenwesen, S. 157—165.
- ²² Geiser, Gemeindewesen, S. 21. Glur, Roggwiler Chronik, S. 241.
- ²³ Glur, Roggwiler Chronik, S. 163.
- ²⁴ Stettler, Gemeindeverhältnisse, S. 53 ff. Geiser, Armenwesen, S. 171—173.
- ²⁵ Geiser, Langenthal, S. 48.
- ²⁶ Geiser, Armenwesen, S. 284, 286, 288.
- ²⁷ Geiser, Gemeindewesen, S. 54 ff.
- ²⁸ Geiser, Armenwesen, S. 287.
- ²⁹ Stettler, Gemeindeverhältnisse, S. 52 f.
- ³⁰ Glur, Roggwiler Chronik, S. 219.
- ³¹ Geiser, Armenwesen, S. 496. Stettler, Gemeindeverhältnisse, S. 52.
- ³² Geiser, Armenwesen, S. 499 ff. Geiser, Gemeindewesen, S. 16 ff.
- 33 Tagblatt des Grossen Rates, 1866.
- ³⁴ Geiser, Gemeindewesen, S. 19 f.
- 35 Geiser, Gemeindewesen, S. 21, 34.
- ³⁶ Geiser, Armenwesen, S. 501—505.
- ³⁷ Tagblatt des Grossen Rates, gekürzt.
- 38 Tagblatt des Grossen Rates, 1866, S. 435 ff.
- ³⁹ Kurz, Revision der Burgernutzungsreglemente, 1863.
- ⁴⁰ Tagblatt des Grossen Rates, 1866.
- ⁴¹ Tagblatt des Grossen Rates, 1868.
- ⁴² Geiser, Armenwesen, S. 24 ff.
- 43 «Oberaargauer», 1878, Nr. 2.
- ⁴⁴ Tagblatt des Grossen Rates, 1881—1883.
- ⁴⁵ Protokolle des Verfassungsrates und der vorberatenden Kommission, StA Bern.
- ⁴⁶ Ritzert war gebürtiger Deutscher. Vgl. Jahrbuch des Oberaargaus 8, 1965, S. 185.

Biographische Notizen

RR = Regierungsrat VR = Verfassungsrat 1883/84

GR = Grossrat StR = Ständerat

NR = Nationalrat

Affolter J. A., Thörigen, 1883 Sekretär des Oekonomisch-Gemeinnützigen Vereins Oberaargau.

Ammann Johann (1828—1904). Pfarrer in Lotzwil, 1903 Ehrendoktor der Theologie, VR. Näheres über diesen beliebten volkstümlichen Mann und dessen Wirken auch ausserhalb der Kirche in Friedlis Band «Aarwangen» und in Meyers «100 Jahre Oekonomisch-Gemeinnütziger Verein Oberaargau». An der Feier zum 100. Geburtstage Gotthelfs in Lützelflüh hielt Pfarrer Ammann die Festrede. Er hatte als Gymnasiast in Burgdorf Gotthelfs Sohn und Gotthelf kennengelernt. Während seines Vikariats in Hasli bei Burgdorf, ab 1853, besuchte Gotthelf, als Dekan, seine Predigten und die Fama erzählt, der einzige Anwesende, der jeweils geschlafen habe, sei Gotthelf gewesen (der damals ein alter kranker Mann war). Über den Studenten und Freund Ammann erzählt der berühmte Dr. med. Ed. Bähler (1832—1910) in seinen Lebenserinnerungen.

Brand Johann, Sager, Ursenbach. GR 1866—1880, VR bis zum Anschluss der Gemeinde Ursenbach an das Amt Aarwangen am 1. Juli 1884. Aus der gleichen Familie stammt der spätere Arzt Hermann Brand, Melchnau, Nationalrat 1917—1919.

Brunner Rudolf (1827—1894). Fürsprecher in Bern; GR und NR 1866—1894. Präsident der Kommission des VR. Einflussreicher, fortschrittlicher bernischer und eidgenössischer Politiker.

Von Büren Otto R (1822—1888). Gutsbesitzer, Oberstbrigadier in Bern. GR 1850 bis 1888, NR 1864—1884, Stadtpräsident von Bern 1864—1887. Führer der konservativen Opposition.

Bützberger Johann (1820—1886). Fürsprecher, Langenthal. GR 1846—1866, NR 1849—1886. Oberauditor der Armee 1873. Gemässigt radikaler Führer. Präsident der Sekundarschulkommission Langenthal.

Egger Hektor, Architekt und Baumeister, Aarwangen. GR 1846—1850 und 1860 bis 1873.

Elsässer Emil (1846—1924). Fabrikant, Kirchberg. VR, GR 1886—1889, NR 1887 bis 1890 als Vertreter der Volkspartei. Gemeindepräsident.

Flückiger Daniel (1820—1893), Aarwangen. Notar und Landwirt. Oberstbrigadier, GR 1878—1893, NR 1869—1872, 1873—1875. (Siehe Jahrbuch 1968, Seite 29.)

Flückiger Ulrich (1832—1911), Lehrer, Oschwand. Als Bauernsohn im Rohrbachgraben aufgewachsen. Er stand 57 Jahre im Schuldienst: in Brandösch, dann in Thunstetten und Wiedlisbach und ab 1864 auf der Oschwand. Jahrelang die Seele der Berggesellschaft Wäckerschwend. Neben Pfarrer Ammann und U. Dürrenmatt galt er als der volkstümlichste und witzigste Redner im Oberaargau (Landbote).

Geiser Johann, Blattmacher, Langenthal. Burgerpräsident, GR 1866—1870.

Greub Felix, Lehrer, Lotzwil. GR 1866, ab 10. Januar 1867 Verwalter in Thorberg.

Gobat Karl Albert (1843—1914). Fürsprecher in Delsberg. RR 1882—1912, Ständerat 1884—1890, VR. Friedensnobelpreisträger. Radikal. Bekannt und gefürchtet als Erziehungsdirektor.

Gugelmann Johann Friedrich (1829—1898). Fabrikant, Langenthal. Gründer der Textilwerke Gugelmann in Brunnmatt und Langenthal, NR 1879—1890. Behauptet 1887 als einziger freisinniger Oberaargauer seinen Sitz. Näheres in Friedlis Band «Aarwangen» und Walter Wegmüller «Die industrielle Entwicklung Langenthals», 1938.

Gygax Hans, Wirt im Löhli, Seeberg. GR 1884–1886 (Rücktritt). Er wurde an Stelle von Niklaus Morgenthaler, Ursenbach, gewählt, weil diese Gemeinde auf den 1. Juli 1884 aus dem Wahlkreis Buchsi ausschied.

Gygax Jakob, Handelsmann und Fabrikant, Bleienbach. GR von 1846 bis zu seinem Tode 1891, VR.

Gygax Ferdinand, Landwirt und Gemeindepräsident, Oberhof, Oschwand. GR 1879 bis 1886 (Rücktritt). Starb im März 1889 anlässlich eines Besuches in Grandson. Sein Amtsvorgänger: Matthias Röthlisberger in Herzogenbuchsee.

Hegi Jakob, Fabrikant, Roggwil. GR 1882—1900. VR. Hegi verunglückte mit dem Pferdefuhrwerk am Tafeleistutz tödlich.

Herzog Hans, Tierarzt und Gemeindepräsident in Langenthal, VR, GR 1871—1886.

Hartmann Johann Jakob, gew. Freischärler. Seit 1858 Statthalter in Erlach, 1866 bis 1878 RR. Gesamtdemission der Regierung wegen der Vorschussmillion. Ab 1878 Amtsschreiber in Biel. (Siehe Jahrbuch 1965, Seiten 166 ff.)

Hofer Johann Friedrich (1832—1894). Fürsprecher, Oberst, zuerst in Thun (Stadt-präsident), 1872 in Bern. GR 1866—1878, 1870/71 Ratspräsident, 1876/77 Ständerat. Als Kommissionspräsident beantragte er 1867, auf das neue Gesetz über den Burgernutzen nicht einzutreten, und der GR entschied in diesem Sinne.

Hofer Johann, Gutsbesitzer, Matte, Bettenhausen. GR 1869—1877 (Rücktritt); VR, gewählt auf der Liste der Volkspartei. An einer öffentlichen Versammlung trat er zwar für die Erhaltung der Burgergemeinden ein, forderte aber, im Gegensatz zum Votum Dürrenmatts, diese sollten die Einwohnergemeinden vermehrt finanziell unterstützen.

Jenzer Johann Friedrich, Landwirt, Ried/Thunstetten. VR, GR 1886—1892.

Jost Gottlieb (1835—1912), Wangen. Notar und Vorsteher des Betreibungs- und Konkursamtes, VR.

Kurz Ludwig, Bern. Zuerst Ratsschreiber, dann RR von 1858—1878 (Gesamtdemission der Regierung).

Kupfer Rudolf Ferdinand, Apotheker, Herzogenbuchsee. VR an Stelle von Brand Johann, Ursenbach; GR 1886—1890. 1887 freisinniger Nationalratskandidat, doch siegte der Volksparteiler Schär, Inkwil.

Lanz Jakob (1828—1898), Müller, Wiedlisbach. GR 1878—1882 (Rücktritt). Präsident von Einwohner- und Burgergemeinde, verdient um Sekundarschule und Sparkasse Bipperamt.

Lanz Johann, Amtsrichter, Wiedlisbach, VR.

Lehmann Friedrich, Handelsmann, Lotzwil, GR 1876—1882, 1883 gestorben. Er hatte den 1876 verstorbenen Lehmann Johann Ulrich, gew. Ständerat, ersetzt.

Leuenberger Rudolf (1830—1908), Dr. iur., Fürsprecher in Burgdorf. 1866 Oberrichter, ab 1875 Präsident des Obergerichts; GR 1874/75, NR 1875—1887.

Mägli Johann Ulrich (1838—1893), Wiedlisbach. Gemeindepräsident 1870—1892, Oberstleutnant der Artillerie. GR 1870—1893. (Siehe Jahrbuch 1965, Seiten 173 ff.)

Marti Eduard (1829—1896), Fürsprecher Biel/Bern. GR 1866—1878, 1882—1892. Präsident des Verfassungsrates 1883/84. Jurabahndirektor 1871—1892, dann Regierungsrat; NR 1866—1878 und 1884—1896, Präsident des NR 1877/78.

Morgenthaler Niklaus (1853—1928), Ingenieur, Ursenbach. Zur Zeit seiner Wahl in den Grossen Rat (1880) Geometer in Burgdorf. Sein Gegenkandidat war Fritz Künsch, Landwirt, Grasswil, genannt Ländti-Fritz, über den die Buchsizytig schrieb:

Mein hochgeehrter Souverän,
Der Du willst zur Urne gehn,
Ihr Männer von Buchsi, Seeberg und Thörigen,
Meine Ansicht möchtet Ihr hörigen,
Ob Ihr als patriotische Wähler
Dem Künsch sollt stimmen oder Morgenthaler,
Ob ein Landmann oder Geometer
Dem Ländchen bringe besseres Wetter,
Ob Seeberg oder ob Ursenbach
Beim Wählen habe gerechtere Sach,
So höret denn und wählet danach:
Was braucht Ihr denn nach Burdlef zu reisen
Um Euch politisch zu unterweisen?
Der Ländti-Fritz kennet des Volkes Wünsch,
nimm Deinen Bleistift und schreibe Fritz Künsch.

GR 1880—1884. RR 1896—1905. StR 1903—1908. Direktor verschiedener Bahnen. Vater von Kunstmaler Ernst und Prof. Otto Morgenthaler.

Müller Eduard (1848—1919). Fürsprecher, Bern. Wurde schon in jungen Jahren Gerichtspräsident, später Stadtpräsident, 1884 NR, GR 1882—1895, VR, Bundesrat 1895—1919 (Roter Müller).

Dr. Müller, Hofwil, half 1882 in Oberburg die Volkspartei gründen und gehörte dem leitenden Ausschusse an. Er war 1884 Nationalratskandidat der Volkspartei.

Müller-Landsmann J. R. (1852—1905), Lotzwil, später Zürich. In seiner Lotzwiler Zeit war er ein eifriger «Dürrenmätteler». 1882 richtete er eine Petition an die nationalrätliche Kommission für die Revision des Zolltarifes über «Die Kaffeesurrogat-Industrie und ihre Lage in der Schweiz». 1887 gab er im Eigenverlag eine Broschüre über das gleiche Thema heraus. In Zürich publizierte er eine Arbeit über «Das Eisenbergwerk im Oberhasli». Im Nachruf der Buchsizytig stand u.a.: Ein Leben voll rastloser, unermüdlicher Arbeit ist damit abgeschlossen. In ihm waren himmelhoher Idealismus und praktisches Können vereinigt. In der Geschichte der elektrischen Industrie insbesondere wird die Nachwelt Müllers Verdienste einst vollauf würdigen, nachdem Neid und kleinliche Missgunst seiner Gegner zu seinen Lebzeiten sie oft verkleinert haben.

Nyffeler, Lehrer, Gondiswil, VR.

Ochsenbein Ulrich (1811/—1890), aufgewachsen im alten Bären auf der Schwarzenegg bei Thun, dann Fürsprecher in Nidau. Er organisierte und führte den zweiten Freischarenzug an. GR 1845—1846, RR 1846—1848, Tagsatzungspräsident in Bern, wurde erster bernischer Bundesrat, aber 1854 nicht wiedergewählt, sondern durch den radikaleren J. Stämpfli ersetzt. 1855/56 und 1870/71 diente er als General in der französischen Armee.

Reber Jakob (1831—1908). Dr. med., Arzt in Niederbipp. GR 1866—1902, VR. Gründer des Bezirksspitals.

Schaad Johann Rudolf, Landwirt, Schwarzhäusern, GR 1877—1885, VR.

Schär Johann (1824—1906). Landwirt und Gemeindepräsident, Inkwil. Nahm als junger Leutnant am Sonderbundskrieg teil. GR 1885—1886, dann RR von 1886—1890 (Nichtwiederwahl); NR 1886—1890 als Vertreter der Volkspartei. Kirchgemeindepräsident Herzogenbuchsee.

Schärer Rudolf (1824—1890). Dr. med., Arzt, Direktor der Waldau. Soll als Student GR gewesen sein.

Schmalz Gottfried, Notar, Büren a. d. A. GR von 1886—1894.

Schmid Andreas (1824—1901). Leinwandfabrikant, Burgdorf. GR 1856—1866, 1870—1902. NR 1869—1872, 1881—1887. Grimmiger Gegner der Volkspartei.

Von Steiger Edmund (1836—1908). Geboren in Riggisberg. Pfarrer in Saanen, später in Gsteig bei Interlaken. 1878—1908 konservativer Regierungsrat, aber Ulrich Dürrenmatt viel zu fortschrittlich, weshalb sie sich zerwarfen. VR, NR 1880—1890, 1891 bis 1908.

Wälchli Johann (1846—1906). Landwirt in Wäckerschwend, GR 1886—1906, VR.

Wälchli, Lotzwil, Gemeindepräsident.

Zingg Friedrich, Busswil, Gemeindeschreiber, VR, GR 1886—1894.

Zürcher Christian, auf dem Richisberg, Oeschenbach, VR, GR 1886—1894.

Unterlagen: Verzeichnis der Grossräte seit 1831. Bernischer Staatskalender. Berner Taschenbuch. Berner Volkszeitung und Berner Landbote.

WISSENSWERTES ÜBER GONDISWIL

JAKOB AUBERT

Gondiswil bildet die Nordostecke des Kantons Bern und des Amtes Aarwangen. Es grenzt an die Luzerner Gemeinden Grossdietwil, Fischbach, Zell und Ufhusen und im Westen an die Berner Ortschaften Huttwil, Auswil, Madiswil, Reisiswil und Melchnau. Im Nordosten bildet das Rotbächlein die Kantonsgrenze. Dass sich hier die Leute nicht nur in der Konfession, sondern auch in der Umgangssprache unterscheiden, sei durch folgende Unterhaltung dokumentiert: Als ich hier noch ein Neuling war, fragte mich ein Einheimischer in einem Gespräch unvermutet: «Wi wyt geit dr Luft?» Er gab gleich darauf die Antwort selber: «Bis a d'Luzärner-Gränze; vo det a goot de dr Wind.»

Das Dorf Gondiswil liegt ca. 650 m über Meer. Der Boden des Reservoirs weist eine Höhe von 702 m auf. Das Klima ist hier etwas rauher und die Vegetation 1 bis 2 Wochen später als in Gegenden näher bei der Aare. Dafür ist uns mancher Sonnentag beschieden, wenn in der Tiefe dichter Nebel lagert. Unser Gemeindegebiet umfasst ca. 14 km². Die jährliche Niederschlagsmenge beträgt durchschnittlich 140 cm. Der Boden weist über schwerem Lehm eine gute Humusschicht auf.

Gondiswil war, wie der Chronist berichtet, bis Mitte des 19. Jahrhunderts in einer sehr isolierten Lage, weil keine ordentlichen Strassen es mit den übrigen Nachbargemeinden verbanden. Der damals wenig fruchtbare Lehmboden, das rauhe Klima und andere Ursachen, wie das Fehlen von Allmenden und Wässermatten, und der damals übliche übermässige Schnapskonsum hatten eine so schwere Armennot zur Folge, dass nicht wenige Familien ihre Kinder auf den Bettel schickten. Damals haben in einem unfruchtbaren Jahr die Bahnen noch nicht durch Einfuhr von Lebensmitteln für Behebung des grossen Mangels gesorgt.

Nach der mündlichen Überlieferung eines vor bald 40 Jahren verstorbenen Gemeindebürgers hat, wie er in der Jugend von seiner Grossmutter erfuhr, im Jahre 1817 eine arge Hungersnot geherrscht. Damals seien aus manchem Hause Haberkerne in Säcklein von 10 bis 20 kg in die Mühle getragen worden, um sie reiben zu lassen. Dabei seien die «Felgen» (Spelzen) nicht entfernt worden, um den mageren Vorrat etwas zu strecken.

Von diesen Zuständen ist heute nichts mehr zu bemerken, Notarme kennt man hier keine mehr. Besonders seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges gibt es überall gute Verdienstmöglichkeiten. Auch entfernte Arbeitsplätze sind infolge der fortschreitenden Motorisierung leicht zu erreichen.

Die enorme Aufwärtsentwicklung in der Landwirtschaft in den letzten 100 bis 150 Jahren stellt der hiesigen Bauernsame das beste Zeugnis aus. Die Naturwiesen, Kleeäcker, der Anbau von Getreide, Kartoffeln, Hackfrüchten und Gemüse liefern bei einigermassen normaler Witterung reiche Erträge. Standfeste Weizensorten haben die früher dominierenden Dinkeläcker grossenteils verdrängt. In der Käserei stehen sechs Käskessi. Sie ist heute die grösste im Kanton Bern. Hier wird die Milch von etwa 80 Lieferanten verarbeitet. Im Jahre 1966 wurden 1605 000 kg Milch im Wert von etwas über 800 000 Franken eingeliefert. Dazu kommen etwa 10 Betriebe, die an das Gebiet von Huttwil angrenzen, welche ihre Milch in die Käserei Weierhaus abliefern und einige Produzenten aus Schabenlehn, Seilern und Hofmatt, die ihre Milch einem Händler in Huttwil verkaufen. Drei Betriebe von Haueten und Wolfenstall gehören zur Käserei Schönenthül im Kanton Luzern. Anderseits sind die beiden Produzenten aus den luzernischen Gehöften Unterer Rugenstall und Löchli Mitglieder der Käserei Gondiswil.

Wie anderwärts beherrschen auch hier immer mehr der Traktor, der Kulturpflug, der Ladewagen, der Motormäher, die Heuer-Maschinen, der Bindemäher, der Mähdrescher und der Samro für die Kartoffelernte die Felder. Doch behält das Pferd noch seine Bedeutung; besonders auf weniger flachen Betrieben kann es nicht durch die Maschine verdrängt werden.

Die Landwirtschaftliche Genossenschaft hat aus der Ernte 1966 folgende respektable Erträge nachgewiesen:

Brot- und Futtergetreide 488 t, Kartoffeln 500 t, Mostobst 120 t, Brennkirschen $5\frac{1}{2}$ t, Zwiebeln 4 t.

Gondiswil wies 1850 die Zahl von 1422 Einwohnern auf. Um die Jahrhundertwende waren es noch 1106, um 1920 noch 1088. Im Jahre 1960 waren es nur noch 906, und bis heute ist die Zahl sogar etwas unter 900 gesunken. Jetzt sind noch drei Viertel der Bewohner in der Landwirtschaft tätig, die übrigen sind Unternehmer, Handwerker, Arbeiter und Angestellte. Die einzige Industrie besteht in einer Maschinenbaufirma mit etwas über 20 Arbei-

tern. Sie sieht sich leider genötigt, ihren Standort ausserhalb unserer Gemeinde zu verlegen, weil ihr hier das geeignete Gelände, in nicht allzu grosser Entfernung von der Bahn, zur Errichtung einer neuen Fabrik fehlt.

Die Inhaber des Schneider- und Schuhmachergewerbes führen neben der Bedienung ihrer Kunden Arbeiten für die Schweizer Armee aus, um vollbeschäftigt zu sein. Auch die drei hier ansässigen Bauunternehmen führen viele ihrer Arbeiten ausserhalb der Gemeindegrenzen aus zur Erzielung einer gesicherten Existenzgrundlage, weil hier die private Bautätigkeit gering ist. Die Schmiede sind genötigt, sich der neuen Zeit anzupassen und sich immer mehr mit Mechaniker-Arbeiten zu befassen zur Instandhaltung der neuen Landmaschinen. Die Küfer, Wagner und Sattler sind hier am Aussterben. Die drei Inhaber von Mechaniker-Werkstätten, zugleich Autogaragen, haben sich nicht über Arbeitsmangel zu beklagen.

Erwähnenswert sind noch eine Bau- und Möbelschreinerei, drei Holzwarenbetriebe mit mechanischer Sägerei, eine Leinwandweberei, eine Handelsmühle, zwei Bäckereien, eine Metzgerei und 7 Verkaufsläden.

Mitten im Dorf stehen zwei Gasthöfe, beide weisen einen Saal mit Bühne auf. Bei der Bahnhaltestelle Gondiswil ist auch noch ein Restaurant bereit, liebe Gäste zu bedienen. Alle drei Inhaber sind bestrebt, die Räume ihrer Gaststätten originell und einladend zu gestalten.

Das Dorf und die umliegenden Höfe sehen sauber und aufgeräumt aus. Für einen herrlichen Blumenflor zur Sommerszeit wird jeweils viel Geld und Zeit auf gewendet. Auch der Friedhof in seiner Neuanlage steht dem Dorfe wohl an.

Um den Dorfbezirk, der etwas über 30 Häuser zählt, sind im Umkreis bis zu einer halben Stunde viele Weiler und Einzelhöfe zerstreut. Alle ihre Namen deuten auf den alemannischen Ursprung hin. Die häufigsten Namen der Gondiswiler Bürger sind: Anliker, Aeschlimann, Eggimann, Jäggi, Jordi, Lanz, Nyfeler und Schär.

Aus der Geschichte

Gondiswil ist ein sehr alter Ort. Es wird mit Auswil, Rohrbach und Huttwil bereits anno 842 in einer sanktgallischen Urkunde erwähnt, also rund 350 Jahre vor der Gründung Berns. Es hätte vor 125 Jahren das 1000jährige Jubiläum feiern können. Der Ort heisst in der Urkunde Gundolteswilare, das heisst Hof des Gundolt. Der Name erfuhr im Verlaufe der Jahrhunderte mehrere Abwandlungen bis zum heutigen Gondiswil. Es sprechen bis heute keine Orts- und Familiennamen und auch keine Funde dafür, dass unsere Gegend schon zur Römerzeit besiedelt gewesen wäre. Im 5. Jahrhundert wurde offenbar auch dieses Gebiet von den Alemannen in Besitz genommen.

Gondiswil war eine alte kleinburgundische Dingstätte. Hier wurde 1217 der «Schmied von Göschenen», der spätere Erbauer der Teufelsbrücke und des stiebenden Steges in der Schöllenen, zu jener Zeit noch Leibeigener des Klosters St. Urban, auf Veranlassung des damaligen Abtes durch das Freigericht von Gondiswil von der Leibeigenschaft befreit. Der feierliche Akt fand auf freier Höhe unter der weit herum sichtbaren Linde statt. Sie stand wahrscheinlich in der Nähe des heutigen Reservoirs; denn die nächste Häusergruppe befindet sich heute noch im «Lindengraben».

Erste Besitzer der Herrschaft, zu der Gondiswil gehörte, waren 1194 die Freiherren von Langenstein. Später war die Vogtei im Besitz der Benediktiner von St. Johannsen. Anfangs des 13. Jahrhunderts gehörte der ganze Grundbesitz dem Kloster St. Urban, 1236 dem Grafen von Neuenburg.

Im Jahre 1375, zur Zeit des Guglerkrieges, lagerte das Heer des Anführers Ingelram von Coucy, 60 000 Mann stark, in der Abtei St. Urban und den umliegenden Orten. Es ist urkundlich nachgewiesen, dass auch unsere Gegend damals viel durch die Raubzüge der Gugler gelitten hat. Erst die blutigen Gefechte bei Buttisholz, wo die Engländer den Verlust von 3000 Mann hinnehmen mussten, sowie bei Ins und Fraubrunnen trieben die Gugler wieder aus dem Land.

Im 15. Jahrhundert war Gondiswil Bestandteil der Herrschaft Grünenberg. Hans Rudolf von Luternau, der mit den Edlen aus dem Aargau 1476 in den bernischen Reihen vor Murten kämpfte, verkaufte 1480 diese Herrschaft samt Gondiswil an Bern. Der nördliche Teil des heutigen Amtes Aarwangen gelangte etwa 30 Jahre früher unter Berns Herrschaft. Der untere Aargau bis nach Brugg war schon seit 1415 eine grosse und reiche Vogtei Berns.

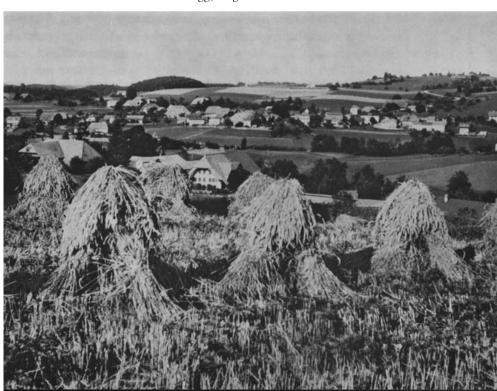
Gondiswil war nun mit Melchnau zu einem Gericht vereinigt, das dem Vogt von Aarwangen unterstand. Es hatte seinen Sitz abwechslungsweise in Melchnau und Gondiswil.

Hier soll einmal eine Burg gestanden haben. Wenn das zutrifft, so muss sie später gründlich geschleift worden sein, da bis heute niemand auf Überreste gestossen ist. Gewiss ist, dass ein adeliges Geschlecht den Namen des Dorfes trug. In einem Urbar von St. Urban erscheinen ein Ulrich, Hermann, Cunrad und Ingelt von Gundiswyl. Sie vergabten Güter, die sie zu Hirstal, Altishofen und Gundiswyl besassen.



Gondiswil im Herbst. Aufnahme H. Zaugg, Langenthal

Gondiswil im Sommer. Aufnahme H. Zaugg, Langenthal



Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 12 (1969)

Gondiswil gehörte mit Melchnau bis zur Reformation zur Pfarrei Grossdietwil, die unter der Aufsicht des Bischofs von Konstanz stand. Zu Gondiswil/Freibach bestand zudem noch eine geistliche Stiftung, die Schmiedebruderschaft, mit der Marienkapelle. Je auf den heiligen Eulogiustag, den
11. März, kamen alljährlich 77 Schmiede aus dem Bern-, Luzern- und Solothurnbiet hier auf ein Bott zusammen. Die Kapelle stand unter dem Patronat
des Klosters St. Urban. Dieses erhielt im Jahr 1300 vom Bischof von Konstanz
die Erlaubnis, einen seiner Priester nach Frybach zu setzen und die Einkünfte
der Kapelle zu beziehen. Diese war damals weit herum bekannt, und der Zuzug von Wallfahrern war gross. Das wundertätige Bild der Mutter Gottes
wurde vor dem Bildersturm gerettet und nach Wertenstein gebracht. Der
Name «Schmiedwald» erinnert noch heute an diese Stiftung.

Nach der Reformation trennten sich die bernischen Teile von der Kirchgenossenschaft Grossdietwil, und aus Melchnau, Gondiswil, Reisiswil und Busswil wurde eine evangelische Pfarrei errichtet. Der erste Prediger in Melchnau war Melchior Wyssmann, früher Kaplan zu Grossdietwil, der 1528 die Reformation unterschrieben hatte. Doch die grosse Ausdehnung der Kirchgemeinde und das Fehlen einer rechten Verbindungsstrasse von hier nach dem Pfarrdorf Melchnau brachten es mit sich, dass das weitab gelegene Gondiswil in kirchlicher Hinsicht bis weit ins 19. Jahrhundert stark vernachlässigt wurde. Wie der Chronist feststellt, wäre es sehr notwendig gewesen, hier einen Geistlichen zu stationieren. Die hiesige Behörde hat sich auch öfters um die Errichtung einer Pfarrhelferei bemüht und im Jahr 1856 dafür ein Gesuch an die bernische Regierung gerichtet. Dieser unerfreuliche Zustand trug damals hier und anderswo viel dazu bei, dass sich die Gläubigen zu religiösen Gemeinschaften zusammenschlossen.

Seit den 1880er Jahren bestand die Möglichkeit, dass der Pfarrer von Melchnau aus jeden zweiten Sonntag nachmittag hier Gottesdienst halten konnte. Ein weiterer Fortschritt war die Verfügung, dass die Unterweisungsschüler von ca. 1920 an nicht mehr den weiten Weg nach Melchnau zurücklegen mussten, sondern den Konfirmandenunterricht hier erhielten.

In den Jahren 1917/18 wurde im Dorf das Gebäude mit dem Turm, das Wahrzeichen von Gondiswil, errichtet. Es enthält einen stattlichen Kirchenraum, drei Schulzimmer und Räume für die Gemeindeverwaltung. Als 1934 durch den grossen Einsatz des Pfarrers, der Kirchenbehörde, der Bevölkerung und weiterer Gesinnungsfreunde der Einbau einer Orgel möglich wurde, fehlte nur noch ein eigener Pfarrer. Dafür setzten sich einsichtige Bürger von

hier mit dem Kirchenrat ein und erreichten, dass 1945 ein Pfarr-Vikariat errichtet wurde. Dies entsprach einem inneren Bedürfnis der hiesigen Bevölkerung und für den Betreuer der bisherigen grossen Pfarrei brachte es die nötige Entlastung. Doch war das nur eine Etappe auf dem Weg zum Endziel, und weitere Verhandlungen mit der Kirchendirektion bewirkten, dass das Vikariat um 1960 durch ein volles Pfarramt abgelöst wurde. Es bleibt noch zu berichten, dass die Gesamtkirchgemeinde für Gondiswil den Bau eines Pfarrhauses beschlossen hat, mit dem vor kurzem begonnen worden ist. Diesen Beschluss haben unsere Gemeindebürger mit grosser Genugtuung und Dankbarkeit zur Kenntnis genommen. Eine weitere grosse Ehre wurde uns in der gleichen Kirchgemeindeversammlung zuteil, indem diese das Präsidium der Kirchgemeinde, entgegen der bisherigen Tradition, einhellig einem unserer Mitbürger anvertraute. Gondiswil ist den übrigen drei Pfarreigemeinden für ihr gemeinsames Einstehen dankbar. Es wird sich auch fürderhin für das Wohlergehen der Kirchgemeinde einsetzen.

Nun gilt es, auf weitere geschichtliche Ereignisse zurückzugreifen, die unsere Gegend stark berührten. Eine bewegte Zeit für unser Gebiet war der Bauernkrieg von 1653, da auch hier die Unzufriedenheit mit den damaligen Zuständen gross war. Nach dem Zusammenbruch des Bauernaufstandes hielten sich aus unserer Gegend zahlreiche «Rebellen» in den Wäldern versteckt vor den Häschern. Es ist von einem alten Wirt aus Gondiswil namens Bösiger die Rede, der gefangen wurde und nur ganz knapp der Hinrichtung in Aarwangen entging. Andern gelang es, über die Grenze zu flüchten, um dem Galgen zu entgehen und im Elsass oder in Amerika eine neue Existenz aufzubauen.

Für den ersten Villmergenkrieg von 1656, nur 3 Jahre nach dem Bauernaufstand, wagten es die gnädigen Herren von Bern nicht, ihre ländliche Wehrmacht aufzubieten, aber im zweiten Villmergenkrieg, am 25. Juli 1712, halfen unsere wehrfähigen Männer, den harten Sieg über die katholischen Orte zu erringen. Drei Tage darauf, am 28. Juli frühmorgens, erlebte Grossdietwil einen plötzlichen Überfall und erlitt durch arge Plünderungen und Brandschatzungen einen Schaden von über 20000 Gulden. Ähnlich erging es am gleichen Morgen auch dem Dorf Ufhusen.

In den Jahren 1798 bis 1803 bekamen auch unsere Bauern die drückenden Lasten der Besatzungsmacht Frankreichs durch Abgaben und Requisitionsfuhrungen zu spüren. Trotzdem waren hier viele Bürger von der französischen Verkündigung der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit begeistert, und in Melchnau wurde ein Freiheitsbaum errichtet.

Nach dem missglückten Russlandfeldzug Napoleons musste die Schweiz einem alliierten Heer von 30 000 Mann den Durchzug durch unser Land Richtung Frankreich gewähren. Während an diesem Durchmarsch die Orte Langenthal, Roggwil und andere Nachbargemeinden schwer zu tragen hatten, war es diesmal für unsere Gemeinde eine wahre Wohltat, dass sie abgelegen und mit keiner ordentlichen Strasse versehen war; denn kein einziger kaiserlicher Soldat berührte unser Dorf. Diese Truppen litten damals an Typhus. Mehrere hundert derselben wurden in St. Urban, wo man ein Lazarett für sie eingerichtet hatte, begraben. Diese Krankheit trat in der Folge mancherorts in unserem Lande auf. Es starben in unserer Kirchgemeinde vom Herbst 1817 bis Sommer 1818 über 30 Personen daran.

In der Folgezeit wurde unsere Gegend durch keine kriegerischen Vorfälle direkt berührt. Doch in der Regenerationszeit, als die reformierten Kantone die neuen Volksrechte einführten, wurde im Kanton Luzern durch den jesuitischen Einfluss eine ultramontane Regierung eingesetzt und unter 7 katholischen Kantonen im Jahre 1841 der Sonderbund gegründet. Als Grenzanwohner nahmen die Melchnauer und Gondiswiler an den Umtrieben zwischen der roten Sonderbundspartei und der schwarzen Gegenpartei regen Anteil. Es gab keine legalen Mittel, in Luzern eine Wandlung herbeizuführen; so sann man auf einen Gewaltstreich, um die dortige Regierung zu stürzen und durch eine liberale zu ersetzen. Dies sollte durch einen Freischarenzug am 8. Dezember 1844 geschehen. Es gab in den luzernischen Nachbargemeinden viele Liberale, die auch daran teilnahmen. Die Spannung über das Gelingen dieses Feldzuges war gross, die Meldungen widersprachen sich. Am folgenden Morgen vernahm man durch die Heimkehrenden, dass alles fehlgeschlagen habe. Viele luzernische Teilnehmer konnten entfliehen und suchten Asyl hier in der bernischen Nachbarschaft. Bald aber wurde ein zweiter Freischarenzug vorbereitet. Daran nahmen auch mehrere Männer aus unserer Kirchgemeinde teil. Etliche sind namentlich aufgeführt, darunter ein Johannes Schär, am Bach zu Gondiswil, und dessen Sohn Johann. Auch dieser Zug vom 31. März 1845 misslang. Viele Freischärler hatten durch die Luzerner Landstürmler grässliche Misshandlungen zu erdulden, so dass das Volk der liberalen Kantone in einen sehr gereizten Zustand versetzt wurde. Endlich, im November 1847, wurde der Sonderbund auf Beschluss der eidgenössischen Tagsatzung mit Gewalt aufgelöst. Alle dienstpflichtigen Wehrmänner wurden zum Sonderbundsfeldzug aufgeboten, aus Gondiswil an die 40 Mann. Einer von ihnen, ein Familienvater namens Johann Schär, verlor bei Gislikon das Leben. Ob er

mit dem obgenannten Johannes Schär identisch ist? Aus der Zeit des Deutschfranzösischen Krieges von 1870/71 oder des Tessinerputsches von 1890 bin ich bis heute nicht in der Lage, Einzelheiten für Gondiswil zu melden.

Von der Wasserversorgung

Ein bedeutendes Kulturwerk für unsere Gemeinde war 1934 der Bau der Wasserversorgung. Nachdem zwei Projekte nicht hatten befriedigen können, wurde in der Oele, kaum 100 Meter von der Kantonsgrenze entfernt, eine Quelle entdeckt von 140 Minutenlitern. Der Befund als Trinkwasser lautete vorzüglich. Das Wasser wird in das ca. 100 Meter höher gelegene Reservoir gepumpt, das etwa 40 Meter über der Dorfmitte liegt. Ein grosser Teil der hiesigen Bevölkerung ist nun mit einwandfreiem Trinkwasser versorgt. Der Druck beträgt je nach der Lage des Hauses 2 bis 6 Atmosphären. Für die zu weit entfernten oder zu hoch gelegenen Weiler und Gehöfte war der Anschluss unmöglich. Doch spricht es für die Einsicht der Betroffenen, dass sie trotzdem für die Ausführung des Projektes stimmten. Der Kubikmeter Wasser kostet gegenwärtig 25 Rp., und der Tarif ist für minimal 200 m³ zu entrichten. Die Rechnung der Wasserversorgung weist jährlich einen Überschuss auf. So können frühere Belastungen der Gemeinde nach und nach abgetragen werden. Durch die Hydrantenanlage ist nun auch der Abwehr eines Feuerschadens viel besser gedient. Während der grossen Trockenheit des Jahres 1947 hat die Oelequelle keine Abnahme erfahren, während die meisten Brunnen im Dorf und auf den Höfen versiegten.

Von der Kohlengewinnung

Während des Ersten Weltkrieges, als die Kohle immer knapper wurde, besann man sich auf die Schieferkohlenlager, die in den 1890er Jahren beim Bau der Huttwil—Wohlhusen-Bahn bei der Haltestelle Gondiswil und in der Umgebung entdeckt worden waren. Im Jahre 1917 wurden auch beim Dorf zwischen der Mühle und der Brausmatt 230 Bohrlöcher in die Tiefe getrieben, im Maximum bis 14 Meter tief. Die Flözdicke betrug maximal 5,80 m, im Mittel 2,78 m, das abbauwürdige Areal 260 000 m². Das zu erwartende Quantum an Schieferkohle wurde vom Ingenieur auf 450 000 t berechnet. Für die



Gondiswil. Abbau der Schieferkohle 1919 in der Mulde des heutigen Gondiswil-Weihers. Aufnahmen J. Schär



Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 12 (1969)

Jahre 1918 und 1919 sollte demnach ein Nettoergebnis von je 1,5 Mio Franken erzielt werden. Im Frühjahr 1918 vereinigten sich die Grundeigentümer zu einer Gesellschaft. Am Aktienkapital beteiligten sie sich mit Fr. 300 000.—, einige schweiz. Industrielle wie die Porzellanfabrik Langenthal AG, die Von Roll'schen Eisenwerke usw. ebenfalls mit Fr. 300 000.— und der Staat Bern mit Fr. 100 000. —. Bei der Ausbeute stellten sich dann unerwartete Komplikationen ein (Ablagerung des Abraumes, Kampf mit dem Wasser usw.). Die offenen Schächte liessen erkennen, dass die Mächtigkeit der Flöze jetzt durchschnittlich nur noch 1/3 von der erwarteten Dicke betrug, weil bei der Bohrung in jedem kohligen Lehm ein Brennmaterial erblickt worden war. Die ganze Ausbeute betrug hier bis zum 30. April 1919 auf einer Fläche von 6600 m² ein Quantum von nur 4200 t. Das bedeutete den Zusammenbruch der Gesellschaft. Die Teilnehmer erlitten grossen Schaden, und obendrein kargte der Volkswitz nicht mit spöttischen Bemerkungen. Die entstandene Abbaugrube wurde vom einbrechenden Bach in ein Seelein verwandelt, das in den 20er und 30er Jahren den Schülern und Erwachsenen im Sommer eine willkommene Badegelegenheit und im Winter eine ideale Schlittschuhbahn bot, was heute bei der zunehmenden Verlandung sehr vermisst wird. Mehrmals wurde Forellenbrut ausgesetzt und die Ausbeute an Fischen, aber auch an Fröschen, war nicht gering. Weil das Ganze mit einem Lebhag umgeben ist und die Böschungen mit Laub- und Nadelbäumen bewachsen sind, fanden hier Wildenten, Blässhühner, Haubentaucher und andere Wasservögel gute Brutstätten. Naturschutzfreunde sind bemüht, dieses Kleinod in ein geschütztes Reservat zu verwandeln, doch kollidiert dieser Wunsch mit den Fragen der Schuttablagerung und der Melioration.

Im Abbaugebiet der Haltestelle wurden bis Ende 1920 28 675 t Schieferkohle ausgebeutet. Im August 1918 beispielsweise waren hier im Tagbau ca. 100 Arbeiter beschäftigt. Die tägliche Arbeitszeit betrug 10 Stunden bei einem Stundenlohn von durchschnittlich 97 Rappen. Im ganzen Revier Gondiswil-Hüswil betrug die Ausbeute von 1917 bis 1920 ca. 120 000 t, von 1940 bis 1946, also während des Zweiten Weltkrieges, rund 230 000 t. Die bergfeuchte Kohle enthielt 65% Wasser und 5 bis 6% Asche. Die Abnehmer klagten, dass es sich nicht lohne, sie auf künstlichem Wege zu trocknen. Sobald die Einfuhr von Steinkohle wieder einsetzte, stockte der Absatz dieser Schieferkohle, so dass im genannten Revier 46 000 t nicht mehr abgebaut wurden.

Dieses grosse Unternehmen verlief nicht ohne Unfall. Zwischen der Haltestelle und Hüswil, südlich der Bahnlinie, begrub ein Erdschlipf im Dezember

1942 sieben Arbeiter. Es konnte keiner lebend geborgen werden. — Durch den Kohlenbergbau während des Zweiten Weltkrieges hat sich das Gelände zwischen Seilernwald und Wiesengrund, östlich der Strasse, stark verändert. Das tiefe Trogtal wurde ausgefüllt, und heute neigt sich eine Ebene von der Strasse sanft zum Bach.

Aus den zahlreichen Funden von Tierknochen und Pflanzenresten bei der Kohlengewinnung liesse sich eine umfangreiche Erdgeschichte ableiten. Dazu brauchte es aber die Bildung und Erfahrung eines Geologen. Meinerseits sei hier nur folgendes vermerkt:

- 1. Es wurden nicht nur Reste von jetzt noch hier heimischen Tieren entdeckt, sondern auch von solchen, die heute in der Polarzone leben.
- 2. Ein geologisches Profil zeigt drei Kohlenflöze in verschiedener Tiefe. Sie sind die Folge von drei Eiszeiten. In einer derselben war der Ausgang des Tales von Gondiswil bei der Haltestelle vollständig durch den Gletscher verbarrikadiert, so dass der «Freibach» aufgestaut wurde, seinen Lauf änderte und unsere Gegend über die Lauperen Richtung Melchnau verliess. Erst nachdem der Gletscher zu einem gewissen Teil abgeschmolzen war, konnte das aufgestaute Wasser wieder in östlicher Richtung durchbrechen.

Vom Schulwesen

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts bestand die hiesige Schule aus einer einzigen Klasse. Von einer bestimmten Schülerzahl war damals, in der Übergangszeit zwischen freiwilligem und obligatorischem Schulbesuch, noch nicht die Rede. Die Beschreibung der damaligen Lehrweise und des Unterrichtsstoffes in Gotthelfs Büchern wird auch für Gondiswil zugetroffen haben. Trotz der primitiven Mittel, mit denen der Kampf gegen das Analphabetentum in jener Zeit geführt werden musste, haben wir Heutigen allen Grund, mit voller Achtung jener Schulmeister zu gedenken. Seit 1835 bestanden hier zwei Klassen und 1845 wurde eine dritte errichtet. Im Jahre 1857 beantragte die Schulkommission die Eröffnung einer vierten Klasse; drei Jahre später erfolgte dann die Zustimmung durch die Gemeinde. 1859 wurde an die Elementarklasse eine neue Lehrerin gewählt zu folgenden Bedingungen: Besoldung in bar Fr. 200.—, Wohnung Fr. 36.—, total Fr. 236.— pro Jahr. 1861 betrug der Jahreslohn der Arbeitslehrerin Fr. 57.—. Ab 1. November 1860 wurde für jedes Schulkind, das ausserhalb der Gemeinde (und des Kantons) wohnte, ein

Schulgeld von Fr. 4.— pro Jahr gefordert. Einem Familienvater, der sich später weigerte, dies für seine Kinder zu bezahlen, wurde gedroht, die betreffenden Schüler von der Schule auszuschliessen.

Zu unserem Schulkreis gehören noch heute die jenseits der Grenze liegenden Weiler Schönenthül, Klus, unterer Rugenstall, Löchli, Schwangenweid, Hüswilberg, Hinterberg und früher auch Engelprächtigen in den Luzerner Gemeinden Fischbach, Zell und Ufhusen. Vor 30 bis 40 Jahren besuchten aus diesen Bezirken oft 25 bis 30 Schüler unsere Schule. Bis ums Jahr 1930 konnten die genannten Gemeinden nicht dazu gebracht werden, ein Schulgeld zu bezahlen. Die Angelegenheit konnte dann durch Verhandlungen von Kanton zu Kanton geregelt werden. Seit 1918 wurden ca. 220 Schüler in fünf Klassen unterrichtet. Um die überfüllten Klassen zu entlasten, wurde um 1950 eine 6. Klasse neu errichtet. Im Jahr 1962, als die Schülerzahl ungefähr von 160 auf 140 zurückging, liess man die 6. Klasse wieder eingehen. Die letzten 4 bis 5 Jahrgänge wiesen wieder grössere Bestände auf, so dass die Wieder-Eröffnung der 6. Klasse von neuem beschlossen wurde.

Da das alte Schulhaus (am Platz des jetzigen neuen) immer baufälliger wurde und auch die Schulräume über dem Kirchenlokal und die dazugehörenden Spielplätze den heutigen Anforderungen in keiner Weise mehr entsprachen, wurde von 1956 bis 1959 das neue Schulhaus in zwei Etappen gebaut. Es weist 6 helle, geräumige Schulzimmer auf, alle an der Südfront und mit dem nötigen Komfort eingerichtet. Ferner enthält es Räume für die Arbeitsschule, die Bibliothek und für Filmvorführungen, einen Singsaal, das Lehrerzimmer, die Schulküche mit dem dazu gehörenden Lehrzimmer sowie Räume für die Schülerspeisung und die Douche. Die ganze Anlage mit den Spielplätzen wurde von der Bevölkerung und den zahlreichen auswärtigen Besuchern als ideale Lösung bezeichnet. Die grosse Freude über das gelungene Werk trat besonders an der unvergesslichen Einweihungsfeier im Juli 1959 eindrücklich in Erscheinung. Die Baukosten betrugen rund 600000 Franken, wovon der Staat etwa die Hälfte übernahm. Es spricht für eine sehr gute Gemeindeverwaltung und die Aufgeschlossenheit und den Weitblick der Bevölkerung, dass trotz dieses grössten Werkes unserer Gemeinde der Steuerfuss von 2,8 Einheiten unverändert beibehalten werden konnte.

Aus Gondiswil besuchen durchschnittlich ein Dutzend Schüler die Sekundarschule Huttwil und gegenwärtig 3 die erweiterte Oberschule Melchnau. Lehrlinge und Lehrtöchter erhalten ihre weitere Ausbildung in der Gewerbeschule Huttwil. Von der Möglichkeit, sich nun auch in Langenthal das nötige

Rüstzeug für den Lehrerberuf oder ein Universitätsstudium erwerben zu können, profitieren auch einige junge Leute aus unserem Ort. Die Bauernsöhne, die ihrem Beruf treu bleiben wollen, werden darauf in der bäuerlichen Berufsschule und vereinzelt auch in der Landwirtschaftlichen Schule Waldhof in Langenthal vorbereitet.

Eine weitere Besonderheit für Gondiswil sei noch erwähnt, die bis vor 20 Jahren bestand. Unsere Gemeinde gehörte bis Ende 1946, wie alle übrigen unseres Amtes, zum Spitalverband Langenthal. Doch suchten gut 90% unserer Patienten von jeher das viel näher gelegene Krankenhaus in Huttwil auf, das im Amt Trachselwald liegt. Daraus hätte unserer Gemeinde die Verpflichtung erwachsen können, an beide Spitäler Beiträge leisten zu müssen. Nach langen und zähen Verhandlungen, bei denen Langenthal auch Verständnis für unsere Lage bewies, gelang es Gondiswil, aus dem genannten Verband auszutreten und sich endgültig dem Spital Huttwil als Verbandsmitglied anzuschliessen.

Zum Schluss seien noch einige Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben erörtert. Vor 4 Jahren wurde die alte Verbindungsstrasse von der Haltestelle her
bis vor die Mühlegasse in eine moderne Autostrasse umgebaut. Seither erhielt
das Teilstück vom Nordausgang von Gondiswil bis Melchnau einen oberflächlichen Teerbelag. Die Strecke durch das Dorf wurde schon früher erneuert,
doch genügen die beiden letztgenannten Strecken in ihrer Anlage dem heutigen Verkehr nicht mehr. Die Projekte für die durchgehende Neuanlage sind
vorhanden, doch müssen vorher die Abwasser im Hinterdorf- und Dorfbezirk
durch ein Röhrensystem gesammelt und in einer zu erstellenden Kläranlage
südlich der Mühlegasse gereinigt werden. Gegenwärtig werden auch zwei
Teilstücke unserer Gemeindestrassen nach Staldershaus und Hauelen neu
unterbaut und asphaltiert. Ihnen werden später weitere Strecken folgen.

So warten unserer Bevölkerung in naher Zukunft grosse neue Aufgaben im Kostenpunkt von weit über 1 Mio Franken, die infolge des stetigen Rückganges unserer Einwohner auf immer weniger Schultern abgewälzt werden. Auch aus diesem Grunde wäre es zu begrüssen, wenn der ansässige Industriebetrieb der Gemeinde erhalten bliebe und ein weiterer mit einigen Familien hier neu angesiedelt werden könnte. Dadurch brauchte unsere Ortschaft im schönen, dem Luzernbiet nahen Hügelland ihren bäuerlichen Charakter nicht zu verlieren.

Benutzte Quellen

Jakob Käser: Darstellung des Gemeindebezirks Melchnau, 1855

von Mülinen: Heimatkunde des Kantons Bern, Heft 5, der Oberaargau.

Paul Kasser: Geschichte des Amtes und Schlosses Aarwangen. Ed. Gerber: Die diluvialen Schieferkohlen von Gondiswil-Zell.

Gemeinde- und Schulprotokolle des 19. Jahrhunderts.

Ein Teil des Berichtes fusst auf eigenen Wahrnehmungen und Erkundigungen.

GESUNDHEITSFÜRSORGE UND ÄRZTLICHER DIENST IM OBERAARGAU

ERNST BAUMANN

Einleitung

Der Oberaargau in seiner heutigen, aber auch in seiner früheren wechselvollen Ausdehnung nimmt Anteil an einer weltweiten Entwicklung. Es ist unerlässlich, diese in ihren Grundzügen zu kennen, wenn man die Schicksale unserer engeren Heimat betrachten will.

Was sagt es uns, dass schon Moses ^{2a} annahm, dass gewisse Krankheiten, wie der Aussatz, durch kleinste, vom Auge unsichtbare Lebewesen verursacht und übertragen werden! Aber ein Gelehrter schrieb 1820: «Dass die Natur der Ansteckungsstoffe der epidemischen Krankheiten organisch und belebt seien, ist eine abgeschmackte Hypothese». Doch hat Antony von Leuwenhoek unter dem Mikroskop, das 1590 entdeckt wurde, als erster «kleinste Lebewesen, die sich anmutig bewegten», nämlich Bakterien, gesehen. Aber erst Louis Pasteurs Arbeiten^{2a} waren die Einleitung grosser Fortschritte. Er begann sein Werk mit dem Nachweis, dass Gärung und Fäulnis durch lebende Keime verursacht werden (1857—1865). Unsere Hausfrauen erinnern sich seines Namens, wenn sie die Milch pasteurisieren, um sie vor Verderbnis zu schützen. Sein Übersichtswerk «Les Microbes», 1878 erschienen, begründet die Lehre von der Sterilisation. Eberth wies darauf schon 1880 die Salmonella Typhi nach, den Erreger des mörderischen «Nervenfiebers». An diesem Typhus starben 1814 während einer Epidemie in der Schweiz Tausende. Erst als später in Wynigen im Jahre 1889 von 45 Fällen einer Epidemie 11 tödlich verliefen, war man sich klar, dass die Krankheit durch einen Spaltpilz übertragen wurde. Damit waren auch die Möglichkeiten einer wirksamen Vorbeugung gegeben. 1882 hat Robert Koch den «Tuberkelbazillus» und seine biologischen Eigenschaften entdeckt.

Die wichtigen Erreger der Wundinfektion (Staphylokokken, Streptokokken) wurden 1882—1884 aufgefunden. 1894 wurde der Erreger der *Pest* nachgewiesen (Yersin, Paris; Kitisato, Tokio).

In den letzten Jahrzehnten wurde ausserdem eine neue Gruppe von Kleinwesen, die «Viren» entdeckt. Sie sind kleiner als Bakterien und haben besondere, eigenartige Eigenschaften. Die «Grippepandemie» in den Jahren 1918 bis 1920 wurde teilweise durch den 1933 erst entdeckten «Influenzavirus» verursacht. Die «asiatische Grippe» vom Jahre 1957 wurde auf eine mildere Abart zurückgeführt. Auch die epidemische Kinderlähmung ist eine Viruskrankheit.

Wie kurz liegt alles zurück! Als Louis Pasteur (1822—1895) starb, war ich 5 Jahre alt.

Grosse Ärzte hat es freilich zu allen Zeiten gegeben. Homer berichtet über sie. «Hippokrates, der Grosse»³, lebte 460—375 vor Christi Geburt. Paracelsus, 1493—1541, der unbändige Geist, wurde am Etzel, zwischen Einsiedeln und dem Zürichsee, geboren¹⁸.

Die genannten und einige andere Entdeckungen des verflossenen Jahrhunderts übertreffen weit diejenigen der vorausgehenden Jahrtausende! Zugleich sind aber Entwicklungen anderer Art eingetreten, welche die Katastrophen der beiden Weltkriege in den Schatten stellen könnten. Mit unseren Behörden und unserer Armee müssen wir versuchen, die Gefahren für uns, für unsere Kinder und Enkel zu überleben.

Es mag sich lohnen, auf einige dieser Fragen zurückzukommen.

Die Krankheiten, die im Oberaargau am häufigsten sind

Das ist die Kapitelüberschrift 14 in dem Werk von *Johannes Glur*⁷. «Nervenfieber (Typhus), Rheumatische und katarrhalische Fieber, Gemütsschwäche, Kropf und Kretinismus, Alterskrankheiten, Trunksucht.»

Man wird ihm heute noch teilweise beistimmen. Nervöse Störungen infolge Übermüdung durch Beruf und Freizeit sind nicht selten. Herz- und Gefässleiden sind häufig, werden früh erkannt und behandelt. Die Alterskrankheiten haben zugenommen, weil die durchschnittliche Lebenserwartung viel höher geworden ist.

Der Krebs wird von Glur nicht genannt. Er ist nicht selten. Der Hinweis auf die Wichtigkeit früher Erkennung, welche die Frühoperationen mit oft ausgezeichneten Resultaten ermöglicht, muss genannt werden.

Nachfolgend soll über einige wichtige Krankheitsgruppen genauer berichtet werden.

Wundinfektion und Epidemische Krankheiten (Krankheitsübertragung durch kleinste Lebewesen: Bakterien, Viren)

Es ist eines der wichtigsten Kapitel der ärztlichen Weltgeschichte.

Es ist zu unterscheiden zwischen den beiden Gruppen Wundinsektion, mit Eintritt der Erreger in der Regel von der Wunde, und der Allgemeininsektion mit Eintritt durch Atemwege, Verdauungs-, Harn- oder Geschlechtsorgane, Insektenstiche mit Erkrankung des ganzen Körpers, aber doch auch durch Eintritt von Wunden aus

Wundinfektion

Ihre Verhältnisse erscheinen zuerst übersichtlicher. Dass man Wunden nicht berühren soll, lehrt wiederum schon der alte Talmud der Juden: «Die Hand macht Entzündungen». *Ignaz Semmelweis* hat 1861, also vor *Pasteur*, die Gefahr der Übertragung des Kindbettfiebers auf Wöchnerinnen durch unsaubere Hände oder Gegenstände nachgewiesen. Es handelt sich dabei grundsätzlich um eine Wundinfektion des offenen Nachgeburtsbezirkes der Gebärmutter. Zweifel an seiner gewissenhaften Arbeit haben ihn tief bedrückt. Sein Schicksal war tragisch: Er starb im Irrenhaus.

Können in eine Wunde Keime eindringen, so entzündet sie sich. Die Entzündung kann auf die Nachbarschaft übergreifen und sich auch auf Lymphund Blutweg entfernte Herde setzen, vielleicht eine tödliche allgemeine «Blutvergiftung» verursachen. Keime gibt es überall! In der Garten- und Ackererde, in freier Natur und daher an den Händen, Kleidern, Gebrauchsgegenständen. Gefahr droht besonders in der Umgebung von Verletzten mit infizierten Wunden. Zerrissene Wunden, begleitende Knochenbrüche, Erschütterungen beim Transport, Erschöpfung, Hunger, Erfrierungen, Ungeziefer, Begleitkrankheiten, schlechte und späte Hilfe begünstigen das Verderblichwerden der Infektion. Die Kriegsverletzungen waren daher seit jeher durch Infektion besonders gefährlich. Die Grundsätze der Behandlung wurden sorgfältig aufgebaut. Konrad Brunner² hat darüber in seinem Werk «Die Verwundeten in den Kriegen der alten Eidgenossenschaft» ausserordentlich spannend berichtet. Durch die Entdeckungen von Louis Pasteur hat die Vorbeugung der Wundinfektion die grössten Fortschritte gemacht. Die Sterilisation von Instrumenten und Verbandstoff erhielt eine sichere Grundlage und dient überall der Vorbeugung der Infektion.

Die medizinische Chemie hat neben den «Desinfektionsmitteln», wie Karbolsäure (Lister), Chlorwasser (Semmelweis), Substanzen gefunden, welche auch auf dem Blutweg Keime der Wundinfektion zu schädigen oder zu vernichten vermögen (Antibiotica). Sie wurden in den Jahren des II. Weltkrieges entwickelt.

In diesem Kampf bei den schweren infizierten Verwundungen, unter Mithilfe der neuen Mittel, ist eine eigentümliche Schwierigkeit aufgetreten. Die auf die neuen Mittel zu Beginn so empfindlichen Bakterien reagierten plötzlich nicht mehr auf sie; die Mittel wurden unwirksam. Es entwickelten und vermehrten sich zusehends Keime, die auch mit neuen, stärkeren Mitteln schwer bekämpfbar waren. Wenn wir uns auch daran erinnern, dass das Spital stets ein Ort von Keimansammlungen war, so war doch diese Entwicklung von besonders schwer angreifbaren Bakterien gefährlich. Die Infektionsgefahr wurde wieder grösser, man spricht heute von «Hospitalismus». Die Fürsorge für strengste Asepsis wurde gebieterisch. Die Operations-, Verband- und Behandlungsräume werden in kostspieligen Neubauten der neuzeitlichen Spitäler so angeordnet, dass Einschleppung, Gegenwart und Entwicklung von Keimen bestmöglichst vermieden wird. Besucher treten nicht ein, und berufene Personen unterziehen sich geeigneter Vorbereitung und Verkleidung.

Die chirurgisch-technische Versorgung besonders der schweren Knochenund Gelenkverletzungen hat inzwischen weitere Fortschritte gemacht. Der Chirurg darf schwierige «Osteosynthesen», operative Knochenbruchreinigungen wagen, die vor den neuen bakteriologischen Erkenntnissen verboten waren. Infektionen sind dabei selten, können aber vorkommen und sind «antibiotisch» zu bekämpfen.

Mit Bewunderung denkt man jedoch dabei an den nach heutigen Begriffen primitiven Operationssaal *Theodor Kochers* im alten Inselspital, in welchem er bakteriologisch heikle, schwierige Gelenkoperationen ausgeführt hat. Gleiches gilt für *Heinrich Bircher* in Aarau, der Jahrzehnte vor der heute oft durchgeführten «Marknagelung» von Knochenbrüchen, mit Hilfe von Elfenbeinstiften die Bruchstücke operativ aufeinander gepasst hat. Beide Chirurgen haben 1892 bis 1896 in Langenthal wichtige Vorträge gehalten.

Gerade damals ist auch eine der medizinisch bedeutendsten Errungenschaften, das *Röntgenverfahren*, entdeckt und rasch eingeführt worden. Aarau besass 1896 die erste Röntgeneinrichtung in der Schweiz. Heute übersteigt die Bedeutung der Röntgenstrahlen für alle Gebiete der Heilkunde und für die naturwissenschaftliche Forschung jede Vorstellung.

Von den Wundinfektionen sind einige von besonderer Bedeutung. Der Erreger des Starrkrampfes (Clostridium Tetani), 1884 entdeckt, dringt oft durch kleine Zufallswunden ein. Er ist besonders in der Erde überall vorhanden. Er entwickelt rasch ein Gift, das unter furchtbaren Krämpfen und Schmerzen zum Tode führen kann. Der Erkrankung kann durch Impfung erfolgreich entgegen getreten werden, und zwar nicht etwa erst bei Eintritt einer Verletzung oder gar bei Ausbruch der Krankheit. Sie sollte heute bei jedermann schon im Kindesalter durchgeführt werden. Bei Soldaten ist sie mit guten Gründen obligatorisch. Manche leider nicht geimpfte Hausfrau hat schon ihr Leben durch Starrkrampf lassen müssen, einzig infolge einer scheinbar harmlosen Verletzung im Garten. Früher erlagen in jedem Kriege Tausende von Verwundeten dieser qualvollen Infektionskrankheit. Durch Serumeinspritzungen kann allerdings auch sofort nach der Verwundung das Leiden oft vermieden werden, aber weit sicherer geschieht dies durch aktive Impfung in der Jugend sowie in angemessenen Abständen bis ins Alter. Im II. Weltkrieg waren die deutschen Soldaten anfänglich nicht aktiv geimpft (immunisiert), und deshalb erlagen viele dem Starrkrampf.

Eine besonders eigenartige «Wundinfektion» entsteht ausschliesslich durch Biss keimtragender Läuse, der *Flecktyphus*. Es entstanden Seuchen, die seit alter Zeit, aber auch in den letzten Kriegen, Millionen Menschen das Leben gekostet haben. Auch die Pest war z.T. eine «Wundinfektion» (siehe folg. Kapitel).

Die allgemeinen Infektionskrankheiten; die Seuchen

Schwere allgemeine Infektionskrankheiten haben früher — und zum Teil bis heute — auch in unserer Gegend grosses Unheil angerichtet. Sie können, je nach Umständen, auch künftig drohen. Von einigen wichtigen dieser Leiden und ihren Eigentümlichkeiten sei daher die Rede.

Die Pest war im 15., 16. und bis etwa Mitte des 17. Jahrhunderts eine Seuche, die ganze Städte und Länder entvölkerte. Sie wurde aus Hafenstädten Asiens und Afrikas eingeschleppt. Noch 1628 erlebte Bern einen Seuchenzug, der die Hälfte der Bevölkerung dahinraffte! Der «Pestschauer» hatte Pestkranke als solche sofort zu erkennen und zu isolieren. In Epidemiezeiten war die Not gross und jede Hilfe, sogar diejenige des Henkers, war willkommen. Oft ging eine Tierseuche, eine Tierepidemie voran. Die «Beulenpest» wurde

von aussen, also eigentlich als Wundinfektion, oft durch Bisse kranker Tiere (Nagetiere, Ratten, Flöhe, Läuse), übertragen. Sie führte zu brandig zerfallenden schwarzen Karfunkeln und zu Lymphdrüseneiterungen. Dies war «der schwarze Tod». So gut wie ausnahmslos tödlich verlief die *Lungenpest*, eine rasend verlaufende Lungenentzündung, die von Mensch zu Mensch übertragen wurde. Dies geschah durch Husten, aber auch durch feinste Tröpfchen, die sich in der umgebenden Luft schwebend erhielten und von Gesunden eingeatmet wurden — «Tröpfcheninfektion». In Rheinfelden haben 1610 zwölf Männer einen Bund zur Pflege der verlassenen Pestkranken geschlossen, denn

«Die Kranken starben hilflos ab, die Toten blieben ohne Grab.»

Sie sollen Schutzkleidung und Masken getragen haben.

«Und sieh! Der scharfe giftige Zahn, griff keinen von den Zwölfen an.»

Die Pest erlosch dank energischer Polizeimassnahmen 1679, nachdem sie aber im Oberland nochmals 2000 Opfer gefordert hatte.⁴

Die Cholera, indica oder asiatica, ist eine leicht durch Berührung, durch Milch und Wasser übertragbare Magen-Darmseuche (Vibrio comma, Koch 1883). Sie erzeugt ein «Bild des Grauens». Durch Erbrechen und unstillbare «Reiswasserdurchfälle» kann sie nach der Infektion innerhalb eines einzigen oder doch in wenigen Tagen zum Tode führen. Sie war schon Hippokrates bekannt. Sofortbehandlung mit reichlicher Flüssigkeitszufuhr in die Venen kann für das Überstehen entscheiden. Impfschutz für Reisen in gefährdete Gebiete ist nötig. Der Schutz wirkt von der 3. Woche nach der Impfung an und hält etwa 6 Monate an. Gefahr besteht besonders in Asien und von dort ausgehend in den Hafenstädten (Neapel 1853/54).

Der Aussatz. Diese schwere Infektionskrankheit, durch ein Bakterium verursacht, ist bei uns selten geworden. Vereinzelte Fälle wurden bis vor kurzem noch im Wallis beobachtet. Spanien, Portugal, Central- und Südamerika kennen das Leiden. Man rechnet, dass es zur Zeit in Asien und Afrika 7 Millionen, auf der ganzen Erde 15 Millionen Aussatzkranke gibt. Schweizerärzte sind heute in Indien und in andern Ländern gegen den Aussatz und seine Folgen tätig. Die Krankheit entwickelt sich langsam innert 4—10 Jahren und führt

zu Verstümmelung und Invalidität. Noch im 14. und 15. Jahrhundert gab es in Bern stets zahlreiche Fälle. Der «Aussatzschauer» musste die Krankheit erkennen und die Betroffenen «ohne Ansehen der Person» isolieren. Das «Hüsli, nächst dem unteren Tor» wurde 1575 als Untersuchungsstätte eingerichtet. Der berühmte *Fabricius Hildanus* beaufsichtigte die Aussatzschauer als «Schaumeister».

Die Pocken, «die schwarzen Blattern», Variola. Der Ausdruck «schwarze Blattern» ist deutlicher als der Ausdruck «Blattern» allein, weil dieser früher besonders für die Lues im Gebrauch war. Bei den Pocken handelt es sich um eine sehr schwere, höchst ansteckende Viruskrankheit. Ihre Seuchenzüge haben Tausende von Opfern gefordert. Von den Erkrankten starben bis zu einem Drittel. Die Überlebenden wurden oft durch Pustelnarben dauernd entstellt oder erblindeten sogar. Personen, welche die Pocken durchgemacht haben, bekommen sie in der Regel nicht wieder; sie sind immun. Man kam daher auf die Idee, bei milden Epidemien Kinder absichtlich anzustecken (Variolation). Doch verliefen auch solche absichtlichen Infektionen nicht selten tödlich.

1798 berichtete der englische Landarzt Eduard Jenner (1749—1823) über seine Beobachtung, dass eine pockengleiche Erkrankung am Euter der Kühe auf die Haut des Menschen übertragen werden kann. Die so «geimpften» Menschen waren gegen Pocken ebenso immun wie solche, welche eine Erkrankung durchgemacht hatten. Bei der Impfung entsteht bei Sorgfalt nur an der Impfstelle eine einzelne Pustel, und es treten höchstens geringfügige Krankheitserscheinungen auf.

Als kleiner Ferienbub hörte ich im Steckholz mit Schrecken von einer gefährlichen Epidemie der «schwarzen Blattern» mit Todesfällen in Schwarzhäusern erzählen. 1884 kamen in Langenthal bei einer kleineren Epidemie 12 Fälle vor. Alle Personen waren ungeimpft gewesen. Drei Kinder starben. 1891 und 1901 kamen in Roggwil etliche Fälle vor.

1920 kam ein «freier Wandersmann» in meine Sprechstunde in Rothrist. «Plüss,» habe ihm der Polizist in Liestal gesagt, «Plüss, mach Dich sofort in Deine Heimatgemeinde, Du hast die Pocken!» Und so war es! Die Diagnose des Polizeimannes stimmte. Die Nachbarspitäler verweigerten seine Aufnahme. Mit Hilfe des Gemeindeammanns wurde darauf die Isolierung in Ermangelung besseren Rates im Schützenhaus vorgenommen. Schliesslich konnte die Überführung ins Pockenspital Zürich durchgeführt werden, wozu freundlichst ein grosser Lastwagen zur Verfügung gestellt wurde.

Die Pocken treten in Asien und Afrika auch heute noch in gefährlichen Epidemien auf. Wir alle wären ihnen ausgesetzt, wenn nicht unsere Bevölkerung auch künftig durchgeimpft würde. Die erste Impfung sollte bei Kindern vor dem 4. Altersjahr vorgenommen werden. Später treten gelegentlich Komplikationen auf, und es sollte dann nur noch bei unmittelbarer Epidemiegefahr eine Impfung erfolgen.

Die Lues, Syphilis, die «Blattern» des alten Bern. Diese übertragbare schwerste Geschlechtskrankheit hat merkwürdigerweise ebenfalls im 15., 16. und 17. Jahrhundert die Form einer Epidemie angenommen. Wahrscheinlich von Matrosen nach der Entdeckung Amerikas 1492 nach Europa eingeschleppt, breitete sich die Krankheit so aus, dass in Bern besondere «Blatternschauer» Kranke entdecken, isolieren und behandeln mussten. Sechs gleichzeitige Todesfälle, wahrscheinlich infolge rabiater Behandlung, erregten 1737 Aufsehen. Das «Blatternhaus» war beständig überfüllt. Die Lues mit gelegentlich schweren Späterscheinungen ist heute keineswegs ausgestorben, aber eine Isolierung im Seuchenhaus ist dank der bakteriologischen Erkenntnis, der Frühdiagnose und der heutigen Art der Behandlung überflüssig geworden.

Der Typhus, das «Nervenfieber» unserer Vorfahren, wird durch eine «Salmonelle», ein Bakterium, verursacht und übertragen. Die Bakteriologen unterscheiden etwa 600 verschiedene Arten nur dieses einzigen Bakterientyps. Von diesen führen etwa 20 zu Krankheiten bei Mensch und Tier, darunter eben der Typhus und der ähnliche Paratyphus. 1814 hat nach Johannes Glur^{7, 8} das «Nervenfieber» in der Schweiz Tausende von Todesfällen verursacht. 1889 endigten bei einer Epidemie in Wynigen von 45 Fällen deren 11 mit Tod! Aber die Übertragung durch Spaltpilze war jetzt bekannt. Die zuverlässigen Verhütungsmassnahmen bauen auf diese Erkenntnis. Der Sitz der Infektion ist der Darm. Die Ausscheidungen der Kranken, Genesenden, sogar manchmal von anscheinend «Gesunden» enthalten Massen von Keimen.

Im Sommer 1917 verpflegte das Spital Langenthal 45 Typhusfälle mit einem Aufenthalt von 55 bis 87 Tagen pro Patient. 4 davon starben; 41 konnten geheilt entlassen werden.

Die Ruhr ist eine weit verbreitete, sehr schwer zu bekämpfende Kriegsseuche. «Der rote Schaden», Durchfälle mit oft blutigen Entleerungen alle Viertelstunden, war auch in der Schweiz früher sehr gefürchtet. 1750 starben

in Deutschland etwa 8000 Menschen an dieser Krankheit; in Burgdorf und Umgebung waren es 173 Personen⁴. Erreger sind verschiedene Bakterienarten, die teils leichtere, teils schwerste tödliche Erkrankungen verursachen. Auch hier sind ausser infizierten Nahrungsmitteln die Läuse wichtige Überträger. Wenn eine Truppe befallen wird, so können bedeutende Ausfälle die Folgen sein. Magenstörungen, nachheriger Rheumatismus mit Gelenkerkrankungen dazu, Augenbindehaut- und Harnwegentzündungen (Reiter'sche Erkrankung) verlängern die Krankheitsdauer, die in günstigen Fällen etwa 3 Wochen dauert. Im Sommerkrieg in Polen 1939 waren die Erkrankungen schwer und zahlreich. Aber im Winter 1941/42 erkrankten auch viele Mitglieder der schweizerischen Rotkreuzmission, glücklicherweise meist nur leicht. Ein Verwundeter, der in das verlauste Polster seines Beckengipsverbandes seinen blutenden Darminhalt entleeren musste, der zudem Transport, Erschütterung und Wundschmerzen erduldete, hatte ein schweres Los. Opium zur Linderung der Durchfälle war verboten, denn es beförderte die Giftwirkung der Infektion.²⁰

Die Tuberkulose war im Oberaargau bis vor etwa 30 Jahren eine häufige Erkrankung. Dem Bezirksspital Langenthal wurde auf Initiative von Doktor A. Rikli im Jahre 1913 ein besonderer Tuberkulosenpavillon mit 40 Betten angeschlossen. Dort konnten geeignete Fälle in der Nähe ihrer Familien verpflegt werden. Heute dient dieser Trakt anderen Aufgaben.

Die Organisation der Tuberkulosenbekämpfung darf mit ihrem Erfolg zufrieden sein, aber es wäre ein Irrtum, die Erkrankungs- und Ansteckungsgefahr zu unterschätzen. Vorbeugung und Früherkennung bleiben dauernd eine wichtige Aufgabe.

Die Grippeepidemie 1918—20, die als Pandemie bezeichnet wird, weil sie alle Länder ergriff, befiel fast jedermann. Lange Krankheitsdauer und tödliche Fälle brachten viele Familien in Not und Elend. Ihre Bekämpfung und vorsorgliche Massnahmen waren schwierig. Sie wird als Viruskrankheit aufgefasst. Viren sind noch kleinere Keime als Bakterien und haben besondere Eigentümlichkeiten. 1957 trat wieder eine Pandemie auf. Diese «Asiatische Grippe» verlief wesentlich milder. Ihr Erreger, ebenfalls ein Virus, war aber etwas anders geartet. Die «Influenza», die wir als Erkältungskrankheit kennen, ist oft eine Abart der «Grippe». Die Absonderung (Isolierung) war und bleibt, wie bei vielen Infektionskrankheiten, eine wichtige Massnahme gegen die Ausbreitung.

Diphtherie und Keuchhusten, die zwei gefürchteten Kinderkrankheiten, haben von ihrem Schrecken ebenfalls viel verloren, weil sie durch Impfung im frühen Kindesalter so gut wie sicher verhütet werden können. Welchen Schrecken sie heute, bei der Zunahme der Bevölkerung und ihrem Kinderreichtum ohne die systematische Impfung verbreiten müssten, können sich die Eltern nicht vorstellen. Die Impfung wird mit der schon genannten Schutzimpfung vor Starrkrampf (Tetanus) mit nur einer Einspritzung vorgenommen.

Die epidemische Kinderlähmung (Poliomyelitis) ist ebenfalls eine Viruskrankheit. Mit dieser übertragbaren, schweren Krankheit verhält es sich anders als mit der Grippe. Ihr Rückgang, ja ihr Verschwinden bei uns, ist ein bewundernswürdiger Erfolg der Immunologen. Er liegt nur wenige Jahre zurück. Es bleibt zu wünschen, dass die notwendigen Wiederholungen der vorbeugenden Massnahmen nicht versäumt werden. Das um so leichter, als die «Impfung», die Zufuhr immunisierender Stoffe, gezielt auf die verschiedenen Erreger, durch den Mund aufgenommen wird. 18

Der Flecktyphus heisst auch Läusfieber, Kriegstyphus, Hungertyphus, Faulfieber. Er hat historische, aber auch sehr moderne Bedeutung. Die Krankheit wütete in Spanien, aber auch z.B. unter Karl V. bei der Belagerung von Metz. In Westindien seien unter Pizarro der Krankheit 3 Millionen Menschen zum Opfer gefallen. Von Napoleons Armee blieben 1813 in Wilna Tausende ohne irgendwelche Pflege und starben. Larrey, der Chirurg Napoleons, erkrankte dort und verdankte sein Leben der Pflege durch Schwestern eines Klosters. Das Wesen des Leidens war damals völlig unbekannt.

An der deutschen Ostfront erlagen die «Landser» 1941/43 zu Tausenden der Krankheit 11, trotzdem der Erreger nun bekannt war. Die Läuseplage beherrschte die Front und verbreitete den Flecktyphus. In Russland machen in der Regel die Kinder die Krankheit durch, und zwar in milderer Form. Dann bleiben sie immun. Der Erreger, ein Bakterium aus der Gruppe Rickettsia, lebt in keimtragenden, aber quicklebendigen Läusen. Diese infizieren den Menschen durch ihren Biss. Von Mensch zu Mensch direkt wird sie nicht übertragen. In Deutschland trat sie nur durch importierte Läuse von nicht völlig entlausten Verwundeten und Soldaten auf. Das Allgemeinbild ist schwer. Bedeutungsvoll für Überlebende ist die Schädigung der Arterien, die zum Absterben von Gliedern führt und der Wundinfektion nebst den Erfrierungen höchst verderblichen Vorschub leistet.

Parasiten und Ungeziefer

Das Tierreich hat einige lästige Arten, welche Krankheiten auf den Menschen übertragen. Im Oberaargau stellten die Ärzte vor 40 bis 50 Jahren einen allgemeinen Befall an *Eingeweidewürmern (Ascariden, seltener Bandwurm)* fest. Die Beeinträchtigung des Befindens kann bedeutend sein. Ausnahmsweise kann sogar Darmverschluss mit Notwendigkeit einer Operation vorkommen. Grosser und häufiger Quälgeist ist der *Madenwurm* (Oxyuris vermicularis), der überall, auch bei uns häufig ist. Der 2 bis 10 mm lange, weissliche Wurm verursacht unerträgliches Afterjucken und wird von den Kindern durch örtliches Kratzen und Zerdrücken mit den Fingern übertragen. Nachweis und Behandlung der Wurmkrankheiten sind heute nicht schwierig.

Flöhe und Läuse können gelegentlich in zivilisierten Gegenden durch Einschleppungen auftreten. Vor 35 Jahren rief mich in meiner Landpraxis ein alleinstehender Patient zu sich. Er empfing mich mit einer entgegenströmenden Wolke von Flöhen. Wenn der Pestfloh einem Kranken Blut abgesaugt hat, so bleibt er 6 Wochen infektiös. Frontsoldaten, die unsäglich primitiv in Schützenlöchern wohnten, waren voller Kleiderläuse. Wurden sie verwundet, so wohnten diese in der Polsterung der Verbände. (Über die Übertragung von schweren Krankheiten siehe Abschnitt Flecktyphus).

Fliegen können aus verseuchter Umgebung Wund- und Infektionskrank heiten übertragen, auch Pocken, Kinderlähmung, Typhus, Ruhr, in Afrika die tropische Schlafkrankheit sowie verderbliche Rinderseuchen.

Auch *die Zecken und Milben* sind bei uns als kleine Blutsauger bekannt. Sie können Krankheiten verursachen und übertragen (Krätze, Scabies)18.

Kropf und Kretinismus

Wenn die heutige Jugend einen Mitmenschen mit einem grossen Knoten am Hals oder mit einem ungewöhnlich dicken Hals sieht, so ist das für sie eine Sehenswürdigkeit. Das war bis vor wenigen Jahrzehnten anders. *Der Kropf und seine Komplikationen* waren auch im Oberaargau eine weit verbreitete alltägliche Erscheinung. Er brachte viele Sorgen und Gefahren.



Bezirksspital Langenthal. Erster Bau 1875 und Erweiterungsbauten bis 1955. Aufnahme Alpar

Das neue Spital Langenthal 1969. Aufnahme A. Wüthrich



Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 12 (1969)

Auf zwei Wegen suchte die Medizin Abhilfe. Der eine ist wiederum mit dem Namen *Theodor Kochers* und *Heinrich Birchers* verbunden. Der Kropf ist eine mit Wucherung und Fehlentwicklung verbundene Krankheit der Schilddrüse. Kocher entfernte operativ Kröpfe, die etwa nicht nur entstellten, sondern die Atmung bis zur Erstickungsgefahr beeinträchtigten, mit vollkommener Entfernung der Schilddrüse. Das führte zu Katastrophen, welche den gewissenhaften Chirurgen bis zum Lebensüberdruss zur Verzweiflung brachten. Die so operierten Patienten blieben dauernd krank unter einem charakteristischen Bilde: Schlechtes Allgemeinbefinden, gestörter Gemüts- und Geisteszustand, beeinträchtigte Leistungsfähigkeit. Die dauernde Zufuhr von tierischen Schilddrüsengeweben half nicht sehr viel. Es zeigte sich, dass die Schilddrüse, ein Organ mit «innerer Sekretion», dem Körper unentbehrlich ist. Daraus entstand die Erkenntnis, dass bei Kropfoperationen stets ein möglichst wohlerhaltener Teil dieser Drüse mit guter Blutzufuhr belassen werden muss.

Der Kropf war im ganzen Oberaargau heimisch, besonders, wie Johannes Glur 1852^{7, 8} mitteilt, «im ungesunden Langetental». Das Tal ist mit «Schwemmland» bedeckt, ist feucht und von Überschwemmungen bedroht.

Das Kropfproblem wurde auf Grund arbeitsreicher Forschung schliesslich auf nichtchirurgische Weise gelöst. Es wurde nachgewiesen, dass dem Trinkwasser unseres Landes in verschiedenem Ausmass gewisse Substanzen, besonders geringe Mengen von Jod, fehlen. Dieses Trinkwasser stammt aus bestimmten geologischen Schichten. Die Völker am Meeresstrand sind kropffrei.

Vor 1885 hatten in Rupperswil im Aargau 57% aller Kinder noch mehr oder weniger ausgeprägte Kröpfe. Als 1885 eine neue Wasserleitung aus dem Jura erstellt wurde, sank die Erkrankungsziffer auf 25%, aber erst später wurde das Dorf kropffrei. Heute ist infolge eines geringen wohldosierten Jodzusatzes zum Kochsalz die Erkrankung am Kropf dort wie bei uns zur Seltenheit geworden.

In den «endemischen» Kropfgegenden wurde neben dem Kropfleiden eine andere Erscheinung häufig beobachtet. Kinder entwickelten sich vom ersten oder zweiten Altersjahr an schlecht. Sie blieben an Wachstum zurück bis sie erwachsen waren: «Zwergwuchs». Ihr Gesicht wurde breit, die Stirn niedrig, die Nasenwurzel erschien stark vertieft; sie humpelten mit hängenden Armen und konnten die Gelenke, besonders die Hüften, schlecht bewegen. Sie blieben geistig zurück; einzelne blieben Idioten. Der französische Ausdruck «Crétin» erinnert daran. Mit diesen Störungen der Gehirnentwicklung war nicht selten Taubheit und Taubstummheit verbunden. Dies war das Bild des Kretinismus.

Diese Kinder waren nicht etwa erblich durch kropfige Eltern belastet. Vielmehr wurde der Organismus des Kretinen direkt durch denselben Schaden, der auch die Ursache des Kropf es ist, beschädigt. Die Kinder erkrankten erst im 1. oder 2. Lebensjahr und blieben in ihrer Entwicklung gehemmt.

Johannes Glur⁷ führte noch 1852 irrtümlicherweise den Kretinismus auf «allzustarke Sonnenhitze» zurück. Seither ist diese Krankheit praktisch bei uns ebenso verschwunden wie der Kropf.

Es sei hier ergänzend bemerkt, dass die Schilddrüse auch anders als durch den endemischen Kropf erkranken kann. So kann unter anderem eine erhöhte Tätigkeit dieser Drüse mit Schwellung und mit verstärkter innerer Sekretion vorkommen. Es entsteht dann das *Bild der Basedowschen Erkrankung* mit gereiztem Stoffwechsel, mit körperlichen und seelischen Folgezuständen. Diese «Hyperthyreose» ist der Behandlung zugänglich, oft unter operativer Drosselung der Blutzufuhr und der teilweisen Entfernung der Schilddrüse.

Die Spitäler des Oberaargaus

Einige Vergleichszahlen geben einen natürlichen kursorischen Überblick über ihre gegenwärtigen Leistungen.

Im Jahre 1967 wurden behandelt (Jahresberichte):

In Herzogenbuchsee	1257 Patienten mit	16042 Pflegetagen
In Huttwil	1481 Patienten mit	19120 Pflegetagen
In Langenthal	4035 Patienten mit	55654 Pflegetagen
In Niederbipp	2404 Patienten mit	47 131 Pflegetagen
Total	9177 Patienten mit	137947 Pflegetagen

Vergleichswerte:

Inselspital Bern 16152 Patienten mit 345 616 Pflegetagen

Herzogenbuchsee

Das Krankenhaus wurde aus Anlass einer Schenkung der Erbschaft Felix Moser-Mühlemann mit Beihilfe von freiwilligen Beiträgen gegründet. 1870 fand die Gründung statt; 1871 der Bezug eines bescheidenen Baues, und 1874

wurde es als juristische Person behördlich anerkannt. 1905 konnte ein neues Haus bezogen werden. 1906 entstand ein Absonderungshaus. 1911 vereinigten sich die umgebenden Gemeinden mit Herzogenbuchsee zu einem «Spitalverband». Es folgte eine zeitgemässe Weiterentwicklung mit Überwindung von Sorgen aller Art durch verständnisvolle personelle und persönliche Hilfe. 1924 wurde unter grossherziger Hilfe von Frl. Amy Moser in schöner Lage ein ansprechender guter Neubau erstellt.

Seit 1964 wird das Spital von einem chirurgischen Chefarzt, Dr. H. Rubeli, geleitet. Ihm steht konziliarisch ein Internist zur Seite. Gegenwärtig ist im Gebiet des Stelliwaldes ein modern konzipierter Neubau im Gang.

Huttwil

Die Einrichtung eines Bezirksspitals wurde 1901 beschlossen und der Bau 1903 bezogen. Dr. F. Minder war Gründer, Chirurg und Spitalarzt. Sein Sohn folgte ihm im Amt. Es handelt sich um ein «offenes Krankenhaus», d.h. in Huttwil niedergelassene Ärzte können dort ihre Kranken selbst behandeln. Fachärzte (Chirurgie, Innere Medizin und weitere Spezialisten) stellen die Hilfsmittel auf allgemeiner und privater Abteilung zur Verfügung. 1929 wurde der alte Bau verlassen, und es konnte ein hübscher und zweckmässiger Neubau bezogen werden.

Langenthal

Wie andernorts bestanden für armengenössige Kranke Unterkünfte. Der «untere» und der «obere Spittel» gaben dem Spittelplatz seinen Namen. 12, 13 Die 1835 erfolgte Gründung einer «Notfallstube» wurde von den damaligen Ärzten angeregt und ärztlich geführt, denn es bestand nun die Möglichkeit, lebenswichtige Massnahmen sofort in unmittelbarer Nähe zu treffen. Die Aufsichtsbehörde wurde zusammen mit dem Departement des Innern gestellt. Sie trat 1837 erstmals zusammen. Der Bau eines Bezirksspitals wurde 1872 beschlossen. Der Neubau wurde 1875 bezogen. Der Ärzte der Notfallstube und der ersten Spitalärzte gedenkt in Wort und Bild der Jahresbericht des Spitals von 1925. Erster vollamtlicher Spitalarzt war Dr. Walter Sahli, 1885—1898. Ihm folgte im Amte Dr. August Rikli für die folgenden 30 Jahre. Unter seiner Leitung wurde angesichts der zunehmenden Ansprüche

eine bedeutende Erweiterung des Spitals vorgenommen. Schon zuvor, 1908, wurden ein geräumiges Absonderungshaus und 1913 der Tuberkulosenpavillon, mit gelegentlich bis 48 besetzten Betten, erbaut. 1925 erfolgte der
Bezug eines grosszügig erweiterten Spitals mit modernen Operations- und Hilfsräumen mit einem besonderen Anbau. Dazu kamen ein geräumiges Verwaltungsgebäude sowie etliche Hilfsbauten. Davon erzählt der genannte Jahresbericht 1925 ausführlich.

Oft stellte sich in der Folge Raummangel ein, so natürlich besonders während einer Typhusepidemie im Juli 1917 und während der Grippe 1918/19. Aber auch sonst ging die Entwicklung weiter. Seit 1935 musste trotz zusätzlicher Bauten (Schwesternhaus, Personalhaus) immer wieder auf steigende Missverhältnisse zwischen Anforderung und Ansprüchen hingewiesen werden. Nach sorgfältigen Vorbereitungen, mit einem Wettbewerb unter berufenen Baufachleuten und Überprüfung des Ergebnisses durch medizinische Experten wurde ein Ausbau nach anspruchsvollen neuzeitlichen Grundlagen fällig. Unter Schonung des Betriebes wurde bis 1960 eine erste Etappe ausgeführt: Kurze Verbindungswege, eine grosszügige Küche, eine gute physikalische Therapie, Notfall-, Untersuchungs- und Verwaltungsräume, Vortrags- und Unterrichtszimmer für die Schwesternschule. Die Kosten waren höher als erwartet. Dies ist in den letzten Jahren in der Schweiz bei Ergänzungsbauten an Krankenhäusern mehrfach der Fall gewesen. Die empörten Vorwürfe derjenigen, die «Alles wissen», waren für die Verantwortlichen sowohl 1925 wie 1960 schmerzlich. Es wäre aber weit folgenschwerer geworden, wenn man den Überraschungen während des Baues nicht mit zweckmässigen Massnahmen begegnet wäre. Es folgte dann 1960 bis 1969 die Bearbeitung der II. Etappe. Sie wurde als modernes Hochhaus unter Opferung des Verwaltungsgebäudes und des Operationshauses von 1925 gebaut. Neben Operationssälen, Röntgeninstitut und den heute notwendigen Hilfsräumen bietet das für die neue Zeit gedachte Spital Raum für 275 Patientenbetten, 24 Säuglingsbetten inbegriffen. Die Kosten betrugen 5 Millionen für die erste, ca. 26 Millionen Franken für die zweite Bauetappe.

1928 bis 1960 war der Verfasser dieses Berichtes Chefarzt unter Mithilfe von Spezialärzten. Nunmehr sind ein Internist (Dr. W. Voellmy), ein Chirurg (Dr. H. Lüdi) und ein Frauenarzt (Dr. P. Müller) in leitender Stellung tätig. Ihnen stehen weitere Spezialärzte zur Seite.

Niederbipp

Dr. Jakob Reber von Niederbipp schenkte der Gemeinde 1903 ein Haus, das alte Gasthaus «Zum Bären», das er zu einem Spital umbauen liess. Unter seinem Neffen Dr. Eugen von Rütte erlangte dieses Gemeindespital schnell einen vorzüglichen Ruf. Nach dessen frühem Tod im Alter von 45 Jahren, an der Grippe von 1918, folgte ihm *Dr. Rudolf Ramser* (1889 bis 1959) im Amte nach, und bald musste an einen Neubau gedacht werden. Dieser wurde als zweckmässiges Bezirksspital in freier, aussichtsreicher Lage gebaut und 1925 bezogen. Das «Reberhaus» blieb Alters- und Pflegeheim bis 1960. Die Entwicklung ging aber unter Einfluss der Anforderungen der heutigen Medizin weiter. 1962 wurde mit dem Bau eines sorgfältig geplanten Neubaues begonnen. Das Altspital überbrückte die Bauzeit der Neuanlagen und konnte dank der Lage und Grösse der Grundstücke in zweckmässiger Weise in die Neuanlage einbezogen werden. Es ersetzte nun auch das «Reberhaus». Ende 1965 konnte das ganze neuzeitliche Spital bezogen werden. Es verfügte nun über 157 Betten und 22 Säuglingsbettchen und, was heute besonders wichtig ist, über alle modernen Hilfsräume und Nebengebäude. Seit dem Rücktritt von Dr. Rudolf Ramser im Jahre 1958 sind Dr. Otto Ramser chirurgischer und Dr. Jakob Vögtlin medizinischer Chefarzt. Ihnen stehen nach Notwendigkeit Spezialärzte zur Verfügung.

Die Ärzte im Kanton Bern und im Oberaargau

Der Ärzteberuf entstand in Europa vorwiegend aus dem Handwerk der Bader und Scherer. Die «Schärer» verdienten ursprünglich ihr Leben mit Bartund Haarschneiden. Dazu übernahmen sie zunehmend die Behandlung von Wunden und Knochenbrüchen, machten kleinere und später grössere Operationen. Vom Drama dieser Entwicklung erzählt eine kleine Geschichte: 1686 wurde in der Mark Brandenburg die Berufsprüfung für die Schärer und Wundärzte eingeführt. Es wurde vom Tag an nicht mehr das Schleifen von Messern und Scheren, sondern die Wundbehandlung, der Aderlass und später das Starstechen und die Operationen examiniert. 15

Begabte Schärer wurden auch bei uns berühmte «Schnitt- und Wundärzte». Von einem solchen, *Jost Stöckli* von Wiedlisbach, 1546—1576 in Bern, wird berichtet, dass er viele gute Schüler erzogen habe. Die Ausbildung von «Lehrknechten» geschah wie bei anderen handwerklichen Berufen. Stöckli trat dafür ein, dass nicht nur die Stadt, sondern auch das Land mit guten Wundund Schnittärzten versehen werde. Die «Löbliche Bruderschaft der chirurgischen Sociétät der hochmögenden Republik Bern» prüfte die Kandidaten und bezeichnete die erfolgreichen mit obrigkeitlicher Bewilligung als Meister. Es war eine Lehrzeit von 3 Jahren vorgeschrieben. Schnittärzte für Bruch- und Steinschnitt, Hasenschaften und Starstich hatten 4 Jahre zu lernen, und allen war eine Wanderschaft von 4 Jahren vorgeschrieben. Die sehr ausführliche, strenge Handwerksordnung von 1628 umschrieb die Pflichten der Mitglieder und die Abwehr von Pfuschern und «Stümpervolk». Sie war von der «Sociétät» verfasst und von der Obrigkeit genehmigt worden.

Wilhelm Fabri, Fabricius Hildanus, war ein berühmter Stadtwundarzt in Bern, 1618—1634. Er betrachtete sich selbst bescheiden als «Handwerker» im Sinne der chirurgischen Sociétät und betonte, dass die Behandlung mit inneren Mitteln den akademisch gebildeten Ärzten zu überlassen sei. Hildanus hat sich um die wissenschaftliche Ausbildung der Wundärzte grosse Verdienste erworben. Er schrieb 1624 ein Buch «Vom Nutzen der Anatomie», verfertigte Skelette, wertvolle anatomische Präparate, Modelle des menschlichen Auges. Seinen vielen Schülern war er ein guter, aber harter Meister.

Die Ausbildung in Medizin an Universitäten war lange Zeit nur «privilegierten» jungen Leuten möglich. Die Regierung bemühte sich jedoch um die Ausbildung von guten Ärzten in Stadt und Land und wünschte Zusammenarbeit zwischen akademisch ausgebildeten Ärzten und Wundärzten. Seit 1728 erwog sie Pläne zur Errichtung einer medizinischen Fakultät in Bern. Manche Ärzte jener Zeit hatten gute Ausbildung im Ausland genossen. Die Werke von Conrad Brunner, Erich Hintzsche, Max Schneebeli geben über viele auch im Ausland geschätzte Lehrer und ihre Schüler Auskunft.^{2, 9, 19}

Albrecht von Haller, 1708—1777, Verfasser der Dichtung «Die Alpen», Begründer der Physiologie, schien berufen zu sein, die gute Entwicklung wirksam zu fördern. Er hatte in Basel eine ungewöhnlich gute Ausbildung erhalten und hatte dort Vorlesungen über Anatomie gehalten. (Basel hat seit 1460 eine Universität.) Die akademisch gebildeten Ärzte waren in der Regel nicht «Wund- und Schnittärzte»; ihnen war vorwiegend die Behandlung mit Medikamenten anvertraut. In Bern erhielt Haller die Genehmigung zur Abhaltung von anatomischen und botanischen Vorlesungen. Forschung und Schule machten Fortschritte. Haller und die Obrigkeit waren aber politisch verschiedener Meinung; er wurde weder Stadtarzt noch Professor. Er ging aber

1736 als Professor an die neu errichtete *Universität Göttingen*. Es war mit sein Verdienst, dass Göttingen bald die «Königin der Universitäten» wurde. Mit seinem geliebten Bern blieb er in Verbindung.

Die Aufsicht über die Ausbildung, die Prüfung und Patentierung der Wundärzte, die bisher die chirurgische Sociétät besorgt hatte, wurde dann 1788 dem Sanitätsrat übertragen. Es wurde 1798 das «Medizinische Institut» durch den helvetischen Minister H. Rengger gegründet. Daraus ging 1805 die medizinische Fakultät als definitive Einrichtung hervor. Seit 1807 wurde von den Wundärzten pflichtgemäss naturwissenschaftliche Vorbildung verlangt.

Die Ärzte des Oberaargaus entstammen seit 1805 in der Regel der Universität Bern. Es sind im Laufe der Zeit sehr viele gewesen. Daher ist es nicht möglich, hier jeden Einzelnen zu würdigen, so reizvoll dies wäre. Wir müssen uns mit einem Überblick begnügen im Bewusstsein, dass trotz bester Absicht manch einer zu kurz kommt.

Wir hörten schon von *Jost Stöckli* von Wiedlisbach, der 1546—1576 in Bern wirkte. Er lebte in einer Zeit, da in Bern Pest, Pocken, Aussatz, «Grind», Lues (Syphilis) Verheerungen anrichteten. Es gab damals behördlich bestellte Spezialisten: Das Amt des *Aussatzschauers* war das älteste. Dieser hatte die Leprakranken festzustellen und «ohne Ansehen der Person» zu isolieren. Hildanus 1575—1661 war zu seiner Zeit ihr «Schaumeister». Der *Blatternarzt* hatte an Syphilis leidende Personen zu entdecken und zu isolieren. *Pestkranke* suchten nicht nur beim «Pestscherer» Hilfe, sondern auch dort, wo sie solche in ihrer Not finden konnten, so auch beim Scharfrichter. Diese Ämter geben ein Bild der Nöte jener Zeit.

Im Jahr 1707 liess sich nach guter «Lehrzeit», Reisen und Aufenthalten im Ausland *Peter Geiser* in Roggwil als Arzt nieder. Er wohnte damals einer Vereinsgründung bei. Es wurde auf Ansuche der *«wohllöblichen Meisterschaft der Wund- und Schnittärzte in Bern»* eine gleichnamige Sociétät im Amt Aarwangen eingerichtet, «zur besseren Hintertreibung der dasigen Stümperei». Wir finden unter den 12 Mitgliedern die Namen Mumenthaler, Dennler, Ringier.⁷

Dr. Johannes Ammann, 1782—1864, Arzt und Wundarzt in Mättenbach (Madiswil), ragt als beliebter, erfolgreicher Bürger und Arzt in einer geschichtlich unruhigen Zeit hervor. Er wuchs beim Arzt Johann Hofer auf, der ihn 1797

zu Herrn Jakob, Arzt in Trüb, und zum Chirurgen Burkhard nach Zürich schickte. Am neu gestifteten «Medizinischen Institut», also schon nicht mehr bei der «Sociétät der Wund- und Schnittärzte», legte er 1801 das erste, und 1806, nach Studien in Würzburg bei Diebold, das zweite Examen ab und war nun «Arzt und Wundarzt I. Klasse». Er war 1840 der erste Präsident der zum «ärztlichen Bezirksverein» umgetauften Sociétät. Als Gemeindepräsident und 1801 anschliessend als Mitglied der Helvetischen Munizipalität erlebte er 1801 die verworrenste politische Zeit. 1807 habe «die Ehrfurcht vor dem Hergebrachten einem jugendlich idealen Zug Platz gemacht». Die «Medizinische Fakultät» war entstanden. Die Ärzte waren jetzt nicht nur Handwerker, sondern auch Akademiker. Die kantonale ärztliche Gesellschaft zählte viele Mitglieder im Oberaargau. Zu den Gründern gehörten u.a. auch Dr. Friedrich Gugelmann, Arzt in Wiedlisbach, und Dr. Johann Georg Mumenthaler. Seither hat natürlich eine sehr grosse Zahl von Ärzten im Oberaargau gewirkt. Es sind dabei eigentliche Dynastien entstanden wie die Glur, Gugelmann, Mumenthaler, Geiser.

Johannes Glur, der dritte, und Enkel von Johannes Glur, war Akademiker und beschäftigte sich 1798—1859 eifrig literarisch und wissenschaftlich.^{7, 8} Trotz bescheidenen Verhältnissen studierte er in Berlin (unter Hufeland), Paris und Brüssel, machte Reisen nach Kopenhagen, Stralsund, Hamburg, Rostock, Dresden. Er war kritisch und hatte manchen Strauss mit Lehrern und Behörden. Seine Werke fanden grosse Beachtung. Die Roggwiler Chronik von 1836 wurde von Pfarrer Valentin Nüesch 1936 neu bearbeitet und ergänzt herausgegeben. Johannes Glur's «Medizinische Topographie des Amtsbezirks Aarwangen» ist ausserordentlich aufschlussreich. Sein Vater war erst 22jährig, als er starb, und sein Grossvater, Johannes Glur, 1725—1807, war von 1753 an neben Hans Ulrich Fallab Arzt in Roggwil. Ein weiterer Glur, Walter, war 1914—1922 beliebter Roggwiler Arzt. Sein Nachfolger, Jakob Eugster, seit 1932 Professor, hat sich mit wissenschaftlichen Arbeiten über die Weltraumstrahlung verdient gemacht.

Die Vorfahren der *Gugelmann* haben eine Arzttradition, die in ihrem Namen zum Ausdruck kommt. Während der Kreuzzüge und später pflegten sie in Palästina zunächst Pilger, aber dann bei Epidemien die zahllosen Pestkranken. Zu ihrem Schutze trugen sie dabei besondere Kleider mit einem Kopfund Gesichtsschutz, den man «Gugel» nannte. Dieser trug ihnen ihren Na-



Dr. Johann Friedrich Gugelmann, 1788—1851, von Attiswil Arzt in Langenthal



Dr. August Rikli Bürger von Wangen a. d. A. Chefarzt des Bezirksspitals Langenthal von 1898 bis 1928 Rotkreuz-Chefarzt, Nationalrat

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 12 (1969)

men ein. Es sei in diesem Zusammenhang auch an die Guglerkriege von 1375 erinnert, wo derselbe Kopfschutz — die «Gugelen» oder «Gugeln» — diesen Kriegern den Namen gab. Ihre Bruderschaft war mit dem *Johanniterorden* eng verbunden und trägt in ihrem Wappen zu rechter Hand das Johanniterkreuz. Brüder ihres Ordens seien in Florenz noch heute «Notfallhelfer».

Johann Rudolf Gugelmann-Kopp, 1755—1815, war der Schwiegersohn des damals berühmten Chirurgen Johannes Kopp in Wiedlisbach. Nach seiner Lehrzeit bei seinem Schwiegervater und bei Alexander Burgener kam er auf seinen Wanderjahren nach Strassburg. 1780 examinierte ihn die «chirurgische Sociétät» von Bern. Er war als «Landchirurg für Bauchschnitt und Accouchement» in Wiedlisbach tätig. Er hatte 12 Kinder. Seine 6 Söhne widmeten sich alle der Medizin.

Johannes Gugelmann, 1777—1817, wurde Arzt in Steffisburg.

Johann Rudolf, 1779—1836, wurde Arzt in Wiedlisbach und in Attiswil. Während der Zeit vom Oktober bis Januar 1820 verlor er seine Gattin Verena Gygax und drei Söhne an Typhus. Zwei überlebende Söhne sollen hier gleich genannt sein.

Johannes Gottlieb, 1816—1854, 1. Sohn des Joh. Rudolf, war beim Tod seiner Mutter 4 Jahre alt. Er wurde nicht Arzt und hatte ein bewegtes Leben als Söldner in französischen Diensten. Zuletzt war er Hauptmann im Schweizer Regiment der Franzosen. 1853/54 wütete die Cholera in Neapel. Ihr erlag er im Januar 1854.

Dr. Karl (Carolus), 1820—1883, der zweite Sohn von Joh. Rudolf, war beim Tod seiner Mutter 3 Monate alt. Er machte das medizinische Staatsexamen 1848. Als Arzt praktizierte er kurze Zeit in Safenwil AG. Dort heiratete er Sophie Hüssy. Darauf zog er mit seiner Gattin in seine heimatlichen Gefilde nach Attiswil. Die Erinnerung an ihn als Arzt und Bürger ist noch lebendig. Von seinen Söhnen und Enkeln ist keiner Arzt geworden. Dr. Karl Gugelmann war der letzte des unmittelbaren Arztkreises.

Wir kehren zurück zu den Nachkommen des Stammvaters, Johann Rudolf Gugelmann-Kopp.

Dr. Johannes Friedrich, 1782—1855. Er war in der «Arztlehre» bei Tüscher in Limpach, studierte dann u.a. in Jena und erwarb den Dr. med. in Würzburg. Nach kurzer Praxis in Wiedlisbach liess er sich 1810 in Langenthal nieder. Durch Heirat seiner Tochter Emilie aus erster Ehe verband sich die Familie mit der Arztfamilie Mumenthaler (Dr. Friedrich M.). In zweiter Ehe heiratete er Elisabeth Widmer, das «Bärenliseli».

Johann Friedrich, 1829—1898, war der Sohn beider mit dem gleichen Namen, den sein Vater trug. Er wurde nicht Arzt. Er führte zunächst den Gasthof zum Bären und wurde Industrieller. Er war es, der die Weberei in Roggwil erbaute.

Johann Jakob, 1788—1835, war Chemiker.

Johann Eusebius, 1793—1835. Diese beiden Brüder und Brüder des Johann Rudolf haben sich vorübergehend mit Medizin beschäftigt. Sie wanderten nach Amerika aus, wurden in New York «Naturärzte» und starben dort am Gelben Fieber.

Dr. Johannes Emanuel, 1796—1851, der jüngste Bruder, hat in Bern studiert und praktizierte wie Vater und Grossvater in Wiedlisbach. Er war verheiratet mit Susanna Moser von Herzogenbuchsee, deren Familie durch ihre Wohltätigkeit bekannt ist. Seine Familie ist erloschen. Von den Nachkommen, die alle Industrielle wurden, ist nach einer Pause erst heute wieder einer als Arzt und Physiologe tätig, ein Urenkel von Johann-Friedrich.

Die Familie Mumenthaler war schon 1439 in Langenthal ansässig. Ihr entstammte eine ununterbrochene Kette von Ärzten.

Georg, geb. 1646, werden «Kenntnisse in der Arzneikunst» zugeschrieben.

Friedrich, 1677—1736, sein Sohn, erhielt 1697 den «Meisterbrief» der «Meisterschaft für Schnitt- und Wundarznei der Stadt Burgdorf».

Johann Georgius, 1704—1780, dessen Sohn, erhielt den «Meisterbrief» 1733. Seine drei Söhne wurden Ärzte. Von den folgenden Zweien weiss man Näheres:

Sie erlebten mit ihrem Vater die Zeit, da die Regierung des Kantons Bern eine genaue Prüfung des ärztlichen Wissens und Könnens vornahm und die «Lehrzeit» bei einem «Schärer und Wundarzt» nicht mehr genügte. Alle hatten an ausländischen Universitäten studiert, so dass dem Vater und den Söhnen das Examen 1761 und 1765 keine Schwierigkeiten bot.

Johann Georg (der jüngere), 1734—1814, war ein hoch angesehener Arzt in Langenthal, über den noch einige Worte folgen werden. Er starb mit 80 Jahren an Typhus.

Jakob M. (der Bruder war Johann Georg), 1737—1787, hatte ein sehr bewegtes Leben. Nach seiner «Lehrzeit» bei einem Landarzt in Thurnen studierte er in Berlin. Dann machte er zwei Jahre lang Reisen auf einem holländischen Kriegsschiff. Vier Jahre war er Chirurg im französischen Schweizer Regiment De Diesbach, z.T. im Siebenjährigen Krieg. Er fühlte sich nach seinen weitläufigen Reisen und Schicksalen «geschwächt», als er 1787 nach Hause kam.

Johannes M., 1769—1825, Sohn des Johann Georg, war ebenfalls Arzt in Langenthal.

Friedrich M., 1805—1852, ehelichte die Elisabeth Gugelmann, Arzttochter aus Attiswil. Er starb mit nur 46 Jahren an Pocken. Seine Gattin starb mit 27 Jahren an Kindbettfieber. Sie hatten eine Tochter.

Mit Friedrich erlosch nicht die Familie Mumenthaler, wohl aber die direkte sogenannte Doktorlinie. Die Ausstattung seiner «Doktorstube» gelangte in das Ortsmuseum.

Ein gutes Jahrhundert später wählten in einer Nebenlinie wieder Glieder dieser Familie den Arztberuf.

Hier kann zusätzlich von der schicksalsschweren Franzosenzeit 1797 und 1798 berichtet werden, was Otto Müller in seinem «Spiel»¹⁷ eindrucksvoll beschreibt. Drei Brüder Mumenthaler behielten in den extremen Stimmungsschwankungen Besonnenheit. Der eine war der schon genannte Arzt Dr. Johann Georg, der auch eine Brauerei gegründet hatte. Sein Bruder Johann Jakob, 1723—1809, war nicht Arzt, aber ein berühmter «Ammann» des schon seit 1480 von Bern privilegierten Langenthal. Er war ein weitsichtiger Diener der ehrwürdigen Regierung. 1766 führte er eine Agrarreform durch. Die All-

mend wurde aufgehoben, die «Tauner» erhielten einen Anteil davon. Nach Einzug der Franzosen beharrte er am 22. März 1798 auf seinem Rücktritt und übernahm in den neuen Behörden kein Amt. Auch sein Bruder David blieb nur vorübergehend als «Municipalsekretär» im Dienste der neuen Behörden.

Andreas Dennler, 1756—1819, ist neben andern ein Beispiel dafür, dass es nie an originellen und an hervorragenden Ärzten gefehlt hat. Andreas legte 1785 ein besonders gutes Examen ab. Er erfreute sich als Arzt grosser Beliebtheit, wurde aber besonders durch seinen revolutionären Geist, durch seine Satiren, seinen Witz und seinen rücksichtslosen Spott berühmt und berüchtigt. Er verhöhnte die alte und die neue, die bernische und die französische Regierung samt Napoleon nebst Nachfolgern. Er schrieb phantasiereiche philosophische Werke über die menschliche Seele und über Seelenwanderung. Er schimpfte über Kerker und Krieg, verehrte Kopernikus, Voltaire, Rousseau, Franklin, Pestalozzi. Er nannte sich demokratisch «Bürger Quixote», also nicht etwa «Don». Ausführlicheres über ihn siehe Literaturverzeichnis Nr. 13.

Dr. Gottlieb Burkhalter, 1845—1906, schildern noch heute alte Leute als aufopfernden Freund seiner Patienten und ihrer Familien. Er war das jüngste von 9 Kindern eines Bauernpaares, konnte aber in Bern Medizin und daneben Geschichte und Nationalökonomie studieren. Er erlebte die Grenzwache 1870/71, die Aufnahme der Bourbakiarmee und liess sich 1872 als Arzt in Langenthal nieder. Mit seinem «Choli» reiste er bis nach Pfaffnau und Reiden. Er hatte viele Sorgen mit der Diphtherie; das Serum und erst recht die Impfung fehlte damals. Einst brachte er ein erstickendes Kind ins Spital, machte — da der Spezialarzt abwesend war — nach vieljähriger Entwöhnung von der Chirurgie — in Not und Sorge selbst einen Luftröhrenschnitt und rettete das Kind. Seine Liebenswürdigkeit war sprichwörtlich, sogar diejenige mit seinem Pferd. Als es einmal nicht weiter gehen wollte, stieg er ab und führte es am Zügel: «So jetzt, Herr Choli, wenn Dir wettit so guet sy!» Sein Leben beschreibt Emanuel Friedli⁶ anschaulich.

Dr. August Rikli, 1864—1933, entstammte einer Fabrikantenfamilie in Wangen an der Aare. Er studierte nach den Mittelschulen von Lausanne und Solothurn in Bern und München. Seine weltbekannten Lehrer waren der Chirurg Kocher, der Pathologe Langhans und der Internist Hermann Sahli. Bei Langhans doktorierte er über — Lepra! Mit seiner polnischen Gattin eröffnete

er eine Praxis in Wiedlisbach, das ja schon durch *Jost Stöckli* und *Dr. Johann Rudolf Gugelmann* ein berühmter Startplatz für Ärzte war. 1898 wurde er als Nachfolger von *Walter Sahli* als Chefarzt an das Bezirksspital Langenthal gewählt. Er führte dieses Amt 30 Jahre lang, bis 1928. Für dessen Entwicklung und Ausbau war er unermüdlich tätig. Er war ein geschickter und weit bekannter Chirurg. Als Nationalrat, als Oberst der Sanitätstruppe, als Rotkreuzchefarzt bewies er seinen weit gesteckten Ideenkreis. Längere Zeit war er Präsident des Verwaltungsrates des Inselspitals Bern, setzte sich für die Tuberkulosenbekämpfung, für Tierschutz, Naturschutz und das Samariterwesen ein. In seinem Heim Friedhalde genoss er mit seiner Gattin die Ruhe nach übervoller Tagesarbeit und die Jahre nach seinem reichen Lebenswerk.

Gesundheits- und Existenzfragen der Gegenwart

Der Bevölkerungszuwachs auf der ganzen Erde, besonders auch in der Schweiz, stellt uns alle vor schwierige Fragen und vor neue Aufgaben. Die «Rationalisierung» der stark beanspruchten Wirtschaft verlangt von jedem Einzelnen während der Arbeitszeit völlige Hingabe. Sie ist zwar mit der Verkürzung der Arbeitszeit, freilich in oft sehr ungleicher Weise, verbunden. Nicht alle haben gelernt, die freien Stunden, Tage und Wochen für ihre geistige und körperliche Bewahrung zweckmässig zu verbringen. Erkrankungen des Nervensystems, des Herzens, des Kreislaufes, der Verdauungsorgane sind häufig geworden. Auch nur kurzfristige Gesundheitsstörungen geben Anlass zu Krankmeldung mit entsprechenden bürokratischen Umständen. Überforderungen in Beruf und Freizeit verleiten zur «Flucht in die Krankheit». Aber auch das Krankenhaus ist teurer geworden! Krankenversicherung, Ärzteschaft, Gemeinden und Staat mit ihren Spitälern, der Kranke selbst und seine Angehörigen suchen lebhaft nach erträglichen Lösungen.

Einst mussten die schweizerischen jungen Leute in fremde Kriegsdienste ziehen, weil der Boden der Heimat sie nicht alle zu ernähren vermochte. 1684 siedelten 14 bernische Bauernfamilien nach Brandenburg über. Heute wächst die Zahl der einheimischen Bevölkerung von Jahr zu Jahr, und wir rufen ausserdem Gastarbeiter zu Tausenden zu uns. Der Kanton Basel-Land erhielt innert 18 Jahren einen Bevölkerungszuwachs von 80 000 Seelen. Die «Gastarbeiter» bringen ihre Familien mit. Die Auswirkung ist deutlich: 1950 zählte die Schweiz 2789 Ausländergeburten, 1967 bereits 29 530.

Der Geburtenüberschuss gegenüber den Todesfällen in der Schweiz wurde vom Eidg. Statistischen Amt wie folgt festgelegt:

```
1955 = 33 523 Schweizer 1 442 Ausländer Differenz: 32 081
1967 = 26 570 Schweizer 25 627 Ausländer Differenz: 943
```

Von 1888 bis 1960 hat sich die Wohnbevölkerung unseres Landes beinahe verdoppelt. In der gleichen Zeit hat sich die Zahl der alten Leute verdreifacht. Es gab schon 1960 sechsmal mehr 80jährige als 1888. Heute gibt es über 800 000 AHV-Bezüger. Die «mittlere Lebenserwartung» betrug, natürlich unter Berücksichtigung der Todesfälle von Kindern und Jugendlichen:

```
Ende des 16. Jahrhunderts = 21,2 Jahre
1801—1813 = 40,7 Jahre
1889—1900 = 47,1 Jahre
1958—1963 = 71,4 Jahre
```

Dies erklärt, warum es heute sehr viel mehr alte Leute gibt und dass sie dabei im Durchschnitt zugleich ein viel höheres Alter erreichen. Wenn sie über Jahre und Jahrzehnte auch nur noch beschränkt tätig sein können, so haben sie doch Anspruch auf Verständnis und Hilfe für seelische und körperliche Beschwerden, auf Unterkunft und Verpflegung. Die AHV leistet hiefür Gutes, soweit ihr Ausmass nicht den Willen zur eigenen Vorsorge beeinträchtigt.

Die Vollbeschäftigung der Industrie, ihr Ausbau, ihre «Investitionen», die Neubauten auch für Wohnungen in Hochhäusern und Blöcken, für Schulhäuser, Bahnhöfe, Spitäler, Strassen haben einen nie gesehenen Umfang erreicht. Sie erfüllen die einen von uns mit Stolz, die andern mit Sorgen. Der «Wohlstand» beschert jedem Arbeitenden und seiner Familie ein oder mehrere Autos. Zu Fuss zu gehen, oder mit dem Tretrad ohne Motor zu fahren, ist nicht mehr standeswürdig und man glaubt, dass man bei dem heutigen Wettbewerb von Veranstaltungen keine Zeit dazu hat.

Der Verlauf unserer Wirtschaft wird zwar am Jahresergebnis eines Betriebes gemessen; aber man fragt in erster Linie: «Wieviel Prozent mehr ist geleistet worden als im Vorjahre»? Diese Betriebsamkeit hat zu einem stets zunehmenden und schwieriger werdenden Strassenverkehr mit seinen Gefahren geführt.

Die *Unfallgefahr im Beruf* und im täglichen Leben ist nicht übermässig gross. Die Schweizerische Unfallversicherungsanstalt (SUVA), die seit 1918

wirksam ist, hat wertvolle Anregungen und Fortschritte zur Verhütung und Behandlung der Unfallfolgen gemacht. Es ist ihr auch verdiente Anerkennung zuteil geworden.

Der Verkehrsunfall, die grosse Sorge der Gegenwart, fordert heute bei uns mehr Opfer als alle epidemischen Seuchen zusammen. Der Mensch, von Natur nie vollkommen, erliegt dem berühmten «menschlichen Versagen» aller Art. Er ist stets in Gefahr, weil er über motorische Kräfte verfügt, die er meist unterschätzt. So ist er den Schwierigkeiten des heutigen Verkehrs psychisch und physisch oft nicht gewachsen. Manchmal ist er beeinträchtigt durch Folgen von Aufregungen und Sorgen, durch Müdigkeit, durch wohl geringe, aber immer noch unterschätzte Alkoholdosen. Die Zahl der Todesfälle von Menschen, die vor ihrem Lebenswerk oder mitten in diesem stehen, bedeutet — ganz abgesehen vom Leid der Angehörigen — einen ungeheuren wirtschaftlichen Verlust für unser Land. Die Verletzten tragen oft Schäden an Gehirn, Rückenmark, Bewegungsapparat und inneren Organen davon. Diesen ist oft keine ärztliche Kunst gewachsen. Invalidität auf Lebenszeit ist dann die Folge.

Eine elementare Kenntnis für erste Hilfeleistung sollte Vorbedingung für den Führerschein sein. Die *unmittelbare Erstickungsgefahr* kann oft sofort nach dem Unfall durch Befreiung der Atemwege und Seitenlagerung verhindert werden. Der sachgemässe Notverband vermag Wundinfektionen und Schäden an Leib und Gliedern zu vermeiden. Die Behandlung von Knochenbrüchen, konservativ und operativ, hat einen hohen Stand erreicht.

Die Atomwaffe und ihre rücksichtslose Anwendung bedroht schwerer als alle Epidemien der Vergangenheit das Leben von Kontinenten und der ganzen Erde. Die Frage lautet, ob wir zu bestmöglicher Sicherung unseres Überlebens bereit und entschlossen sind. Sind wir mit der Überbauung unseres Landes, mit unseren Seilbahnen auf jeden freien Berg, mit der Luft- und Wasserverderbnis, mit unserem Autogewimmel, mit der Zusammenlegung unserer Bauernheimwesen zu «rationellen Grossbetrieben» und mit manchen anderen Unternehmungen auf dem rechten Weg? Unsere grundsätzlich willkommenen, aber allzuvielen Gastarbeiter, ihre Familien, ihre Kinder haben wenig seelische Bindung an unser Land, von dem sie ja nicht viel wissen. Was werden sie tun, wenn unserer Heimat Unterjochung droht?

Für die Erhaltung der Freiheit kann uns nur der Widerstand mit allen seelischen und materiellen Mitteln helfen. Grauenhafte «moderne» Waffen können uns und unsere Kinder mit Tod, Invalidität, Erschöpfung, Hungersnot, Seuchen und

Knechtschaft bedrohen. Armee, Zivilschutz, kluger Widerstand gegen Drohung und arbeitsreiche, kostspielige Massnahmen können für das Überleben entscheidend sein. «Eher den Tod als in der Knechtschaft leben!» ist mehr als ein Zitat. Ein besorgter Schriftsteller fragt: Sind wir von unserem Wohlstandsdenken blind geworden? Sind wir ein einsichtiges, entschlossenes, tapferes Volk? Unsere Väter waren es. Ob wir es heute und ob wir es in der Zukunft sein werden, bleibt zu beweisen.

Literaturverzeichnis

- ¹ Betschart J.: Theophrastus Paracelsus. Verlag: Paul Haupt, Bern (1953).
- ² Brunner Conrad:
 - a) Handbuch der Wundbehandlung. Ferdinand Enke, Stuttgart (1916).
 - b) Die Verwundeten in den Kriegen der alten Eidgenossenschaft. Tübingen (1903).
- ³ Erasmus von Rotterdam: Vortrag zum Lobe der Heilkunst 1518. Herausgegeben 1960 (Lateinisch und in deutscher Übersetzung) von E. Merck AG, Darmstadt (1960).
- ⁴ Feller Richard: Die Geschichte Berns. Verlag Herbert Lang & Cie, Bern (1946).
- ⁵ Feller Richard: Vor hundert Jahren. Vom Regierungsrat des Kantons Bern der Bernischen Jugend gewidmet (Februar 1931).
- ⁶ Friedli Emanuel: «Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums», 6. Band, Aarwangen. Verlag A. Francke AG, Bern (1925).
- Glur Johannes, 1798—1859: Medizinische Topographie des Amtsbezirks Aarwangen. Druck: Weingart, Bern (1852).
- ⁸ Glur Johannes: Roggwiler Chronik 1836, nach hundert Jahren neu bearbeitet von Valentin Nüesch. Verlag: Buchdruckerei Merkur AG (1936).
- ⁹ Hintzsche Erich: Über medizinischen Unterricht im alten Bern. Verlag Paul Haupt, Bern (1951).
- ¹⁰ Kaufmann Eduard: Spezielle pathologische Anatomie. 6. Auflage, Berlin, Eugen Reimer (1911).
- ¹¹ Kilian Hans: Im Schatten der Siege. Verlag: Ehrenwirth, München. 3. Auflage (1964).
- ¹² Meyer J. R.: Gedenkschrift der Langenthaler Heimatblätter mit Arbeiten J. R. Meyer, 1883—1966, und Arbeitenverzeichnis. Druck: Buchdruckerei Merkur AG, Langenthal.
- ¹³ Meyer J. Reinhard: Ortsgeschichtliches, mit einem Anhängsel über den Langenthaler Bürger Quixote. Druck: Buchdruckerei Merkur AG, Langenthal.
- ¹⁴ Meyer J. R.: Der Ammann Friedrich Mumenthaler, zum Schweiz. Städtetag 1947 in Langenthal. Sonderdruck des Langenthaler Tagblattes (1947).
- ¹⁵ Moehsen C. W.: Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg, besonders der Arzneiwissenschaft. Verlag: Georg Jakob Decker, Berlin und Leipzig (1781).
- ¹⁶ Lord Moran: Winston Churchill, The Struggle for Survival 1940/1965. Sphere Books Limited, London (1966).

- ¹⁷ Müller Otto: «Jakob Geiser» (Ein Spiel aus Langenthals Vergangenheit). Verlag: Buchdruckerei Merkur AG, Langenthal.
- ¹⁸ Pschyrembel Willibald: Klinisches Wörterbuch. Verlag: Walter de Gruyter & Co., Berlin (1969).
- ¹⁹ Schneebeli Max: Handwerkliche Wundarzneikunst im Alten Bern. Verlag Paul Haupt, Bern (1949).
- ²⁰ «Schweizer Ärzte an der Ostfront». Graph. Anstalt Zofinger Tagblatt AG, Zofingen (1945).
- ²¹ Steiner Adolf: 330 Jahre Hotel Bären, Langenthal. Verlag: Merkur AG, Langenthal.
- ²² Von Salis J. R.: Schwierige Schweiz. Verlag: Orell Füssli, Zürich (1968).

SCHWARZHAUSERN UND DIE FAMILIE BURKHARD

Aus der Geschichte einer oberaargauischen Familie

ERNST BURKHARD

I. Die Heimatgemeinde Schwarzhäusern

Die Vorfahren der Familie Burkhard haben sich seit dem ersten uns bekannten Angehörigen des Geschlechtes (1570) in Schwarzhäusern aufgehalten. Es ist daher am Platze, diesen Ort näher kennen zu lernen. Der Zweig der Familie, dem wir angehören, verliess erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Schwarzhäusern.

Überschreitet man vom Schloss Aarwangen her die Aarebrücke, so erreicht man über den Weiler Scheuerhof, der noch zur Gemeinde Aarwangen gehört, auf leicht ansteigender Strasse in einer Viertelstunde (1 km) das Dorf Schwarzhäusern.

Einwohnergemeinde Schwarzhäusern

Schwarzhäusern ist eine der drei Einwohnergemeinden, die zusammen die Kirchgemeinde Aarwangen bilden. Erst seit 1871 gehört die Gemeinde Schwarzhäusern zum Amtsbezirk Aarwangen; vorher war das Dorf ein Bestandteil der Herrschaft Bipp und hierauf des Amtsbezirks Wangen an der Aare. Das Dörfchen Schwarzhäusern bildet mit den Weilern Rufshausen, Moosbach und den Höfen Wittifeld, Kohlreuti, Battenweid und Grossweiher die Einwohnergemeinde Schwarzhäusern. In alter Zeit trug die ganze Siedlung den Namen Rufshusen oder Rufshausen, abgeleitet von Rudolfshausen. Der ursprüngliche Weiler Schwarzhäusern, der seinen Namen wohl von der Farbe seiner Wohnhäuser erhielt, lag an der Durchgangsstrasse Aarwangen—Grossweiher mit Abzweigungen nach Kestenholz und Wolfwil. Dieser günstigen Verkehrslage wegen entwickelte sich nicht Rufshausen, sondern Schwarzhäusern zum Dorf und gab der ganzen Niederlassung den Namen. Im Jahre 1618 tritt der Name Schwarzhäusern zum ersten Mal als Ortsbezeichnung der Gemeinde auf.

Über der breit vorbeiziehenden Aare gelegen, umrahmen ausgedehnte Wälder die hellgrünen Wiesen und fruchtbaren Äcker des Dörfchens, der Weiler und der Einzelhöfe. Der *Längwald*, in dessen wohl von den Alamannen geschaffenen Einbuchtung von fruchtbarem Kulturland die Siedlung liegt, gilt als einer der schönsten und ausgedehntesten Wälder im Bernbiet. Er zieht sich auf der nördlichen Seite der Aare in einer Länge von fast 20 km von Wangen an der Aare bis in die Gegend von Neuendorf SO in einer durchschnittlichen Breite von 3 km hin.

Nördlich von Rufshausen liegt der *Tiergartenwald*. Die Herkunft des seltsamen Namens kann nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden. Nach mündlicher Überlieferung sollen in diesem Walde die Kadaver von Tieren verschartt worden sein

Bewirtschaftung des Waldes

Der Längwald diente bis ins 19. Jahrhundert hinein in erster Linie als Weide und Futterlieferant für die Schweine; denn Eicheln und Bucheckern bildeten das wichtigste Futtermittel für die Schweinezucht. Streitigkeiten um das Achrum, das Recht, durch den Weidgang oder das Einsammeln von Eicheln und Bucheckern den Ertrag des Waldes zu verwerten, mussten oft durch Schiedssprüche der Landvögte von Bipp und Aarwangen oder in schweren Fällen von der Regierung zu Bern beigelegt werden. Da die Gegend nur dünn bevölkert war, erlitt der Wald durch den Entzug von Bau- und Brennholz nur wenig Einbusse.

Jahrhundertelang fand nur eine geringe Verwertung des Holzbestandes aus dem Längwald statt. Noch vor 120 Jahren wurden mächtige Eichen, die sich über der Stierenwald-Allmend und den Stierenweidwald erhoben, zu Spalten verarbeitet. Erst im 19. Jahrhundert begann man den Reichtum des Längwaldes zu verwerten, als Eisenbahnen und Schiffahrtskanäle gebaut wurden. Mächtige Tannenstämme wurden von Aarwangen auf dem Wasserwege von der Aare zum Rhein nach Frankreich ausgeführt, nachdem die Waldbesitzer das Holz auf Pferdefuhrwerken zum Aarwanger Anlegeplatz an der Aare geführt hatten. Um 1850 bis 1870 sollen auf der Ländte bei Schwarzhäusern Hunderte von Bautannen gelegen haben, die, zu Flössen zusammengefügt, den Weg ins Ausland, besonders nach Frankreich, fanden. Allein schon vor 1900 bezog Frankreich seinen Holzbedarf aus andern Gebieten, so dass der Holzhandel mit diesem Lande ein Ende nahm.

Schiffahrt, Handel und Wandel auf der Aare

Die Bewohner von Schwarzhäusern sahen jedoch auf der Aare noch andere Wasserfahrzeuge vorüberziehen; denn ein grosser Teil des Warenverkehrs wickelte sich damals auf den Flüssen und Seen ab. Zu erwähnen sind die Weintransporte, die vom Waadtland und von den Rebgebieten an den Juraseen auf der Aare vorüberglitten. Erst als von der Mitte des 19. Jahrhunderts an die Eisenbahnen in unser Land Einzug hielten, übernahm die Schiene nach und nach den grössten Teil des Warentransportes, den bis dahin Schiffe besorgt hatten. Reger Verkehr herrschte auf der Aare, wenn der grosse Salztransport, bestehend aus einigen hundert Fässern, vorbeifuhr, um die Salzhäuser in Wangen an der Aare und Nidau mit Salz zu versorgen. In Booten stehende Schiffer führten Salzladungen mit sicherer Hand aareaufwärts. Der grösste Teil des Salzes kam aus Burgund, war auf Kanälen zum Rhein geführt worden und gelangte schliesslich zu den 13 grossen bernischen Salzlagern, wo das Salz in den Salzhäusern aufgespeichert und von da aus zum Verkauf in die 200 Bütten abgegeben wurde. Eine Salzbütte befand sich in Aarwangen, die das Salz aus dem Salzlager von Wangen an der Aare bezog. Salz lieferten auch Tirol und Bayern, besonders wenn die Könige von Frankreich gelegentlich die Salzeinfuhr sperrten, um auf die Eidgenossen einen Druck auszuüben.

Die Entdeckung der Salzquellen bei Bex im Rhonetal im 16. Jahrhundert weckte anfangs in Bern grosse Hoffnungen. Allein der Salzgehalt der Quellen betrug nur 1 bis 2 Prozent, höchstens 3 Prozent. Deshalb konnte das in Bex gewonnene Salz nur zum kleinsten Teil den Salzbedarf des Staates Bern decken, so dass die Salzeinfuhr aus Burgund und andern Gebieten keine Einbusse erlitt.

Aber nicht nur die Aare diente als Verkehrsweg für den Salzhandel; vom obern Hauenstein her bewegten sich die mit Salzfässern beladenen Fuhrwerke der Brücke von Aarwangen zu. Obschon im Jahre 1487 dem Landvogt zu Wangen ein Befehl zugeteilt worden war, unberechtigten Salzhandel zu bestrafen, blieb dieser Schwarzhandel noch lange bestehen. Auch die hohen Zollgebühren wurden oft umgangen. Ein Bürger von Schwarzhäusern soll durch den Salzhandel zu nicht unbeträchtlichem Reichtum gekommen sein, bevor es dem Staate Bern gelang, den Salzhandel ganz an sich zu ziehen.

Von den andern Warentransporten, die auf der Aare bewerkstelligt wurden, ist noch der *Salpetertransport* zu erwähnen. Salpeter diente zur Herstellung von Schiesspulver; denn das Schwarzpulver bestand aus etwa 75 Teilen Salpeter,

15 Teilen Kohle und 10 Teilen Schwefel. Besondere Zutaten und ein bestimmtes Mischungsverhältnis der drei Hauptbestandteile konnten die Wirkung des Schiesspulvers wesentlich erhöhen. Solche Zusammensetzungen wurden als wohlgehütetes Geheimnis behandelt.

Anfangs lag die Zubereitung von Schiesspulver ausschliesslich in den Händen der Büchsenmacher. Später übernahmen Privatleute die Fabrikation und den Vertrieb, bis schliesslich die Regierung die Hand auf diesen wichtigen Handel legte. Schon vor dem Jahre 1650 durfte niemand mit Schiesspulver handeln, der nicht dazu von der Obrigkeit patentiert worden war.

Was die Pulverfabrikation für Bern bedeutete, zeigt eine Eintragung im Kriegsratsmanual. Der Kriegsrat erteilte 1653 dem Zeugherrn den Befehl, bis 2000 Tonnen Pulver herstellen zu lassen, wohl wegen der damaligen unruhigen Zeit (Bauernkrieg). 1695 befanden sich in den Magazinen der Stadt Bern 1792 Zentner Schiesspulver, ohne die Vorräte in den Magazinen der Landschaft.

Salpetergewinnung

Salpeter, der Hauptbestandteil der Pulverherstellung, musste zum grössten Teil vom Ausland her eingeführt werden. Um die Anschaffungskosten etwas herabzusetzen, förderte die bernische Regierung das Salpetergraben im eigenen Lande. In Ställen und an Orten, wo tierische Abfälle zu finden waren, suchten Salpetergraber nach dem wertvollen Salz. Wie in einigen andern Ländern, legte man Salpetergruben an, indem man Dünger, tierische Abfälle und andere geeignete Stoffe mit lockerer Humuserde, Bauschutt und Holzasche aufschichtete und während 2 bis 3 Jahren durch Aufgiessen von Stalljauche feucht hielt. Der dadurch entstandene Kalisalpeter und andere Salpeterverbindungen wurden mit Pottasche (kohlensaurem Kalk) ausgelaugt, gereinigt und zur Kristallisation gebracht. Da das Verfahren einige Kenntnisse erforderte, erliess die bernische Regierung schon 1612 eine Verordnung, die das Salpetergraben und Sieden nur solchen Leuten gestattete, die sich als Fachleute ausgewiesen hatten. Auch Klagen über Verwüstungen, die durch das Graben in fremden Ställen entstanden waren, hatten zur Verordnung von 1612 beigetragen. Das Salpetergraben hatte auch in der Gemeinde Schwarzhäusern Fuss gefasst; wir finden auch Angehörige der Burgerfamilie Burkhard, die sich als eifrige Salpetergräber betätigten.

Goldwaschen

Eine ausserordentliche Tätigkeit müssen wohl einzelne Anwohner der Aare im Oberaargau ausgeübt haben: Sie sollen, wie uns Albrecht von Haller (1708 bis 1777) berichtet, noch zu seiner Zeit aus dem Fluss Gold gewaschen haben. In seinem Gedicht «Die Alpen» erzählt er darüber:

«Der Strom fliesst schwer von Gold und wirft gediegne Körner, Wo sonst nur grauer Sand das Ufer schwärzt. Der Hirt sieht diesen Schatz, er rollt zu seinen Füssen, O Beispiel für die Welt! Er sieht's und lässt ihn fliessen.»

Haller bemerkt in einer Fussnote zu dieser Stelle seines Gedichtes: «Das in der Aare fliessende Gold. Der Sand bestehet meist aus kleinen Granaten, und sieht deswegen fast schwarz aus. — In den Gebürgen wird kein Gold gewaschen, die Alpen-Leute sind zu reich dazu. Aber unten im Lande beschäftigen sich die ärmsten Leute um Aarwangen und Baden damit.»

Auch Albert Jahn (1811—1900) weiss vom Goldwaschen in seiner Zeit zu berichten: « ... auch im Kanton Solothurn wird aus dem Sand der Aar wie aus der Emme, etwas Gold gewaschen.»

Bei der Emme, bemerkt Jahn, werde nur unterhalb der Einmündung in die Aare Gold gewonnen. «Weit gefehlt», fährt Jahn fort, «dass die Aar oberhalb (der Emmemündung) oder gar im Oberland Goldsand führt, das spärliche Gold wird ihr lediglich durch die Emme zugeführt, das man im Oberaargau aus dem Aaresand wäscht.»

Heimweberei

Neben den bereits erwähnten Betätigungen der Burger und Hintersässen von Schwarzhäusern nahm die Textilindustrie eine wichtige Stelle ein. Neben wohlhabenden Landwirten, die stattliche Güter bewirtschafteten, arbeiteten auf kleinen und mittleren Heimwesen Bauern, die es nötig hatten, neben der Bearbeitung ihres Gutes ein Gewerbe auszuüben. Sie woben in eigenen Webkellern vor allem Leinentücher, die sie den Tuchherren in Aarwangen und Langenthal ablieferten.

Färherei und Bleiche

In Schwarzhäusern befanden sich eine Färberei und eine Naturbleiche, wo die gewobenen Tücher gefärbt und gebleicht wurden. Ein obrigkeitlicher Tuchmesser kontrollierte die gewobenen Tücher; er stellte fest, dass zum Beispiel vom September 1850 bis zum September 1851 im Fabrikationsbereich Aarwangen 352 Stück Tuch gewoben worden waren.

In Schwarzhäusern starb 1765 ein Hans Jakob Burkhard, der den Beruf eines Strohwebers ausgeübt hatte. Da bei den übrigen Personen im Rodel jede Berufsangabe fehlt, muss dieser Beruf damals als etwas Besonderes gegolten haben.

Die Färberei Schaad in Schwarzhäusern soll bis etwa 1860 bestanden haben. Sie war in dem grossen, ockergelben Haus untergebracht, das der Wanderer rechts der Strasse Aarwangen—Schwarzhäusern erblickt, bevor er den Dorfkern von Schwarzhäusern betritt. Die Besitzer der Färberei waren einflussreiche und wohl auch gelegentlich eigenwillige Herren, denen die Regierung in Bern eine überwachende Aufmerksamkeit schenkte. So wissen wir, dass am 22. Oktober 1685 der Färber Hans Schaad vom Landvogt Johann Fischer (Landvogt zu Bipp 1684—1690) sehr streng bestraft wurde, weil er gesagt hatte, der Landvogt zu Bipp habe in Schwarzhäusern weder zu gebieten noch zu verbieten. Die wohl von Zuträgern nach dem Schloss Bipp überbrachte Äusserung Schaads hatte zur Folge, dass der Fabrikherr «um Hab und Gut», wie es heisst, bestraft wurde.

Deswegen scheint aber die Firma nicht untergegangen zu sein. Wir vernehmen, dass in einer Gewitternacht des Jahres 1772 der Blitz in das Haus des Rudolf Schaad schlug und es einäscherte. Die Gemeinde Wiedlisbach habe an den Wiederaufbau der Färberei 8 Kronen gestiftet. Als Schwarzhäusern am 1. Februar 1823 eine Feuersbrunst erlitt, leistete Wiedlisbach wiederum 16 Franken. Diese Gaben beweisen, dass zwischen den beiden Gemeinden sowohl geschäftliche als auch freundschaftliche Beziehungen bestanden.

Aarebrücke

Obschon Schwarzhäusern zur Herrschaft Bipp gehörte, waren Verkehr und Beziehungen zum nahegelegenen Aarwangen sehr rege; denn das breite Band des Längwaldes trennte die Gemeinde von der eigenen Herrschaft. Aus diesem

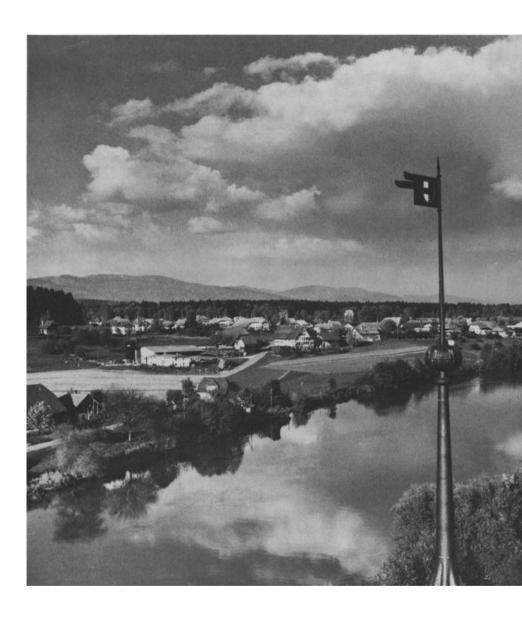
Grande wurde wohl Schwarzhäusern 1871 von der ehemaligen Herrschaft Niederbipp gelöst und dem Amtsbezirk Aarwangen zugeteilt. Die Aarebrücke von Aarwangen war daher eng mit dem Handel und Wandel Schwarzhäuserns verbunden; ihr Schicksal berührte die wichtigsten Lebensinteressen des Dorfes.

Die Brücke von Aarwangen war im Mittelalter neben der Brücke von Wangen der wichtigste bernische Aareübergang, der zu den Jurapässen führte und in alter Zeit die Landschaften Oberaargau und Buchsgau miteinander verband. Wir wissen, dass die Zollstätte und die einträglichen Zolleinnahmen von den Grafen von Froburg an die Grafen von Neuenburg übergingen. Am 18. März 1313 belehnten Graf Rudolf von Neuenburg und sein Bruder, Dompropst Hartmann von Solothurn, die Ritter Walter und Johann von Aarwangen mit der Burg und dem Zoll von Aarwangen. Sie sollten den Aareübergang und den Schiffsverkehr auf dem Flusse sichern. 1406 wurde die Brücke als kyburgisches Lehen bezeichnet, aber erst 1432 ging die Herrschaft Aarwangen mit allen Rechten der Brücke an Bern über.

Markt und Brückenzoll

In der vorbernischen Zeit war hier der Brücke wegen einer der ersten Marktorte im Oberaargau entstanden. Der Markt von Aarwangen besass das Privileg, dass nirgendwo sonst in der Gegend Salz, Mehl, Eisen, Leinwand und Wolle feilgeboten werden durften als auf diesem Markt. In der bernischen Zeit jedoch trat Aarwangen als Marktort immer mehr zurück; Langenthal wurde schliesslich der bevorzugte Marktplatz im Oberaargau.

Als der Zoll der Brücke in bernische Hände überging, erwarteten die Bewohner der Gegend, dass nun diese Abgabe aufgehoben werde. Abgaben wurden in alter Zeit als Entgelt für die Benützung der Strassen und Wege erhoben, wenn eine Strasse in ein anderes Herrschaftsgebiet führte. Nun aber gehörten die ehemaligen Herrschaften ringsherum zu Bern, so dass das Volk diese Abgabe als überflüssig betrachtete. Bern jedoch liess den Zoll als Brückenzoll bestehen. Auch der Weiterbestand der Gratislieferung von Bauholz für den Unterhalt der Holzbrücke, mit der die meisten Gemeinden des Amtes belastet waren, erregte Unwillen. Nur äusserst widerwillig wurden all diese Abgaben entrichtet.



Blick auf Schwarzhäusern vom Schloss Aarwangen aus. Aufnahme H. Zaugg, Langenthal

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 12 (1969)

Hochwasser und Brände

Der Lauf der Aare war damals noch nicht korrigiert; oft überschwemmten bei Hochwasser die Fluten das Land und beschädigten die Holzbrücke, indem Brückenpfeiler zusammenbrachen.

Am 10. Mai 1471 brannte die Holzbrücke nieder. Die damals erbaute neue Brücke bestand nur etwa hundert Jahre. Bei Hochwasser trieb eine entwurzelte Linde auf die Brücke zu und beschädigte sie derart, dass ein Neubau ins Auge gefasst werden musste. Erst 1571 schritt man zur vollständigen Erneuerung der Brücke, nachdem man vorher die ärgsten Schäden notdürftig behoben hatte.

Am 25. Juli 1758, morgens halb drei Uhr, weckte ein lautes Krachen die Umwohner der Brücke. Das Hochwasser riss die Hälfte der Brücke nieder und trug sie bis zu einer Insel in der Nähe von Aarburg. Die damals erbaute Holzbrücke diente bis zum Jahre 1887 als Übergang. Dann wurde sie durch eine Brücke aus Eisen ersetzt, an deren westlicher Seite 1907 die Eisenbahnbrücke der schmalspurigen Langenthal-Jura-Bahn angebaut wurde. 1967 erweiterte man die Brücke auf der Ostseite durch den Anbau eines Fussgängerweges.

Das Zollhaus

So viel über die Aarebrücke, die für das nahe gelegene Dorf Schwarzhäusern von lebenswichtiger Bedeutung war und deren Geschick die Bewohner dieser Ortschaft stets berührte. Das zur Brücke gehörende Zollhaus wird 1581/82 zum ersten Mal in der Amtsrechnung erwähnt. Nach einem Bilde von Albert Kauw, das zwischen 1671 und 1677 gemalt worden ist, befand sich zwischen dem Zollhaus und der Aare ein breiter Ländteplatz. Ein Wirtschaftsschild der Zollhauswirtschaft weist die Jahrzahl 1756 auf. Im 19. Jahrhundert ging das Zollhaus in private Hände über. Es heisst heute Gasthof zum Bären.

Grossweiher

Noch zu erwähnen ist der Fulenbacher- oder Grossweiher, der in die Vergangenheit Schwarzhäuserns hineingehört. Es waren eigentlich zwei Weiher, die aber nur einen Namen trugen. Heute sind die beiden fischreichen Weiher verschwunden; nur noch im Namen «Grossweiher», wie die heutige Gaststätte

im frühern Weihergut heisst, lebt die Erinnerung an die verschwundene Seelandschaft fort. Die Wasserfläche des grössern obern Weihers betrug 19 ha 8 a = 53 Jucharten, die des kleinern untern Weihers 2 ha 88 a = 8 Jucharten.

Die Weiher gehörten von 1527 bis 1776 zum Schloss Bipp, waren also Eigentum des Staates Bern. Ein Verwalter, der im Weihergut wohnte, hatte die eingezäunten Weiher zu überwachen, zu fischen und die Karpfen, Schleien und Hechte in die Schlossküche von Bipp abzuliefern.

Am 16. Dezember 1678 verkaufte Bern das Weihergut, ohne die Fischweiher, den Niederbippern Beat Meyer und Hans Käser für 6250 Pfund. Die reiche Ausbeute an Fischen wollte der Staat Bern nicht aus der Hand geben. Den Landvögten in Bipp und den Herren in Bern lag es daran, sich gelegentlich als Fischer zu betätigen und dabei nicht auf die gewohnten Bequemlichkeiten verzichten zu müssen; denn wir lesen im Kaufvertrag mit den beiden Niederbippern, dass die neuen Besitzer des Wirtshauses verpflichtet waren, den fischenden Herren das Wirtshaus zur Wohnung zu überlassen. Die Besitzer sollten in dieser Zeit mit dem Nebenstübchen im Wirtshaus vorlieb nehmen und sich mit dem für sie nötigen Platz in der Küche begnügen. Wenn die Herren mit Gefolge in Kutschen und hoch zu Pferd zum Fischfang anrückten, werden die Bewohner von Schwarzhäusern den ungewohnten Betrieb mit Interesse verfolgt haben.

Die beiden Weiher waren nicht sehr tief; Fische gab es andernorts genug, besonders auch in den Weihern, welche die bernischen Patrizier bei ihren Schlössern und Landhäusern angelegt hatten. Am 11. März 1776 übergab die Regierung in Bern die beiden Weiher als Erblehen zur Austrocknung dem Ulrich Ryser auf dem Klebenhof bei Aarwangen zur Hälfte, ferner dem Rudolf Schaad zu Schwarzhäusern und dem Ulrich Rychner je zu einem Viertel gegen einen jährlichen Bodenzins von 18 Mütt Dinkel und dem üblichen Ehrschatz (Gebühr zur Anerkennung des Rechts des Lehensherrn). Wo einst das Wasser der Weiher sich ausdehnte, entstand fruchtbares Kulturland, das dem Staate Bern von nun an nicht mehr Fische, sondern Dinkel einbrachte.

Bevölkerungsbewegung

Werfen wir noch einen Blick auf die Bevölkerungsbewegung. Nach der ersten vorliegenden Angabe bestand Schwarzhäusern im Jahre 1653 aus 12 Haushaltungen. 1827 gab es 38 Wohnhäuser mit 262 Einwohnern. 1850 stieg

die Einwohnerzahl auf 458 an, der höchsten Zahl im 19. und 20. Jahrhundert bis 1930. In diesem letztern Jahre hatte Schwarzhäusern 403 Einwohner. Heute zählt die Gemeinde rund 500 Personen.

Burger und Hintersässen

Im alten Bern bis 1798 gab es in den Städten und Dörfern Burger und Hintersässen. Schon damals konnte das Burgerrecht durch Kauf oder durch Verfügung der Burgergemeinden erworben werden. In Schwarzhäusern bestanden, wie aus den Tauf-, Ehe- und Totenrödeln ersichtlich ist, folgende Burger- und Hintersässengeschlechter:

Kellerhals (1567), Stampbach (1568), Burkhard (1570), Ledermann (1572), Wyss (1584), Schaad (1587), Felber (1603), Wild (1625), Mönch (1658), Bohnenblust (1680), Gygax (1770), Hunziker (1778).

Nach den vorliegenden Akten konnte nicht bestimmt werden, welche Geschlechter Burger und welche Hintersässen waren.

Abgaben

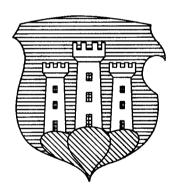
Was die Abgaben betrifft, entrichteten die Burger von Schwarzhäusern für jede bürgerliche Haushaltung ein Einzugsgeld von 10 Kreuzern, was 1792 für 37 Haushaltungen 3 Kronen, 17 Batzen und 2 Kreuzer ausmachte. Das jährlich zu entrichtende Hintersässengeld betrug 3 Kronen. In Schwarzhäusern wurde das Einzugsgeld dem Armengut zugewiesen; das Hintersässengeld kam in den Gemeindesäckel.

Durch die Einführung der Einwohnergemeinden wurde der Unterschied zwischen Burger- und Einwohnergemeinden, besonders auf dem Lande, weitgehend verwischt; ganz verschwand der Unterschied dort, wo die Burgergemeinde aufgehoben und deren Besitz der Einwohnergemeinde übergeben wurde. Wo begüterte Burgergemeinden weiter bestanden, bildete der sogenannte Burgernutzen ein beträchtliches Hindernis zur Aufnahme neuer Burger; denn die Burger, die im Genuss des Burgervermögens standen, wollten nicht durch den Zuzug neuer Teilhaber ihren Anteil am Burgernutzen verkleinern.

Schwarzhäusern besitzt noch eine Burgergemeinde und richtet an die in der Gemeinde wohnenden Burger den Burgernutzen aus. offen a rap Displone, Verif Birdust

Im 24 tag bragmonaté Vli Brigkfart von RAKE.

Die Ekren: Welring Brestart, und Ama Biler. Dind Reogan. Zinge Wernen Gigerist von Aberbiyo. Reston Läderman von Rinfo. Bissen vond Cama Barig von Arwange.



Älteste Archiveintragungen über die Familie Burkhard Zweige Ostermundigen-Bern und Langenthal

Oben: Eherodel Niederbipp, 1570, 8. August: Heirat Ulrich Burkhard und Anna Meister. Mitte: Eherodel Niederbipp, 1572, 24. Brachmonat: Heirat Ulrich Burkhard und Anna Büler.

Unten: Taufrodel Niederbipp, 1587, 28. Mai: Taufe Stephan Burkhard. Eltern: Ulrich und Anna, geb. Büler.

Heute besitzt jeder Schweizer ein Gemeindebürgerrecht, sei es als seit langem eingesessener Burger oder Hintersässe in seiner Heimatgemeinde oder aber durch Einkauf oder durch einen Beschluss der Burger- oder Einwohnergemeinde. Durch diese Möglichkeiten, den Heimatort zu wechseln, haben sich viele Verschiebungen ergeben. So leben heute noch folgende bürgerlichen Geschlechter in der Gemeinde Schwarzhäusern: Bohnenblust, Burkhard, Mönch und Schaad.

IL Auf der Suche nach den Vorjahren

Die früheste Kunde von der Vergangenheit eines Geschlechtes vernimmt man aus den ersten kirchlichen Aufzeichnungen, aus den *Tauf-, Ehe- und Toten-rödeln* der Kirchgemeinden. Ausser den Daten der Taufe, Eheschliessung und des Hinschieds wirft nur hie und da eine kurze Bemerkung in diesen Akten ein schwaches Licht auf den Träger des Namens. Geistliche führten diese Rodel; eine zivile Einwohnerkontrolle gab es noch nicht.

Die älteste Nachricht von einem Burger namens Burkhard entnehmen wir dem Eherodel von Niederbipp: Am 8. August 1570 vermählte sich *Ulrich Burkhard* mit Anna Meister. Diese Ehe blieb kinderlos; Anna Meister starb bald. Da der Totenrodel aus dieser Zeit fehlt, ist der Todestag nicht bekannt. Am 24. Juni 1572 heiratete Ulrich seine zweite Gemahlin, Anna Büler von Brittnau. Dieser Ehe entsprossen fünf Kinder: 1573 Barbeli, 1576 Hans, 1580 Catherine, 1584 Sulpicius und 1587 Stephan.

Werfen wir einen Blick auf die *Taufpaten*. Schon damals erhielten Knaben zwei männliche und einen weiblichen Taufpaten, die «Mägdlin» zwei weibliche und einen männlichen. Unter den Paten für Hans (1576) befand sich der Landvogt Hans Wilhelm von Mülinen (1574—1581) von Bipp; deshalb erhielt der Knabe den Vornamen Hans. Den Namen Sulpicius (1584) hatte das vierte Kind Ulrichs vom Landvogt Sulpicius Haller (1581—1587) von Bipp, der damals als Taufpate zeichnete. Da der Name Sulpicius weder in einem Totenrodel noch in einem Eherodel der folgenden Jahre vorkommt, ist anzunehmen, dass der Knabe entweder früh gestorben oder ledig geblieben ist.

Die nächstfolgenden Generationen weisen einen bedeutenden Kindersegen auf. So besass Ulrichs ältester Sohn Hans elf Kinder, wovon sieben Knaben waren. Ein ähnlicher Kindersegen ist in dieser Zeit auch bei andern Angehörigen des Geschlechts festzustellen. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts

wurde die Grundlage gelegt zur starken Ausbreitung des Geschlechts. Aus den Tauf-, Ehe- und Totenrödeln von Niederbipp, wo die ältesten Angaben über die Familie zu finden sind, konnten bis 1800 aus den Taufrödeln 263 Täuflinge herausgeschrieben werden, die 70 Burkhardfamilien angehörten.

Freilich war damals die *Kindersterblichkeit* sehr gross, was aus den Totenrödeln zu ersehen ist. Erhöht wurde die Sterblichkeit durch Epidemien, denen man damals hilflos gegenüberstand. So wütete im Jahre 1765 in Schwarzhäusern eine Seuche, nach dem Totenrodel die Ruhr, wahrscheinlich aber war es Typhus. Auffallend war, dass einzelne Weiler der Gemeinde stark befallen wurden, so besonders Rufshausen, während der Weiler Schwarzhäusern verschont blieb. Damals verlor zum Beispiel Jakob Burkhard zu Rufshausen innert fünf Tagen drei Kinder.

Strukturwandel

Bemerkenswert ist die Feststellung, dass im 16./17. Jahrhundert jede Familie, wobei alle Burkhard-Familien einbezogen wurden, durchschnittlich 6 (genau 5,6) Kinder ihr eigen nannte, während es im 18. Jahrhundert nur 3 (genau 3,1) waren. Für diesen Rückgang gibt es verschiedene Ursachen. Eine der einschneidendsten ist wohl der Wandel der wirtschaftlichen Struktur. Während noch im 16./17. Jahrhundert die Landwirtschaft Haupterwerbsquelle war und die Bevölkerung ernährte, stiess allmählich die Industrie in den rein ländlichen Bezirk vor; der Bauer wurde zum Heimarbeiter, der nur einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb führte. Die Färberei und Bleicherei im eigenen Dorf, die Textilindustrie in Aarwangen und in andern Nachbardörfern gaben Gelegenheit zum Geldverdienen. Besonders Bauernfamilien mit grosser Kinderschar konnten ihre erwachsenen Kinder, für die kein Bauernhof vorhanden war, in der Heimweberei unterbringen. Ferner benötigte der Heimarbeiter für seinen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb keine grosse Kinderschar, wie sie auf einem umfangreichen Bauernhof erwünscht war.

Archivarheit

Die Grundlage jeder Familiengeschichte ist die Erarbeitung der Stammfolge. Voraussetzung zur Lösung unserer Aufgabe war, dass aus den Tauf-, Ehe- und Totenrödeln der Gemeinden Niederbipp, Aarwangen, Schwarzhäusern und Herzogenbuchsee alle vorkommenden Angehörigen des Geschlechts herausgeschrieben wurden. Es waren bis 1800 263 Personen. Anhand dieser Auszüge konnte jede einzelne Familie mit Vater, Mutter und Kindern zusammengestellt werden. Leider fehlen aber in den Taufrödeln bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die Angaben über die Eltern der Eltern, so dass, trotz der genauen Eintragungen über die Einzelfamilien, die Aufstellung eines Stammbaumes sehr schwierig, ja dass sie in vielen Fällen unmöglich ist. Die Hauptschwierigkeit verursachen die vielen gleichen Vornamen; denn gleichzeitig lebende Familien können Kinder nahezu gleichen Alters mit gleichen Vornamen haben, von denen jedes das gesuchte Glied in der Stammfolge sein könnte

Nach vergeblichem Suchen, von 1570 an die Ahnenreihe zu errichten, hielt ich Umschau nach einem andern Weg.

Aufstellung der Stammfolge

Als Schwarzhäusern 1871 von Niederbipp getrennt wurde, legte es einen Burgerrodel an, der mit dem Jahre 1800 beginnt und der alle Angaben enthält, die zur Familienforschung notwendig sind, so dass von diesem Jahre an bis zu unserer Gegenwart Stammbäume mit Leichtigkeit erstellt werden können.

Der älteste Angehörige unseres Zweiges der Familie Burkhard in diesem Burgerrodel ist ein Friedrich Burkhard. Es galt nun, von diesem sichern Punkte aus gleichsam rückwärts in die Vergangenheit vorzudringen, indem nicht nach den Söhnen, sondern nach den Vätern gesucht werden musste. Dabei kam der Umstand zu statten, dass der Vorname Friedrich in dieser Zeit nur einmal vorkam, so dass Friedrichs Vater bald gefunden war; es war Ulrich Burkhard, verheiratet mit Maria Hofer. Aus den Tauf- und Eherödeln von Niederbipp und Herzogenbuchsee konnte die Familie Friedrichs zusammengestellt werden:

Friedrich Burkhard (geb. 1724)

- 1. Gemahlin: Anna Burger von Eggiwil. Kinder: Friedrich, 19. November 1769; Hans Ulrich, 28. März 1772; Andres, 3. Oktober 1773.
- 2. Gemahlin: Ursula Brunner. Kinder: Johannes, 20. Oktober 1774; Anna Barbara, 23. Februar 1777.

Bedeutend schwieriger gestaltete sich die Suche nach dem Vater Ulrichs. Da die Aufstellungen der 70 Burkhard-Familien zur Verfügung standen,

musste unter diesen Familien nach einem Vater gesucht werden, der einen Sohn namens Ulrich besass. Weil der Name Ulrich sehr häufig war, fanden sich gleich drei Väter, von denen jeder einen nahezu gleichaltrigen Sohn namens Ulrich hatte. Nun war guter Rat teuer. Schon glaubte ich am Ende der Nachforschungen zu sein. Da fand ich unter meinen Auszügen aus dem Totenrodel von Aarwangen, wo die meisten Verstorbenen von Schwarzhäusern beerdigt wurden, die Angabe, dass am 7. Juli 1765 Ulrich Burkhard, ein Witwer, im Alter von 78 Jahren gestorben sei. Wenn man von 1765 78 Lebensjahre abzieht, so erhält man das Geburtsjahr des Verstorbenen, 1687. Dieses Jahr war das Geburtsjahr eines der drei Ulriche; er war der Gesuchte. Sein Vater hiess Beat Burkhard. Glücklicherweise gab es unter den Burkhard damals nur einen Beat, so dass auch dessen Vater, Felix Burkhard, leicht gefunden werden konnte. Um 1600 herum lebten noch verhältnismässig wenige Burkhard-Familien; der Anschluss an den ersten bekannten Stammhalter, Ulrich Burkhard (1570), konnte gut bewerkstelligt werden. Felix Burkhard war ein Sohn von Stephan Burkhard, dem jüngsten Sohn des Altvaters Ulrich. Damit war die Kette wieder geschlossen. (Vergleiche die Stammfolge im Anhang zu dieser Arbeit.)

Friedrich (geb. 1724)

Der erste Vorfahre, über den wir nähere Nachricht besitzen, ist Friedrich Burkhard. Er ist der erste, dessen Beruf wir kennen. Freilich besitzen wir eine wichtige Angabe nicht, das Datum seines Todes. Denn obschon die Pfarrherren die Rodel der Kirchgemeinden im allgemeinen zuverlässig führten, traten doch hie und da Lücken zutage. So kommt es vor, dass in den Taufrödeln sogar der Name des Täuflings fehlt, während die Eltern und Tauf zeugen angegeben sind, oder die Angaben über die Eltern und Taufzeugen sind unvollständig. Trotzdem müssen wir für die Kontrollführung der Geistlichen dankbar sein; denn für den Bürger aus dem Volke ist sie die einzige Quelle, um Stammbäume zu errichten. Nur Patrizierfamilien und einige alteingesessene Bürgerfamilien in den Städten besitzen oft schon seit Jahrhunderten geführte Stammbäume.

Friedrich erblickte das Licht der Welt in Rufshausen. Nach der dort verbrachten Jugendzeit heiratete er Anna Burger aus Eggiwil. Nachdem er von der Regierung in Bern den Ausweis als Salpetergraber und Salpetersieder erworben hatte, suchte er für seinen Beruf einen erweiterten Wirkungskreis in der Gegend von Herzogenbuchsee. Der Ehe mit Anna Burger entsprossen drei



Speicher in Schwarzhäusern. Aufnahme H. Zaugg, Langenthal

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 12 (1969)

Kinder, Friedrich (1769), Hans Ulrich (1772), beide noch getauft in Aarwangen, und Andres (1773), bereits im neuen Wirkungsgebiet Herzogenbuchsee getauft. Dort starb Anna Burger. Friedrich schloss eine zweite Ehe mit Ursula Brunner, die ihm zwei Kinder schenkte, Johannes (1774) und Anna Barbara (1777). Johannes ist unser Vorfahre. Diesem standen Hans E. Büeler von Heimenhausen, Bartlome Schwander von Herzogenbuchsee und Marie Ingold von Thunstetten zu Gevatter. Es fällt auf, dass die Taufpaten aus verschiedenen Ortschaften der Region Herzogenbuchsee stammen, was auch bei den andern beiden Geschwistern, die in Herzogenbuchsee getauft worden waren, der Fall ist. 1777 wohnte die Familie Friedrichs in Bollodingen. Friedrich hat wohl in der ganzen Gegend nach Salpeter gegraben, daher die Taufpaten aus ganz verschiedenen Ortschaften, die den Wirkungskreis des Salpetergrabers abzeichneten. Er scheint ein initiativer Mann gewesen zu sein, der den Mut aufbrachte, die Sesshaftigkeit in Schwarzhäusern aufzugeben und ein erweitertes Wirkungsfeld zu suchen. Er hat wohl Herzogenbuchsee und Umgebung zu seinem Arbeitsgebiet gewählt, weil sich zu Thörigen ein Verwandter befand, Samuel Burkhard, dessen 1778 geborener Tochter Maria Friedrichs zweite Gemahlin, Ursula Brunner, Taufzeugin war.

Allein, die Salpetersiederei war wohl kein einträgliches Geschäft, auch deshalb, weil für den Hintersässen in Bollodingen kein Burgernutzen bestand; denn in Schwarzhäusern stand die Familie unter den Bezugsberechtigten im 12. Rang. Wir finden daher die Familie bald wieder in Schwarzhäusern, wo ihre Nachkommen bis 1836 verblieben, bis der Enkel Johann Jakob (1808 bis 1883) als Schulmeister nach Ostermundigen zog.

Johannes Burkhard (1774—1845)

Friedrichs jüngster Sohn übte zunächst den Beruf eines Salpetergrabers aus. Er stand wirtschaftlich auf bessern Füssen als sein Vater; er besass ein Wohnhaus und eine Hofstatt von einer halben Jucharte. Der kleine landwirtschaftliche Betrieb und der Burgernutzen schienen einen bescheidenen Lebensunterhalt zu ermöglichen. Allein Johannes fand im Umgang mit Salpeter keine Befriedigung; durch einen Berufswechsel wollte er eine gesicherte Lebensgrundlage schaffen; er wurde Haftengiesser und hierauf Weber. Das Herumtasten in verschiedenen Berufen, in denen er als Anfänger auf keinen grünen Zweig kommen konnte, verschlechterte seine wirtschaftliche Lage derart, dass der «Salpeterhannes oder Giesser», wie er in Schwarzhäusern genannt wurde, in Schulden geriet. Am 28. Februar 1821 wurde der Geltstag über ihn ver-

hängt. Eine Folge davon war, dass er als Burger von Schwarzhäusern vom 12. Rang in den 29. Rang versetzt wurde. Von nun an verdiente er als Weber seinen Unterhalt.

Johann Jakob Burkhard (1808-1883)

Des Johannes jüngster Sohn Johann Jakob, der nach dem zweiten Berufe seines Vaters im Dorfe «Giesserjoggi» genannt wurde, hat, wie sein Vater, schliesslich den Beruf eines Webers ergriffen. Er hatte das Missgeschick seines Vaters mit Sorge verfolgt. Auch er strebte aus den engen Verhältnissen der Familie in Schwarzhäusern hinaus. Es kam ihm daher gelegen, dass der politische Umschwung des Jahres 1831 im Kanton Bern, der von den Brüdern Schnell eingeleitet worden war und der eine liberale Regierung ans Ruder brachte, neue Berufsmöglichkeiten bot.

Ein Hauptziel der Liberalen war, die Vorherrschaft der Stadt Bern im Kanton zu brechen. Dazu benötigte man aber geschulte Politiker, die auf dem Lande noch nicht in genügender Zahl vorhanden waren. Um in den Dörfern und Landstädten diesen Mangel zu beheben, richtete sich die Aufmerksamkeit der neuen Machthaber auf das Schulwesen. Durch verbesserte Schulen sollte die politische Bildung der Landbevölkerung gehoben werden. Man hielt Umschau nach geeigneten jungen Leuten, die als Landschulmeister in Frage kommen konnten. Die Bemühungen um das Schulwesen auf dem Lande gelten heute noch als eine der grossen Leistungen des Liberalismus, die 1835 zum ersten bernischen Primarschulgesetz führten. Dieses brachte unter anderem die obligatorische neunjährige Schulzeit.

Plötzlich stand der Entschluss vor Johann Jakob, Lehrer zu werden. Wie es dazu kam, geht aus den Akten nicht hervor. Wir dürfen jedoch annehmen, dass der damalige Schulmeister die Berufswahl des begabten jungen Webers wenn nicht angeregt, so doch befürwortet und unterstützt hat.

Die Anwärter für den Lehrerberuf hatten nach Abschluss des Kurses eine Prüfung abzulegen. Experten waren Pfarrherren oder andere von der Regierung bestimmte, zur Prüfungsabnahme befähigte Männer. Wer die Prüfung bestand, erhielt das bernische *Primarlehrerpatent*.

Johann Jakob hat einen Normalschulkurs in Aarwangen und Burgdorf besucht. Nach bestandener Prüfung heiratete er am 6. Oktober 1833 die Arbeitsschullehrerin Elisabeth Wiedmer von Oberentfelden AG. Am 7. August 1836 wurde er an die *Schule Ostermundigen* gewählt. Über seine Besoldung vernehmen wir: Behausung im Schulhaus beim Hubel, beiliegendes Gärtlein,

zwei Klafter Buchenholz, zwei Klafter tannenes Spältenholz, frei zum Hause geliefert. An «erdrich» das Mätteli beim Hubelhaus, ungefähr ½ Juchart, das als Pflanzland dienen konnte, und an barem Geld jährlich 200 L (Pfund). Ferner sollten zur Heizung des Schulhauses 300 «Wedelen» abgegeben werden.

Am 15. Oktober 1836 zog der neue Lehrer mit seiner Frau, dem 2½ Jahre alten Töchterchen Maria und der einjährigen Anna Elisabeth ins Hubelschulhaus ein und begann drei Tage später mit dem Unterricht.

Am ersten Schultag war die Schulstube überfüllt; denn die Zahl der schulpflichtigen Kinder überstieg das Hundert. Nicht jeden Tag erschienen alle Schüler zum Unterricht; wenn ein Kind zu Hause benötigt wurde, blieb es daheim. Im Sommer hatte der Lehrer täglich drei, im Winter fünf Stunden Unterricht zu erteilen.

Den jungen Lehrer befriedigte die Arbeit in der Schulstube. Am 10. November 1836 wählte ihn die Ortsschulkommission Ostermundigen zu ihrem Sekretär, ein Amt, das er bis zu seinem Rücktritt im Jahre 1866 ausübte. Aus der Zeit von dreissig Jahren liegen die von ihm in seiner klaren, stets gleichgebliebenen saubern deutschen Schrift geschriebenen Protokolle vor.

Frau Elisabeth wurde 1838 zur Arbeitsschullehrerin gewählt. Erst als die Zahl ihrer Kinder auf sieben angestiegen war, trat sie 1855 von dieser Tätigkeit zurück.

Der Familienzuwachs warf noch eine andere Frage auf, die Frage des Wohnraumes. Im Hubelschulhaus wohnte die Familie in engem Raum beisammen. Die Lehrersfamilie begrüsste es daher, als im Jahre 1846 unten im Dorfe ein *neues Schulhaus* mit zwei Schulzimmern und zwei Lehrerwohnungen dastand; die stark zugenommene Schülerzahl verlangte die Erweiterung der Schule auf zwei Klassen. Johann Jakob wurde Oberlehrer, und ein jüngerer Kollege trat als Lehrer der Unterschule im neuen Schulhause ein.

Ostermundigen ist eine Viertelsgemeinde und als solche ein Teil der Einwohnergemeinde Bolligen. Als Bolligen eine Einwohnergemeinde wurde, waren die heutigen Viertelsgemeinden Ostermundigen und Ittigen nur kleine Weiler. Ostermundigen wuchs aber so stark, dass die meisten Funktionen der Gemeindeverwaltung 1857 an die Viertelsgemeinde übergingen. Nur ganz wenige Geschäftsbereiche blieben bei der Einwohnergemeinde Bolligen.

Bevor Ostermundigen selbständige Viertelsgemeinde wurde, besorgte die reiche Holzkorporation der Waldbesitzer, Holzgemeinde genannt, die Dorfgeschäfte; ihr Präsident, der Dorfmeister, war eigentlich Gemeindepräsident. Oberlehrer Burkhard versah das Amt eines Sekretärs der Holzgemeinde. Bei der Abfassung des Gemeindereglementes für die nun selbständige Viertelsgemeinde war Johann Jakob, in Verbindung mit alt Regierungsrat Franz David Albrecht Jaggi, dem führenden Betreuer der Neuordnung, stark beteiligt. Der bisherige Präsident der Holzgemeinde, Johannes Zoss, stand der neuen Gemeindeverwaltung als Präsident vor, und Oberlehrer Burkhard wurde der erste Gemeindeschreiber von Ostermundigen, ein Amt, das er neun Jahre ausübte.

Obschon der Oberlehrer sich in Ostermundigen gut eingelebt hatte und seine Arbeit geschätzt wurde, führte eine seit einiger Zeit schwelende Unstimmigkeit zu seinem Rücktritt. In Ostermundigen bezogen die Lehrer im Vergleich zu andern Gemeinden eine viel geringere Besoldung. Die Lehrer hatten im Gespräch mit Behördenmitgliedern und bei Sitzungen auf diesen Umstand hingedeutet, waren aber auf schroffe Ablehnung gestossen. Da entschloss sich der Oberlehrer, ein Gesuch um Besoldungserhöhung einzureichen. Besonders den Schulkommissionspräsidenten Zoss erbitterte dieses Vorgehen. Nicht dass er ein grundsätzlicher Feind der Schulmeister gewesen wäre; dazu war er zu aufgeschlossen. Es galt, die Gemeindekasse zu schonen; denn bis dahin, erklärte Zoss, seien die Schulmeister mit ihren Besoldungen recht gut durchgekommen.

Die Schulkommission lehnte das Gesuch ab, und das «unverantwortliche» Vorgehen wurde zum Dorfgespräch. Da entschloss sich Johann Jakob Burkhard, seine Drohung wahr zu machen; er reichte den *Rücktritt* ein. Mit ihm trat auch sein jüngerer Kollege zurück. An die Unterschule wählte hierauf die Schulkommission, zum erstenmal in Ostermundigen, eine Lehrerin, für die ein niedrigerer Besoldungsansatz in Frage kam. Erst nach zwei Ausschreibungen und nachdem die Besoldung erhöht worden war, konnte die Oberlehrerstelle besetzt werden.

Nun begab sich der Lehrer auf die Stellensuche. Nach einer kurzen Stellvertretung in Sutz wählte ihn die Schulkommission *Werdthof bei Lyss* an die Gesamtschule. Da die wohlhabende Gemeinde nur etwa 200 Einwohner aufwies, besass Werdthof eine kleine Schule, die dem alternden Lehrer mehr zusagte, als die überfüllten Klassen in Ostermundigen. Vom 1. November 1867 bis zum 1. April 1877 wirkte Vater Burkhard an der Schule Werdthof.

Nur schweren Herzens trennte er sich von der Schulstube. Als die Schulkommission Täuffelen-Gerolfingen für die Zeit vom Herbst 1877 bis zum Frühjahr 1878 für ihre Oberschule einen Lehrer suchte, stellte sich Johann Jakob zur Verfügung. Im April 1878 schrieb die Schulkommission in ihrem Zeugnis, dass Lehrer Burkhard trotz seines hohen Alters «mit gehöriger Geisteskraft» gearbeitet habe. Er habe «durch sein ordentliches Verhalten in und ausser der Schule die Liebe und Achtung der Schüler und deren Eltern erworben». Damit verliess der Unermüdliche für immer die Schulstube.

Die Linie Burkhard Ostermundigen-Bem

Der Kinderreichtum der Familie Burkhard vom 17. Jahrhundert an und die oft unvollständigen Angaben in den Rodeln verunmöglichen es, einen breitangelegten Stammbaum des ganzen Geschlechtes Burkhard mit allen Angehörigen aufzubauen. Wir haben uns deshalb beschränkt, den Stammbaum eines Zweiges der Familie aufzustellen, der sich von Ulrich Burkhard (1687 bis 1765) an in zwei Linien gabelt, in die Linie Ostermundigen-Bern, welcher der Komponist Willy Burkhard angehört, und die Linie Langenthal mit Bankdirektor Erwin Burkhard. Die Geschichte der Linie Ostermundigen-Bern haben wir bereits von 1724 an bis zu Johann Jakob Burkhard (1808—1883) dargestellt; führen wir sie nun zu Ende.

Dieser war eine starke und charaktervolle Persönlichkeit. Aus der langen Linie seiner Vorfahren von 1570 an ist er der einzige, dem der Sprung aus dem engen Kleinbauern- und Heimarbeiterkreis Schwarzhäuserns gelungen ist. Seine Nachkommen wohnen nicht mehr in Schwarzhäusern; sie haben anderswo Wurzel gefasst; deshalb sollen sie hier kurz angeführt werden.

Johann Jakob (1838—1906) und seine Nachkommen

Johann Jakob gab seinem dritten Kind und ersten Sohn seinen eigenen Vornamen. Vom ersten Tage an beabsichtigte er, die Erziehung des ältesten Sohnes ganz auf den Lehrerberuf hin auszurichten und straff in die Hand zu nehmen. Die gutgemeinte väterliche Erziehung führte dazu, dass der Knabe etwas unselbständig wurde. Er bestand die Aufnahmeprüfung im Seminar Hofwil und erwarb nach zwei Jahren, am 17. Oktober 1857, das bernische Primarlehrerpatent. In Niederönz bekam er seine erste Stelle. Dort heiratete er Verena Kopp, verliess aber bald Niederönz und trat als Familienvater seinen Lebensweg an, der einen starken Stellenwechsel aufwies. Längere Zeit unterrichtete er in Treiten, Dieterswil, auf der Gumm bei Oberburg und in Duggingen. Vorwiegend beschäftigte er sich mit Musik und Geschichte. Er stellte ein Liederbuch für den Schulgesang mit einigen von ihm komponierten Lie-

dern zusammen. Er leitete in den Ortschaften, wo er als Lehrer wirkte, Gesangvereine und betätigte sich als Organist. In Duggingen betreute er eine zeitlang die Musikgesellschaft, und in Basel, wo er die letzten Lebensjahre zubrachte, übergab ihm der Bernerverein die Leitung der Gesangssektion.

In Duggingen befasste er sich mit der Geschichte der Burgen und Burgruinen, die in der Umgebung auf den Jurahöhen standen. Das Manuskript dieser kleinen Burgengeschichte befindet sich in der Burgerbibliothek Bern.

Von den acht Kindern sind besonders zwei Söhne zu erwähnen. Adolf Burk-hard (1862—1935), künstlerisch begabt, trat als Lehrling in das Graveur-Atelier Hubacher in Biel ein, wo er nach der Lehrzeit als geschätzter Mitarbeiter blieb. Er entwickelte sich zum hervorragenden Graveur, dem oft besonders wichtige Arbeiten überwiesen wurden, so zum Beispiel goldene Uhrenschalen für Fürstlichkeiten und hohe Funktionäre des In- und Auslandes. Auch Originalplatten für schweizerische Briefmarken gravierte er. Als im Technikum Biel eine Gravierschule eröffnet wurde, berief die Technikumskommission Adolf Burkhard als Lehrer an diese Schule, wo er bis zu seinem Lebensende wirkte.

Sein jüngerer Bruder Wilhelm Burkhard (1875—1962) trat in die Fussstapfen seines Bruders; er wurde gleicherweise Graveur-Lehrling im Atelier Hubacher zu Biel. Als nach einigen Jahren von der Schweizerischen Landestopographie für den Stich der Landkarten Kupferstecher gesucht wurden, meldete sich Wilhelm; er wurde nach Anfertigung einer Prüfungsarbeit aufgenommen. Als begeisterter Alpinist zeigte er besonderes Interesse, wenn er Kartenteile des Hochgebirges zu stechen hatte. Die für sein Kunstempfinden etwas eintönige Betätigung als Kupferstecher veranlasste ihn, einen Ausgleich zu suchen. Er fand ihn in der Photographie, und zwar in dem damals in Blüte stehenden Bromöldruckverfahren. Jahrelang versah er das Amt eines Präsidenten des Schweizerischen Amateurphotographenverbandes.

Regen Geistes, trat bei ihm noch eine technische Begabung zutage. — So erfand er zum Beispiel auf dem Gebiet der Photographie eine Gelbscheibe mit regulierbarer Abtönung, die er an eine amerikanische Firma verkaufte. Für die Landestopographie entwickelte er ein neues Verfahren zur Anbringung der Schrift auf den Landkarten. Als begeisterter Sänger gehörte er jahrzehntelang der Berner Liedertafel an.

Seine künstlerische Begabung ging auf den Sohn Willy, den Komponisten, die technische auf den zweiten Sohn Werner, Techniker und Konstrukteur, über. Der dritte Sohn, Otto, wurde wie sein Vater, Beamter der Schweizerischen Landestopographie.

Der Komponist Willy Burkhard (1901-1955)

Willy Burkhard, der als Komponist über unsere Landesgrenzen hinaus Bedeutung erlangt hat, sollte nach dem Schulaustritt Lehrer werden. Er erwarb das bernische Primarlehrerpatent. Allein, schon früh trat seine Begabung für Musik zutage, so dass er bereits während der Seminarzeit den Wunsch äusserte, Musiker zu werden. Sein Vater hatte dafür volles Verständnis; jedoch vertrat er die Auffassung, dass dieser Lebensweg nur dann eingeschlagen werden könne, wenn eine genügende Begabung vorhanden sei. Er möchte nicht, erklärte er, dass sein Sohn als Klavierspieler in einer Gaststätte enden müsse. So fasste er den Entschluss, Musikdirektor Fritz Brun die Frage über die Begabung Willys entscheiden zu lassen. Willy spielte vor dem Experten zuerst etwas vom Blatt, nachher eine eigene Komposition. Fritz Brun stand am Fenster, wie mir der Vater Willys erzählte, hörte zu und erklärte, sich umdrehend, der junge Mann sei überdurchschnittlich begabt. Nun wusste der Vater, dass es seine Aufgabe war, dem Sohne den Weg zur vollen Entfaltung zu ebnen.

Diesen Weg beschritt Willy mit grossem Erfolg. Noch während der Seminarzeit wurde er Schüler der bernischen Musikschule. Nachdem er das Lehrerpatent erworben hatte, trat er nicht in den bernischen Schuldienst, sondern setzte die Ausbildung in der bernischen Musikschule fort. Studienaufenthalte in Leipzig, München und Paris folgten.

Nach Bern zurückgekehrt, betätigte er sich als Lehrer für Klavierspiel und Musiktheorie. Hierauf wirkte er am bernischen Konservatorium. Von 1942 an unterrichtete er Musiktheorie und Kompositionslehre am Konservatorium Zürich.

Über seine ausserordentlichen Leistungen als Komponist und Dirigent weist der Verfasser dieser Familiengeschichte auf die von fachmännischer Seite geschriebenen Biographien und musikwissenschaftlichen Schriften hin.

Leider stellten die Ärzte schon im Sommer 1933 bei Willy Burkhard Lungentuberkulose fest. Trotz Kuraufenthalt verschlimmerte sich das Leiden. Erst nach einer Operation trat einige Besserung ein. Jedoch nach Zeiten scheinbarer Heilung warfen ihn immer wieder Rückfälle auf das Krankenlager. In Zeiten des schweren Kampfes mit der Krankheit erlahmte seine Schöpferkraft keineswegs; aus dieser Zeit stammen manche seiner bedeutendsten Werke.

Durch sorgfältige Pflege und liebevolle Rücksichtnahme, besonders von seiner Gemahlin, war es gelungen, obschon nur noch eine Lungenhälfte vorhanden war, die Lungentuberkulose zurückzudämmen und dem Kranken zeitweise Ruhe zu verschaffen. Da ergriff ihn plötzlich eine Blinddarmentzün-

dung, welche die Überführung ins Kantonsspital Zürich erforderte. Leider war es zu spät; am 18. Juni 1955 verschied Willy Burkhard, mit noch vielen Melodien und musikalischen Aussagen im Herzen, die nicht mehr in die Welt hinausklingen konnten.

An seiner Bahre standen seine Gattin Marie Louise, sein Sohn Simon und seine Tochter Ursula. Beide Kinder finden ihre Lebensaufgabe ebenfalls in der Musik. Eine eingehende Würdigung Willy Burkhards wird demnächst Musikdirektor Fritz Indermühle im Jahrbuch des Oberaargaus veröffentlichen.

Ein Vetter von Willy, *Ernst Burkhard* (1891), wirkte als Sekundarlehrer in Münsingen. Angeregt von geschichtlichen Erzählungen seines Grossvaters Johann Jakob (1838—1906), fühlte er sich früh zur Geschichte hingezogen. Nach geschichtlichen, literaturgeschichtlichen und philosophischen Studien an der Universität Bern schloss er als Schüler von Professor Richard Feller mit der Biographie «Abraham Friedrich von Mutach, 40 Jahre bernische Geschichte» die Ausbildungszeit an der Hochschule ab. Als Geschichtslehrer und Geschichtsmethodiker verfasste er für die Sekundar- und Realschulen von vier Kantonen welt- und schweizergeschichtliche Lehrbücher. Durch eine Anzahl geschichtlicher Arbeiten war er bestrebt, die Vergangenheit seiner weitern und engern Heimat aufzuhellen. (Er ist der Autor der vorliegenden Arbeit. Anmerkung der Redaktion.)

Von seinen beiden Söhnen leitet *Jakob* eine Eisenhandlung in Thun-Dürrenast, während *Georg* als Professor an der Kantonsschule Solothurn Mathematik lehrt.

Geschichte der Linie Burkhard-Langenthal

Der gemeinsame Stammvater der Linien Ostermundigen-Bern und Langenthal ist *Ulrich Burkhard* (1687—1765). Von seinen neun Kindern begründete *Hans* (getauft 1720) die Linie Burkhard-Langenthal, *Friedrich* (getauft 1724) die Linie Ostermundigen-Bern.

Hans Burkhard vermählte sich mit Verena Ott von Wynau. Die Familie nannte nur ein Kind ihr eigen, Johannes (1751—1799), der seine Gemahlin ebenfalls in Wynau holte. Dieser Ehe entsprossen drei Kinder.

Von diesen Vorfahren kennen wir nichts als ihre Personalien. Es ist jedoch anzunehmen, dass sie im Hauptberuf Bauern waren.



Schwarzhäusern. Bauernhaus mit Krämerladen. Familie Rudolf Burkhard

 $\label{lem:condition} Johann \ Jakob \ Burkhard, 1808 - 1883, mit \ Gemahlin \qquad Rudolf \ Burkhard, 1858 - 1941, mit \ Gemahlin \qquad Rudolf \ Burkhard, 1858 - 1941, mit \ Gemahlin \qquad Rudolf \ Burkhard, 1858 - 1941, mit \ Gemahlin \qquad Rudolf \ Burkhard, 1858 - 1941, mit \ Gemahlin \qquad Rudolf \ Burkhard, 1858 - 1941, mit \ Gemahlin \ Rudolf \ Rudolf \ Rudolf \ Rudolf \ Rudolf \ Rudolf \$





Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 12 (1969)

Rudolf Burkhard (1782—1832) ist der erste Nachkomme der Linie Langenthal, von dem wir mehr als seinen Namen und seine einfachsten Familienverhältnisse kennen. Verheiratet mit Elisabeth Wyss von Attiswil, wurden der Familie sieben Kinder geschenkt, fünf Knaben und zwei Mädchen.

Der Vater wurde «Hübeli Ruedi» genannt; er übte den Beruf eines «Landbauers» aus. Entsprechend den wirtschaftlichen Verhältnissen der damaligen Zeit, übernahm er neben der Landwirtschaft einen Webstuhl und wob für einen Fabrikanten in Aarwangen Tücher.

Rudolfs dritter Sohn, *Johann Ulrich* (1807—1890), erbte nicht nur das Haus auf dem Hübeli, sondern auch den Namen «Hübeler». Wie sein Vater wob er im Webkeller Tücher und bewirtschaftete einen Bauernbetrieb. Verheiratet mit Elisabeth Jaisli von Mumenthal, entwuchsen der Ehe neun Kinder.

Rudolf Burkhard (1858—1941), der jüngste Spross der neunköpfigen Kinderschar, Gatte der Emma Burkhard von Schwarzhäusern, verliess den Webkeller und betrieb neben der Landwirtschaft einen Krämerladen, den jedoch Frau Emma betreute, während Rudolf Stall und Feld besorgte. Sechs Kinder wurden der Familie geschenkt, zwei Knaben und vier Mädchen.

Erwin Burkhard (geb. 1891), der jüngere der beiden Söhne, verbrachte seine Jugendzeit in Schwarzhäusern und besuchte dort die zweiteilige Primarschule. Obwohl er dem Vater in der Landwirtschaft Beistand zu leisten hatte, neigte er mehr der Arbeit im Krämerladen zu. Besonders freute es ihn, wenn er von der Mutter den Auftrag erhielt, mit dem Schubkarren in Langenthal die bestellten Waren abzuholen. Er lernte dabei Geschäfte und Kaufleute kennen. Obschon er keine Sekundarschule besucht hatte, gelang es ihm, am 7. April 1907 eine Lehrstelle in der Bank in Langenthal anzutreten. Die kaufmännische Lehrlingsprüfung bestand er mit Auszeichnung.

Nun war der junge Mann flügge geworden. Er hatte den richtigen Beruf erwählt und spürte den Drang in sich, alles zu erarbeiten, was man als Bankfachmann können und wissen musste. Fremde Länder zu besuchen, sich dort umzusehen, ihre Sprachen zu erlernen und sich ausgedehnte Kenntnisse anzueignen, stand als Ziel vor seinen Augen.

1912 zog er aus, um die französische Sprache zu erlernen. In Yverdon und Genf arbeitete er in Banken, in Genf bereits als Gruppenchef in der Buchhaltung der Schweizerischen Volksbank. Der Erste Weltkrieg 1914/18 schob den Wunsch, in die angelsächsische Welt Einblick zu gewinnen, hinaus.

Nach dem Kriege, als in der Welt nach und nach wieder geordnete Verhältnisse eingetreten waren, konnte Erwin 1920 in London eine Handelsschule besuchen und sich nachher in einer Bank betätigen. Dann wagte er den Sprung nach den Vereinigten Staaten von Amerika, wo er in Kalifornien amerikanische Arbeitsweise und alle Sparten des dortigen Bankwesens kennen lernte.

Kalifornien hatte ihn besonders angezogen, weil ein Jahrzehnt zuvor seine Schulfreundin Emma Schaad mit ihrer Mutter dorthin ausgewandert war. Am 23. Oktober 1921 fand in Petaluma, einem Städtchen etwa 45 km nördlich von San Franzisko, die Trauung statt.

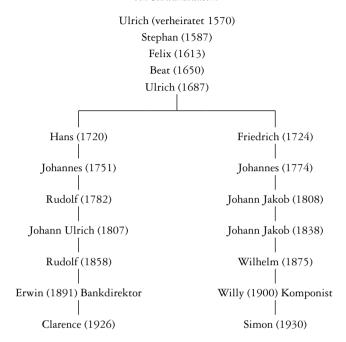
Allein, Erwin Burkhard und seine Gemahlin sehnten sich nach der Schweiz zurück. Mit ihrem Töchterchen reisten sie nach Zürich, wo Erwin, nun mit weltweiten Kenntnissen im Bankfach ausgestattet, zuerst bei der Schweizerischen Kreditanstalt und dann bei der Zürcher Kantonalbank ein Wirkungsfeld fand. Er wirkte dort 20 Jahre, zuletzt als Abteilungschef und Direktionsprokurist bei der Hauptbank in Zürich.

1943 starb Direktor Tschamper von der Bank in Langenthal. Der Verwaltungsrat wurde auf den nun im besten Mannesalter stehenden ehemaligen Lehrling und Angestellten aufmerksam. Einstimmig wählte ihn der Verwaltungsrat zum Leiter der Bank. Es erfüllte ihn mit Genugtuung, nach einem Lebens- und Ausbildungsweg, der zuletzt sogar über den Atlantischen Ozean geführt hatte, von nun an dort als Direktor zu wirken, wo er als Lehrbube zum ersten Mal mit dem Bankwesen in Berührung gekommen war.

Mehr als in einem staatlichen Institut, wo für einen Bankdirektor der freien Entfaltung Grenzen gezogen sind, konnte hier Direktor Burkhard seine Fähigkeiten und reichen Kenntnisse einsetzen. Für ihn ist die Bank nicht Selbstzweck; sie soll die Dienerin des Volkes sein, indem sie durch die sinnvolle Leitung des Geldstromes in die Landwirtschaft, das Gewerbe, den Handel und die Industrie diese wirtschaftlichen Produktions- und Arbeitsbereiche zur bestmöglichen Entfaltung bringen soll.

1965 trat Direktor Erwin Burkhard von seinem Posten zurück. Sein Sohn, *Dr. Clarence*, der 1960 ebenfalls zum Direktor ernannt worden war, übernahm die Leitung der Bank. Als Verwaltungsrat, als Mitglied und Vorsitzender von Verwaltungsräten anderer Unternehmungen beeinflusst Erwin Burkhard noch immer in nicht geringer Weise die Wirtschaft in seinem frühern Arbeitsbereich.

Die Linien Langenthal und Ostermundigen-Bern der Familie Burkhard von Schwarzhäusern



Die hier angegebenen Jahrzahlen bezeichnen vor 1800 das Jahr der Taufe nach 1800 das Geburtsjahr.

Der überaus zahlreichen Nachkommenschaft wegen (in beiden Linien) konnte hier nur je eine Zielrichtung ins Auge gefasst werden: für die Linie Langenthal Erwin Burkhard, Bankdirektor, für die Linie Ostermundigen-Bern der Komponist Willy Burkhard.

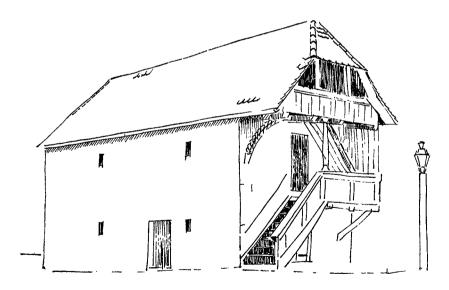
TÄTIGKEITSBERICHT 1968 DER HEIMATSCHUTZGRUPPE OBERAARGAU

PAUL GYGAX UND ULRICH KUHN

Bericht des Bauheraters

Bannwil. Durch Beschluss der Burgergemeinde soll der die Kiesgrube der Firma Burri & Schneeberger vor der Einsicht schützende Hügelrücken längs der Strasse Bannwil—Walliswil bei Bipp durchbrochen werden. Es wird versucht, diesen Durchstich so lange wie möglich zu verzögern.

Herzogenbuchsee. Das Gasthaus «Zum Kreuz» musste durch einen innern Umbau modernisiert werden. Der Heimatschutz wurde zur Meinungsäusserung eingeladen, um altes, wertvolles Kunstgut sinnvoll zu erhalten.



Heimatmuseum Attiswil. Zeichnung Peter Käser, Langenthal

Langenthal. Der Schweizerische Schafzuchtverband wollte zonenwidrig in der Brodmatte, einer idyllischen Waldlichtung, Neubauten für die Wollsortierung errichten. Gegen dieses Bauprojekt, das allgemein auf Ablehnung stiess, wurde opponiert. Der massive Widerstand führte zum Rückzug des Baugesuches, womit die Landwirtschaftszone in jener Gegend erhalten bleibt und das unerwünschte Zusammenwachsen von Langenthal und Obersteckholz vermieden wird

Attiswil. Heimatmuseum. Nach der glücklich durchgeführten Aussenrenovation hat der Ortsverein den Ausbau des Erdgeschosses an die Hand genommen, dessen Räumlichkeiten diejenigen des fertigen Obergeschosses ergänzen sollen. Es ist erfreulich, dass die Mitglieder des Ortsvereins die Arbeiten zur Hauptsache selbst ausführten. Der Berner Heimatschutz unterstützt diese Arbeiten durch Beratung und Beitragsleistungen.

Madiswil. Gegen ein umfangreiches Baugesuch für die Überbauung der Südseite des Mühleberges wurde Einsprache erhoben. Nach den Einigungsverhandlungen konnte die Einsprache unter gewissen Bedingungen zurückgezogen werden.

Oberbipp. Die Gemeindebehörde nahm unsere Bauberatung bei der Renovation eines alten, bescheidenen Hauses in Anspruch, das an zentraler und für das Ortsbild wichtiger Lage steht.

Wiedlisbach. Das neu erstellte Gemeindehaus in Wiedlisbach schliesst eine Brandlücke. Wenn auch kein Bauernhaus mehr entstanden ist, so darf doch die ausgeführte Lösung als mustergültig bezeichnet werden. Durch Anpassung der Proportionen und Materialien ist das Gesamtbild gewahrt worden. (Siehe Jahresbericht 1967.)

Der Bauberater wurde wie gewohnt zu einer Menge von kleineren Beratungen beigezogen, so in Aarwangen, Attiswil, Langenthal, Leimiswil, Wangen a. d. A. und Wiedlisbach, wo es sich überall um ältere Objekte handelte.

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 12 (1969)